# MITTEILUNGEN DER SCHLESISCHE GESELLSCHAFT FÜR VOLKSKUNDE

Schlesische Gesellschaft für Volkskunde

# Mitteilungen

der

## Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde

herausgegeben

von

**F. Vogt** und **Th. Siebs.**

---

**Band V.**

(Januar 1902 bis Dezember 1903.)

Heft IX—X der ganzen Reihe.

**Breslau.**
Selbstverlag der Gesellschaft.
1903.

A

# Inhalt.

### Aufsätze.



### Mitteilungen.

## Besprechungen.

# Mitteilungen

der

## Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde

herausgegeben

von

**F. Vogt.**

Jahrgang 1902. **Breslau.** Heft IX. № 1.



## Deutsche Monatsnamen in Schlesien.

Die Bestrebungen, unsere Sprache von überflüssigen Fremdwörtern zu reinigen, haben auch die Frage angeregt, ob deutsche Benennungen der Monate in unserm Vaterlande noch genügend verbreitet seien, um ihre Einführung statt der herrschenden lateinischen Namen für wünschenswert und tunlich zu erachten. Der allgemeine deutsche Sprachverein hat bezügliche Erhebungen veranstaltet, über deren Ergebnis Prof. Brenner im Märzheft des Jahrganges 1898 der Vereinszeitschrift berichtet hat. Mit gutem Grunde hat sich der Sprachverein gegen die Beseitigung der festeingewurzelten lateinischen Benennungen aus der Schriftsprache erklärt, aber namentlich die „deutschvölkischen" Vereine in Oesterreich haben sich dabei nicht beruhigt, und es ist noch kürzlich aus Deutsch-Oesterreich eine Anfrage über den Gebrauch deutscher Monatsnamen in Schlesien an den Vorsitzenden der Breslauer Ortsgruppe des allgemeinen deutschen Sprachvereins, Herrn Prof. Dr. Gombert, gelangt. Seiner Anregung, hierüber Ermittelungen in den Kreisen unserer Volkskundegesellschaft anzustellen, habe ich um so lieber nachgegeben, als die besondere Art volkstümlicher Zeitrechnung überhaupt einen noch lange nicht genügend beachteten Gegenstand volkskundlicher Forschung bildet. Bisher ist mir Folgendens in der Angelegenheit bekannt geworden.

Wie die deutschen Kalender überhaupt, so zeigen auch die schlesischen im 16. Jahrhundert deutsche und lateinische Monatsnamen neben einander. Nach Mitteilung des Herrn Dr. Hippe lauten z. B. in einem Breslauer Kalender vom Jahre 1586 die deutschen Namen: (Jenner), Hornung, (Mertz, Aprill, May), Brachmon, Hewmon, (Augstmon), Herbstmon, Weinmon, Wintermon, Christmon. Das ist seit dem 15. Jh. die gemeindeutsche Reihe [1]) wie sie Brenner auch für die Würzburger Kalender seit dem 16. Jahrhundert als feststehend bezeichnet. Für den 1. 3. 4. 5. 8. Monat galten also hier nur Namen lateinischen Ursprunges. Sie durch deutsche zu ersetzen, versuchten erst i. J. 1781 Boie und Wieland im deutschen

[1]) Vgl. Weinhold, Die deutschen Monatnamen, S. 8 fg.

Museum und deutschen Merkur. Seitdem finden sich für die ersten fünf Monate: Schneemonat oder Eismonat, Thaumonat, Frühlings- (oder Lenz-) monat, Knospenmonat, Blütenmonat; für den August: Erntemonat; Namen, die z. B. auch in den Würzburger Kalendern auftreten. So schreibt auch der „gemittliche Schläsinger“ teilweise übereinstimmend hiermit: Eismond, Thaumond, Grasmond, und für Mai das aus dem althochdeutschen Winne- oder Wunnemânôt (d. h. Weidemonat) stammende Wonnemond, der bekanntlich auch in älteren Kalendern statt des längst eingebürgerten Mai häufig wieder hervorgezogen wurde. Für die folgenden Monate verwendet der „gemittliche Schläsinger“: Sommermond, Heumond, Erntemond, Herbstmond, Weinmond, Windmond, Christmond.

Auf meine schriftliche Anfrage nach deutschen Namen, die noch im schlesischen Volksmunde lebendig seien, sandte mir Herr Lichter in Leutmannsdorf nachstehende Liste:

Januar: Frostmond, Frustmonda, nebenher auch Jänner. Spruch: Der Jänner macht monchem 'n Flenner.

Februar: Hornung, Hurn. Spruch: Der Hurn sitt ei a Burn.

März: Lenzmond, Lenzmonda, Lenz. Redensart: Der Lenz brummt. Wer im Frühlinge bei den Feldarbeiten sich oft aufrichtet und die Hand auf den steifen Rücken legt, von dem sagt man: Der Lenz brummt 'm uf 'm Rücka. Daher auch: Ich hau dich uf a Puckel, dass dir der Lenz brummt.

April: Grasmond, Groasmonda. Das Gras beginnt zu spriessen.

Mai: Wonnemond, Wunnemonda.

Juni: Brachmond, Broochmonda. In früherer Zeit (Brachfelderwirtschaft) wurde in diesem Monat die zweijährige Brache umgeackert, es wurde „gebroocht“.

Juli: Heumond, Hämonda, Heimonda, aber auch Sommermond, Summermonda.

August: Erntemond, Ahrnmonda; nebenher Hitzemond, Hitzemonda. Spruch: Fanga de Nächte oan zu langa, do kimmt de Hitze geganga.

September: Herbstmond, Herbstmonda.

Oktober: Weinmond, Weinmonda.

November: Windmond, Windmonda.

Dezember: Wintermond, Wintermonda, ebenso häufig auch Christmond, Christmonda.

Dagegen wird von anderen Seiten der Gebrauch deutscher Monatsnamen nur in viel beschränkterem Masse bezeugt. Nach Angabe Herrn Waldemar Walters in Adelsdorf bei Goldberg giebt es in seiner Gegend nur die Bezeichnung „kleener Hornig“ für Februar. Weinhold belegt in seinem handschriftlichen Wörterbuch „der grosse Horn“ für Januar, „der kleine Horn“ für Februar durch den Spruch: Der klejne Horn hott îbern grussen gsojt:

Wenn ich waer wi dû
Ich lîss derfrîrn 's Kolb ai der Kuh.
(Göhe bei Friedland im Isergebirge.)

Herr Scholz in Herzogswaldau kennt nur Hornig, Erntemond und Christmond, Herr Dr. Drechsler nur Christmond, während bei einer münd-

lichen Anfrage in unserer letzten Sitzung ausser Hornig auch Hitzemond für die Grafschaft Glatz bezeugt wurde. Die Frage ist freilich in diesen Fällen immer noch: in wie weit sind die lateinischen oder ursprünglich lateinischen Benennungen dem Volke für diejenigen Monate geläufig, für welche die Berichterstatter deutsche Namen nicht zu bezeugen wussten. Es gilt nämlich sicher auch anderswo in Schlesien was mir Herr stud. phil. Ullrich für die Leobschützer Gegend mitgeteilt hat, dass man bei der Landbevölkerung überhaupt Monatsnamen nur selten hört, dass sie vielmehr meist nach den Hauptfesten rechnet. Von diesem Gesichtspunkte aus muss die Frage noch besonders erörtert werden und genauere Angaben hierüber sind sehr erwünscht. Auch die Jahrmärkte kommen hierbei in Betracht. Für die vier Jahrmärkte, welche im Laufe des Jahres in Jauer abgehalten werden, bringt Herr Scholz folgende Bezeichnungen bei: Usterjermert, Pfingstjermert, Stuppeljermert, kåler oder Kindlajermert.

Soweit die bisher vorliegenden Ermittelungen. An unsere Mitglieder ergeht nun die Bitte, folgende Fragen zu beantworten:

1. Welche deutschen Monatsnamen sind in Ihrer Gegend bei der Landbevölkerung im mündlichen Verkehr üblich?
2. Welche Zeitbestimmungen pflegen statt der Monatsdaten oder neben ihnen verwendet zu werden?

Breslau-Grüneiche. F. Vogt.

# Ein Besuch vor 40 Jahren in einem Gute des Goldberg-Haynauer Kreises.

Von **Waldemar Walter.**

## III. Ein Wochentag.

Für Morgens, wenn die Hähne krähn, steigt noch heut der Landmann aus dem Bett — aber meine Grosseltern stiegen schon eine geraume Zeit eher aus dem in der grossen Kammer stehenden, schottisch gestrichenen Himmelsbett, um die Knechte und Mägde zu wecken. Da galt's denn bei den Knechten als erste Arbeit die Füsse in schon am Abend vorher zurecht gelegtes Stroh — langes weiches Roggenstroh — zu packen, welches die Strümpfe vertrat und das man „Stiefeln“ nannte. Es wurde kunstgerecht um Fuss und Bein geflochten, und nachdem die „Eeballigen“ fest sassen, oben am Knie abgerissen, damit keine Halmen, sogenannte Stiefkinder, oben herauskamen. Dann ging es im Finstern in die Scheune und in die Ställe, und nach etwa 2stündiger Arbeit zum Frühstück, welches bereits in der Ecke der grossen Stube auf dem grossen Gesindetische dampfte. Die Mägde waren, nachdem sie die Kühe gemolken, beschäftigt das Handwasser in einer Gelte auf den Stein vor der Hausthür zu stellen, wo bereits der Grossknecht stand und nach Rang und Stand sich zuerst Hände und Gesicht wusch. Dann folgten die andern, zuletzt die Mägde. Wehe demjenigen, der es gewagt hätte, hierbei in das Wasser, oder später mit dem runden Löffel in die Suppenschüssel vor ihm zu langen. Während des Frisierens, welches im Hausflur und der offenen Stubenthür stattfand, wurde ein sehr langes Gebet gesprochen, leider meist ohne Andacht, in

verschiedenen Tonarten, Tonfällen, Pausen und Takten, so dass uns Kindern eher ein Lachen als eine Andacht angekommen wäre, wenn nicht die Grosseltern und Borrberruse an einem kleinem Tischchen beim Sopha nahe der Stübelthür, das übrigens mit derselben Wassersuppe und Kartoffelbrei, „Sterz“ genannt, besetzt war wie der Gesindetisch, mit gefalteten Händen in höchster Würde und Andacht dem Gebet gefolgt wären und mit leisem Flüstern mitgebetet hätten. Endlich setzte man sich zu Tisch. Niemand sprach ein Wort während des Essens, das hätte sich nicht geziemt. Höchstens der Grossvater sprach leise zur Grossmutter über dies oder jenes aus der Wirtschaft. Am Gesindetische sass jeder Knecht, jede Magd feierlich, den rechten Arm auf den Ellbogen gestützt, den Löffel zur Hand, und löffelte immer nach einander ganz maschinenartig, bis die Schüsseln leer waren und ein kurzes Dankgebet gesprochen wurde.

Nun zur Arbeit, Grossvater voran! Da ging es heiss her, immer fleissig, je nach der Art, ob zu Sommer- oder Winterzeit, aber was that Grossmütterchen und Borrberruse, wie die Stube leer, und so zu sagen die Luft rein war? Sie schenkten sich und uns in die Tassen, Finkennäppel genannt, richtigen, freilich sehr, sehr dünnen Bohnenkaffee ein. — Niemand durfte es sehen oder wissen, denn man hätte Grossmutter als Verschwenderin erklären können, wenn das Sonntagsgetränk sogar schon Wochentags auf den Tisch gekommen wäre. Zum Glück trat heute nach leisem Anklopfen der Schneider mit Bügeleisen, Scheere und grossem Winkelmass bewaffnet erst zur Thüre auf Arbeit ein, als die Tassen flink beseitigt waren. Nun galt es, ihm Arbeit zu holen, denn er war ein reiner Künstler in Flickerei. Während dies besorgt wurde, hatte er schon seine grosse Hornbrille auf der Nasenspitze sitzen und griff eilig auf das Bücherbrettel, wo Bibel, Gesangbuch und Kalender lagen, nach dem einzigen Blatte des Hauses, dem Gebirgsboten, um schnell ein paar Neuigkeiten zu lesen, da er sich selbst das Halten dieses Blattes nicht leisten konnte. Leider dauerte dieser Genuss nicht lange, erstens weil das Lesen nicht schnell ging, und zweitens weil Grossmutter ihm viel auszubessern brachte, was er festsitzend bis tief in die Nacht bei einem selbst gezogenen Inseltlichte fortführen musste.

Grossmutter hatte sich ans Spinnrad gesetzt und legte eben einen frischen Rocken an, als ein schwarzgekleideter Mann eintrat, und mit feierlichen Worten also anhub:

„Gunn Tag! Schickt mich die Wittbe Kriebeln haar, und die Kinder, und sie lohn Euch bieta, mit'n saalig versturbna Ehemonne murrne zu Mittge zu Gruabe zu giehn. A wird mit am Sermoon begruaba. Und zugleich lohn se Euch mit ei's Leed bieta“. „Ach! ies a tudt?“ sagte der Schneider, „na, dam ies wuhl; Goot hua ihn saalig! a ies schunt seit'm klinn Hurrnige (Februar) krank“.

Nachdem der Leichenbitter sein Trinkgeld erhalten hatte und gegangen war, war die Mittagszeit gekommen, wo sich derselbe Vorgang wie beim Frühstück abspielte, nur mit dem Unterschied, da es ein Dienstag war, dass es Fleisch und Schälklössel gab, die nur Sonntags, Dienstags und Donnerstags auf den Tisch kamen. Einen Zehner oder zweites Frühstück bekam nur der Schneider. Vesperbrot wurde nur von Georgetag gespendet, wo es heisst:

Jirgetag brengt a Vaspersak,
Michel triät a wieder heem.

Da ich heut von einem Winterwochentage erzähle, so ist es als selbstredend anzunehmen, dass nach erfolgtem Abendbrot, welches gleichfalls mit Gebet angefangen und beendet wurde, sofort unter Aufsicht und Mithülfe der Grossmutter die Spinnerei ihren Anfang nahm. War das ein Surren, Summen in der behaglichen warmen Stube beim Kaminfeuer oder am Kaselssake, welches gleichzeitig die einzige Beleuchtung abgab. Sobald eine Spinnerin von anstrengender Arbeit einschlief und anstatt Garn Misseldraht fabrizierte, gab es erstens Schelte und ein paar Backbirnen, oder es wurden Lieder angestimmt, deren Texte mir zu behalten nicht gelang, da ich durch das Zubettgehenmüssen davon abgehalten wurde. So kann ich eine Sammlung Spinnstubenlieder nicht beifügen.

(Fortsetzung folgt.)

---

# Schlesische Sagen.

Mitgeteilt von Oberlehrer **Stäsche.**

## I. Drei Erzählungen aus Klein-Ellguth, Kreis Oels, im Dialekt des Dorfes*).

Der schworze Hund und de Muojd. Vû [1]Klái-Allgt ging a mŏl [2]aubens anne [3]Mûojd uf [4]Kritschn zum Rockn. Wie se dernau haim gêt — s'wuor schâo sîr langsm — dau kimmt hâld underweiges a Hund [5]zûner und [6]leiftr immerfurt ver a Fissen hâr, doss se kôm schrêtn kunde. Se wuldn schâo immer an [7]Schipperlich gân, aber se duchte, dûos kûon doch kei richtiger Hund sên, s'kende wull a Karle drôs [8]wârn und [9]kenndr a pûor Wâtschen gân, dosse nich mê zu sich k[1]äme. Da [10]hautses lieber gelussen, aber der Angstschweiss [11]êsr nur immer vum [12]Pucko gelaufm. [13]Wîse dernau uo der [14]Faurtetîre ês, dau kwetschte se sich saŏ durch, dossdr Hund nich [15]mête rê kunde, aber [16]êse bis [17]uo de Hôstiere kimmt — s'worn villeicht [18]zân Schrête — dau ês dr Hund schâo wêdr dau. Nû hautse sich wêder zum [19]Gotter [20]nêgekwetscht und wîse dernau [21]êber a Gotter wegsitt, dau ês der Hund [22]verschwungn̦.

[1] Klein-Ellguth. — [2] abends. — [3] Magd. — [4] Kritschen, ein Nachbardorf. — [5] zu ihr. — [6] läuft ihr. — [7] Stoss mit dem Fusse. — [8] werden. — [9] könnte ihr. — [10] hat sie es. — [11] ist ihr. — [12] Buckel. — [13] Wie sie — [14] Pfortethür (Hofthür). — [15] mit rein (herein). — [16] ehe sie. — [17] bis an die Hausthüre. — [18] zehn Schritte. — [19] Gatter, Thürgitter. — [20] hineingequetscht. — [21] über. — [22] verschwunden.

Der schworze Hund uo der grôsse Brikke. Wî de [1]Kritschijer Domfmêle bränte — s'wûor sâo undr aubns am Summer — dă liffen sâo vêl Neuschîrige rêber sân, und wîse dernau heimgein — s'wuor schâo ar zwelfte Stunde — dau kimmt uff der grôsse Brikke hingerm Durfe bê im iunge [2]Mâjdo a grâosser schworzer Hund, sâo wî a Kolb sâo grôss, verbê-

---

*) Ich habe versucht, das mouillierte d, wie es in Múod = Magd, Mâdo = Mädchen gehört wird, durch Einfügung eines j auszudrücken. — Ebenso wird ê und ei nahezu gleich gesprochen, z. B. Mêle = Mühle, mête = mit.

gesôst und stisst ńonse rûo unt f'ärtr mit der Schnuppe, di êsekâld wúor, gruode uo de Haut. Di wúor aber sâo erschrokken, dosse kai Waurt mê rûsbruchte, unt seitdámm [3]isse [4]guorni [5]mê eiber di Brikke gegangn, wenns schôo sô [6]langsm wuor, weilse sich immer gefurcht hat.

[1] Kritschener. — [2] Mädel. — [3] ist sie. — [4] gar nicht. — [5] mehr. — [6] spät.

Vum Hîno. [1]Amoll ging a [2]Májdo vû Kritschn as Feld (l in Feld ist mouilliert) und da [3]sâgse am Kurne a [4]Hînŏ sitzn, duos wuor ganz [5]verschnottert und da tuot ses erborm und nuoms mête heim a de [6]Stâobe uo a worme [7]Âofn. Wîs durte a wing gesassn hotte, da fängt sichs uo zu [8]schitton und kiäkte an ganzn [9]Hoffn, wull an [10]Sâkvo Kurn ôs.

[1] Einmal. — [2] Mädel. — [3] sah sie. — [4] Hühnel. — [5] wohl = verkommen. — [6] Stube. — [7] Ofen. — [8] schütteln. — [9] Haufen. — [10] Sack voll.

II.

Von einer bekannten oberschlesischen Grafenfamilie wird erzählt:

Der Graf ging eines Tages auf seinen Feldern spazieren, als er einen Robbotbauer, der den Acker pflügte, erblickte. Er ruft ihn in frevelhaftem Uebermut heran und spricht: „In einer Stunde bringst du jene grosse Eiche in meinen Schlosshof; wo nicht, so bist du des Todes“. Der Bauer fiel auf die Kniee vor dem Grafen und bat um Gnade, aber vergebens, der Graf blieb bei seiner Forderung und ging in sein Schloss. Als der Bauer verzweifelnd die Hände ringt, kommt aus der Eiche ein kleines, graues Männchen hervor und sagt freundlich zu ihm: „Nimm die Axt, es wird schon gehen!“ Der Bauer blickte ungläubig das Männchen an, hieb aber auf seine abermalige Aufforderung auf die Eiche los, und diese fiel zu seinem Erstaunen schon nach wenigen Streichen um. Wie sollte aber der schwere Baum nach dem 2000 Schritt entfernten Schlosshofe geschafft werden? Das Männchen ermunterte den Bauern von neuem, er fasste die Eiche an, und sie folgte ihm federleicht nach. Im Schlosshof sprang der Bauer mit ihr herum, und der Graf, der beim Gelage sass, wird ans Fenster gerufen und fragt ihn erstaunt, wie ihm das möglich geworden sei. Da tritt das Männchen aus dem Baum heraus und ruft ihm zu: „Du Verruchter, dir sollen deine Augen geöffnet sein!“ Da sieht der Graf auf jedem Zweige einen der zahlreichen Verstorbenen seines Geschlechtes, Greise, Kinder, Männer und Frauen, die vor übergrosser Anstrengung keuchen. Das Männchen aber rief ihm zu: „Zur Strafe für deinen Frevel soll stets einer aus deiner Familie krank am Verstande sein!“

(Aus der Leobschützer Gegend.)

## Der Nikel in Oberschlesien.

Von Oberlehrer **Stäsche.**

In Ratibor kommt am 6. Dezember der heilige Nikel weissgekleidet mit Bischofskappe und langem Bart, sowie einer Rute in der Hand. Bevor er eintritt, läutet er. Er trägt ein Körbchen mit Nüssen, Aepfeln u. dgl. Jedes Kind, welches betet, wird beschenkt. Er schlägt mit seiner

Rute Klein und Gross und sagt zu den Kindern: „Ich sitze sechs Wochen im Schornstein und höre alles, was ihr thut. Wenn ihr nicht artig seid, komme ich wieder“. In derselben Zeit stellen die Kinder Teller in die Winkel der Stube und hoffen, dass Nikel über Nacht etwas hineinlegt. Am folgenden Morgen sind die Teller voll Nüsse, Aepfel, Spielzeug u. dgl. Sind die Kinder unartig, so bleiben die Teller leer. — Auf den Dörfern bei Ratibor gehen zuweilen zwei Nikel; der eine reitet auf einem Schimmel, der andere geht zu Fuss, und einer bleibt beim Pferde, wenn der andere in die Häuser geht. Manchmal kommt auch ein Grampus (Teufel) mit Larve und in einen schwarzen Pelz gehüllt.

# Bemerkungen über einige Tiere im Glauben des Volkes.

Von **Bruno Bauch.**

Die folgenden Bemerkungen betreffen zum Teil die Behandlung, die der Mensch seinen Haustieren zuwenden, Regeln, die er an ihnen zur Anwendung bringen soll, damit er selbst von ihnen Nutzen habe. Zum anderen Teil beziehen sich diese Notizen auf volkstümliche Deutungen einiger Erscheinungen im Tierreiche überhaupt.

## A. Regeln für die Behandlung und den Gebrauch der Haustiere.

1. Der Mensch soll die Haustiere gut behandeln und ihnen reichlich Futter geben, weil sie ihm, je mehr er ihnen giebt, desto mehr „wiedergân“. In diesem „Wiedergân“ begreift jener utilistische Standpunkt allen Ertrag ein, den er aus der Arbeitskraft der Haustiere, ihrem Fleische, der Milch, dem Haar, der Wolle etc. zieht. Auch die Wachsamkeit des Hundes hängt von dem guten Futter ab, das er bekommt. Denn er ist einerseits dankbar dafür und wacht schon aus Dankbarkeit ordentlich; andererseits macht gutes Futter dem Hunde „Temperment“ (Temperament), d. h. es giebt ihm Mut.

2. Auf einen guten Gesamtviehstand einer Art geht folgender Brauch: Tritt ein Landwirt in den einem anderen gehörigen Viehstall, welche Art von Vieh er auch enthalte, so pflegt der Besucher, wenn er in Begleitung des Besitzers ist, seinen Eintritt mit dem Wunsche „Viel Glück!“ zu begleiten, auf den der Besitzer sein „Dank' schön!“ erwidert. Von einem solchen Wunsche glaubt man in der That ein gut Teil des Glückes im Stalle abhängig. Und jeder „Sachverständige“, d. h. jeder, der diesen Brauch kennt, gilt als Neider, wenn er den Glückwunsch unterlässt. Dieser Neid aber ist selbst als Gesinnung schon einem guten Viehstande schädlich. Er wirkt wie ein „Fluch“.

3. Den alten Weihnachtsbrauch, den Tieren an der Vigilie vor Weihnachten Brot zu geben, erwähnt schon Herr Dr. Kühnau in seinem Bericht über „die Bedeutung des Brotes in Haus und Familie“ [1]). Ich habe

[1]) Vergl. Mitteilungen Heft VIII Nr. 2.

jedoch nie diesen Brauch als eine „Angewöhnungskur fürs nächste Jahr" der Haustiere an ihren Besitzer deuten hören, wie das Herr Dr. Kühnau erzählt, sondern als ein allerdings vielleicht etwas sonderbares Zeichen der Anerkenntnis menschlicher Kreatürlichkeit, durch das man zugleich auch umgekehrt die Tiere als Geschöpfe Gottes anerkennen will. Die Argumentation dieser Volkstheologie, die von der Legende der Geburt Jesu im Stalle ausgeht, ist dabei folgende: Die Feier der Geburt des Gottsohnes in einem Stalle erinnert uns daran, dass Gott auch die Tiere seiner Gegenwart würdigte. Darum verdienen auch die Tiere von Seiten des Menschen eine würdige Behandlung, der auch nur ein Geschöpf Gottes sei, wie eben das Tier. Indem er darum am Abende vor der Geburt des Sohnes Gottes die Tiere an seinem „täglichen Brote" Anteil nehmen lasse, mache er gleichsam mit ihnen gemeinsame Sache, als Geschöpf mit Geschöpfen. Er erkenne seine eigene Kreatürlichkeit an, aber er erkenne zugleich auch die Tiere als Geschöpfe Gottes an, und gebe damit deutlich kund, dass er die Lehre, die er aus der Geburt des Gottsohnes im Stalle ziehen solle — eben die Lehre, die Tiere würdig zu behandeln — wirklich beherzige. Natürlich ist es ihm dabei nicht allein um diese Beherzigung zu thun, sondern auch um den Lohn, den er im Diesseits oder Jenseits dafür zu ernten hofft, denn dass Gottes Lohn für diesen frommen Brauch nicht ausbleibt, wird dabei immer betont.

4. Für die Behandlung der Pferde im besonderen haben die Kutscher folgendes Sprüchlein als Grundsatz und gleichsam als Bitte des Pferdes zu beachten:

„Auf dem Geraden will traben ich,
Bergab und bergauf schone mich,
Bei der Krippe vergiss mich nicht".

5. Dass Hunde und Katzen durch gekautes Brot angewöhnt werden sollen, hat Herr Dr. Kühnau ebenfalls schon berichtet [1]).

6. Wachsamkeit und Bösartigkeit der Hofhunde glaubt man dadurch zu erzielen, dass man den jungen Hund, den man zum Hof- und Wach-Dienst bestimmt, am dritten Tage nach seiner Geburt mit dem Kopfe voran dreimal in die Backofen-Oeffnung hält. Ganz sicher meint man seine Absicht aber nur dann zu erreichen, wenn man zuerst dem jungen Tiere gewaltsam die Augen aufreisst und erst dann jenes Ceremoniell vollzieht.

7. Rinderherden sollen nicht mit Hilfe von Hunden ausgetrieben und auf der Weide gehütet werden, damit nicht etwa eine tragende Kuh von einem Hunde gebissen werde. Beisst nämlich ein Hund eine tragende Kuh, so hat das von ihr geborene Kalb Hundezähne.

### B. Deutungen einiger Erscheinungen aus dem Tierreiche überhaupt.

1. Die Furcht der Pferde vor der an sich ziemlich dünnen Peitsche, sowie die Thatsache, dass Pferde vor kleinen Gräben, ja ganz schmalen Strassenrinnen scheuen, sucht man aus der Annahme zu erklären, dass

[1]) a. a. O. S. 26.

das Pferd ein „Vergrösserungsauge" besitze, weil es bei seiner eigenen Grösse sich doch nicht vor so geringfügigen Dingen zu fürchten brauche, die für es ja Kleinigkeiten seien. Diese psycho-physiologische Hypothese, die zwar sehr der Logik entbehrt, glaubt man experimentell willkürlich dadurch bestätigen zu können, dass man ein Pferd durch einen „blossen" Strohhalm zu beunruhigen vermag, indem man ihm damit vor den Augen herumhantiert.

2. Das starke Heulen der an der Kette liegenden Hunde gilt als schlimme Vorbedeutung: Es wird in kurzer Zeit in der Gemeinde, in der ein Hund stark heult, ein Selbstmord stattfinden, und zwar durch Erhängen. Oft aber beschränkt man das Omen nicht auf eine Gemeinde, weil man sonst wohl bald das Aussterben der ganzen Gemeinde befürchten müsste. Man lässt es für einen grösseren Bezirk gelten, dessen Grenzen aber nicht angebbar sind. Oft glaubt man auch die angegebene Art des Selbstmordes hochgestellter Persönlichkeiten dadurch vorbedeutet.

3. Auch der kleine Kautz, die „Tod-Eule", gilt als Vorbote des Todes: In dem Hause, oder in dem Gehöft, wo sie ihr Pfeifen hören lässt, muss bald jemand sterben. Dabei wird aber nichts darüber ausgemacht, ob der Tod „auf natürlichem Wege" oder durch Selbstmord erfolgt.

4. Lässt sich in einem Hause oder in einem Gehöfte die gemeine Unke, auch „Feuerkröte" genannt, sehen oder hören, so bricht hier bald Feuer aus.

5. Auch der „Feuerhase" kündigt Feuer an. Und zwar gilt bald jeder Hase, wenn er sich nur einmal in ein Gehöft verläuft, als „Feuerhase", bald kommt dem „Feuerhasen" noch ein besonderes Charakteristikum zu. Es ist dann ein nicht ganz gemeiner Feldhase, sondern ein solcher, der die Fähigkeit hat, Feuer zu speien; und man kann kleine „Feuerbüschel" um sein Maul herumfliegen sehen. Ausser diesem Vermögen, Feuer zu speien, unterscheidet er sich aber durch nichts von den übrigen Gliedern der Feldhasen-Art.

6. Dass auch Katzen vorbedeutend sein können, ist aus den Jäger-Erzählungen genugsam bekannt. Aber nicht allein der Jäger darf und soll sich auf einen Misserfolg, vielleicht sogar auf ein Unglück gefasst machen, sondern jedermann, wenn ihm eine Katze über den Weg läuft. Glaubt jemand also, dass der Weg, den ihm eine Katze kreuzt, zu einem wichtigen Unternehmen führen sollte, hat er irgend etwas Wichtiges vorgehabt und läuft ihm eine Katze über den Weg, den er geht, um sein Vorhaben auszuführen, so thut er am besten, wenn er wieder umkehrt.

7. In einen eigentümlichen sympathetischen Zusammenhang bringt man alte Jungfern und Mäuse. Die Mäuse können die alten Jungfern nicht leiden, weil diese die Katzen gern mögen, die die ärgsten Feinde der Mäuse sind. Darum giebt es auch überall da wenig Mäuse, wo es viele alte Jungfern giebt. Als ich das zum ersten Male hörte, war ich geneigt zu glauben, dass das ziemlich bekannte Beispiel, das unsere berühmten Biologen, Darwin und Weismann, in construktiver Bedeutung zwar nur, für die Correlativität des organischen Daseins natürlich in einem ganz andern Sinne anführen, erst von der Wissenschaft her in das Volksbewusstsein gedrungen sei. Doch scheint mir, ganz abgesehen von der Verschiedenheit der Deutung, die der Volksglaube und die wissen-

schaftliche Ueberlegung zum Ausdruck bringt, die populäre Auffassung von der Antipathie der Mäuse gegen die alten Jungfern älter als die Zurückführung des blos construktiven biologischen Faktums auf den Kampf ums Dasein. Indessen ist mir dieser Volksglaube nur sehr vereinzelt begegnet, und er wird mit Vorsicht anzusehen sein.

8. Die Fledermäuse hält man für gefährlich, weil sie den Menschen in die Haare zu fliegen suchen und sich darein verwickeln und sogar „festkleben". Auf dem Lande herrscht die grausame Sitte, sie mit Peitschen aus dem Fluge zu Boden zu schlagen und mit ausgespreizten Flügeln an die Stallthüren zu nageln, oft noch ehe sie durch den Peitschenschlag völlig getötet sind. Ob diese Sitte mit jenem Glauben in Zusammenhang steht, lässt sich mit Sicherheit nicht ermitteln. Angegeben wird es aber. Und zwar hört man eine zweifache Begründung. Die einen geben an, der Verstrickung der Tiere in die Haare vorbeugen zu wollen. Die anderen glauben Rache nehmen zu sollen für das dreiste Bestreben der Tiere, sich dem Menschen auf den Kopf zu setzen und nur mit Verlust des Haares sich entfernen zu lassen.

9. Schwalben und Schwalbennester werden als Abwehrmittel des Blitzes angesehen: In das Haus, in dem Schwalben nisten, oder auch nur genistet haben, lässt Gott den Blitz nicht fahren, sofern auch nur die Nester erhalten sind. Wird aber ein Schwalbennest in einem Hause mutwillig zerstört, so schlägt sicher zur Strafe der Blitz bald ein.

## Noch eine Variante des Marlborough-Liedes.

Von **Dr. Wahner**, Gleiwitz OS.

Den von Cogho, Koschwitz und Patschovsky (Mitteilungen IV S. 39, V S. 21 und 61) mitgeteilten Varianten des Marlborough-Liedes in Schlesien sei im folgenden eine neue aus Lasswitz im Grottkauer Oberkreise angereiht, deren Worte und Weise mich vor mehr als 20 Jahren ein gleichaltriger Schulkamerad lehrte.

Unterscheidet sich die Fassung auch nicht viel von den bereits veröffentlichten, so gewinnt sie doch besonderes Interesse durch die teilweise Erhaltung des Namens „Marlborough". Der Text lautet:

1. Der Bruck, der zog zum Kriege,
Vidibumjaja, juchheirassa,
Der Bruck, der zog zum Kriege,
Wer weiss, kommt er zurück.

2. Zu Ostern muss er kommen,
Sonst kommt er gar nicht mehr.

3. Die Ostern sind vergangen,
Der Bruck war noch nicht da.

4. Ich sah 'nen Reiter kommen,
Ganz traurig und betrübt.

5. Ach Reiter, liebster Reiter,
Was bringst du Neues mit?

6. Der Bruck, der ist erschossen
Mit Pulver und mit Blei.

7. Sie haben ihn begraben
Mit vieren Offizier.

8. Der erste trug den Degen,
Der zweite das Gewehr.

9. Der dritte trug den Kürass,
Der vierte seine Kron'.

10. Auf seines Grabes Hügel
Ward Rosmarin gepflanzt.

11. Auf seinem höchsten Stengel
Singt eine Nachtigall.

Dass das Lied durch französische Soldaten in diese Gegend gelangt sei, wie nach Patschovskys Vermutung ins Liebauer Thal, ist nicht unmöglich, aber unwahrscheinlich. Wohl haben ohne Zweifel französische Abteilungen in den Jahren 1806 und 07, besonders gelegentlich der Belagerung von Neisse, die Dörfer des Grottkauer Oberkreises heimgesucht; die geringe Verbreitung des Liedes aber daselbst spricht für eine spätere Uebertragung von anderswoher.

## Liebeslied aus Heidau, Kreis Neisse.

Mitgeteilt von Oberlehrer **Meier** in Gleiwitz.

1. Ei, Aeppelbemla süsse,
Wie bitter ist der Tod,
:,: Und wer ein feines Lieblein hat, :,:
Der liebet sie allezeit selbst (?).

2. „Ei, heite aber[1]) morgen
Do bin ich noch bei dir,
:,: Und wenn der helle Tag anbricht :,:
So scheid' ich nun von dir".

3. „Wenn wirst du wieder kommen,
Herzallerliebster mein?
:,: Und wenn's wird schneien Rosen :,:
Und regnen kuhlen Wein".

4. Es schneit ja keine Rosen,
Es regnet auch kein Wein;
:,: So kommst du nicht mehr wieder, :,:
Herzallerliebster mein".

5. „Wann ich nicht wieder kommen thät,
Die Schuld wär' selber dein,
:,: So oft wie ich gekommen, :,:
Hast du mich gelassen rein".

6. „Ich hab' dich zwar gelassen rein
Aus lauter Lieb' und Treu,
:,: Ich gedachte, du werst mich nehmen, :,:
Aber jetzt bin ich geheit[2]).

7. Nimmst du dir gleich eine Reiche,
Mich arme lässt du stehn,
:,: Man findet deinesgleichen, :,:
Man darf nicht leer ausgehn.

8. Ein armes Mädel kann werden reich,
Ein reiches kann werden arm,
:,: Und dir wird's auch ergehen, :,:
Ergehn, dass Gott erbarm'".

[1]) oder.
[2]) betrogen.

## Litteratur.

**Oberschlesische Dorfgeschichten,** Novellen von Moritz von Reichenbach, Leipzig, Reklam. Universal-Bibliothek. Nr. 4240.

Mit diesen Erzählungen hat die Verfasserin (Valeska Gräfin Bethusy-Huc) in dankenswerter Weise zum erstenmal ein Gebiet der heimischen Litteratur bebaut, das bis jetzt fast vollständig brach lag. Und doch ist die Dorfgeschichte augenblicklich das Schosskind deutscher Schriftsteller, und kaum ein deutscher Landesteil blieb an der Pflege dieses Poesiezweiges unbeteiligt, wenn er auch nicht überall so zahlreiche und so duftige Blüten treibt wie in der Heimat eines Maximilian Schmidt, eines Hansjacob, eines Anton Schott.

Die nicht mit Unrecht beliebten Schwänke unserer schlesischen Dialektdichter Rössler, Heinzel, Bauch, Kretschmer und Lichter beschränken sich zumeist auf humorvolle Zeichnung einiger Dorforiginale (kajoscher Karle), auf launige Ausschmückung loser Dörflerstreiche, wobei nicht zum wenigsten das mehr zur Humoreske als zur ernsten Erzählung geeignete heimische Idiom die meist zwerchfellerschütternde Wirkung hervorrufen hilft. Tief gefasste seelische Probleme (Philos vom Walde „Leutenot" lassen wir als epische Dichtung

aus dem Spiele) fanden hier bislang noch keinen Bearbeiter, obgleich Seelenkämpfe gerade in der gemütvollen „Schläsing“ dem Landvolke nichs Unbekanntes sind.

In diese offenbare Lücke setzt Moritz von Reichenbach ein, freilich mit Beschränkung auf den slavischen Volksteil Oberschlesiens, freilich ohne die grossen süddeutschen Vertreter der Dorfgeschichte zu erreichen. Die erste der Erzählungen „Ein Gerichtstermin“ bewegt sich noch im Rahmen einer seichten Humoreske, während die zweite „Hochwürden“ und die vierte „Zwei Glückliche“ betitelt, nur als skizzenhafte Bilder gelten können, aber als Bilder von rührender Lebenswahrheit. Wir kennen selbst zwei solche glückliche Dörfler, die denen der Erzählerin zum Verwechseln ähnlich sind und handeln. Die Bezeichnung „Novellen“ verdienen nur die drei übrigen: „Woitek“, „Die Wallfahrer“ und „Kascha“, besonders die zwei letzteren; die beiden ersteren zeichnet eine erschütternde Tragik aus. Allen Stücken aber eignet anschauliche und naturwahre Zeichnung oberschlesischen Volkslebens, was sie dem Forscher slavischer Volkskunde noch wertvoller machen dürfte. Dr. Wahner.

**Schlesische Brautfahrt.** Ein Schauspiel in 4 Aufzügen von Ernst Wachler. Leipzig und Berlin 1901. Leo H. Meyer.

Ernst Wachler, einer der eifrigsten Verfechter der deutschen „Heimatkunst“, hat in dem vorliegenden Schauspiel eine Dichtung geschaffen, die für den Schlesier ein besonderes Interesse bietet. Die Handlung spielt in Schlesien und Böhmen auf beiden Seiten des Gebirges und die warme Begeisterung des Verfassers für das Schlesierland findet besonders in poesievollen Schilderungen schlesischer Naturschönheiten ansprechenden Ausdruck. Das Ziel, zu dem sich die Handlung bewegt, ist die Vereinigung des Deutschtums diesseits und jenseits der schwarzgelben Pfähle; sie vollzieht sich symbolisch in der schliesslichen Versöhnung und Verbindung der jahrhundertelang durch Glaubenszwist und politische Kämpfe gespaltenen schlesischen und böhmischen Linie eines alten deutschen Adelsgeschlechtes; das ist das Ergebnis der Brautfahrt des Helden, eines jungen schlesischen Grafen, der sich die Tochter des böhmischen Freiherrn aller Familienfeindschaft zum Trotze erringt. Ob das Stück für die Bühne geeignet ist, mag dahingestellt bleiben; es ist nicht frei von Schwächen in der Composition wie in der Charakterzeichnung. Doch bringt es die wichtigsten Seiten der nationalen Frage zu eindringlicher Darstellung und zeichnet sich durch warmes patriotisches Empfinden wie durch einen edlen, an den klassischen Vorbildern geschulten Stil aus. F. V.

# Anzeigen.

Am Sonntag, den 26. Januar, abends 7 Uhr, veranstaltet die Schlesische Gesellschaft für Volkskunde im „Schlesischen Hof“ ein Fest mit folgendem Programm.

1. Schlesische Volkslieder, von Mitgliedern des Bohn'schen Gesangvereins gesungen unter Leitung des Herrn Musikdirektors Prof. Dr. Bohn.
2. Altschlesische Bauerntänze, aufgeführt von Herren und Damen der Gesellschaft.
3. 's Julerle vum Priezelte, Schwank, nach M. Heinzels Erzählung dramatisiert von H. Sittenfeld. Aufgeführt unter Leitung des Verfassers von Mitgliedern der Gesellschaft.
4. Gemeinsames Abendessen.
5. Tanz.

Eintrittskarten (Preis einschliesslich des Abendessens 3 Mark) sind bei Herrn Hofkunsthändler Bruno Richter, Schweidnitzerstrasse 8, zu haben.

**Nächste Sitzung:** Freitag, den 10. Januar, im Auditorium XIV der Universität. Rechnungslegung für 1901. Wahl der Rechnungsprüfer und des Vorstandes. Vortrag des Herrn Gymnasialdirektors Prof. Dr. Feit: Ueber Breslauer Häusernamen.

Zur Ergänzung des mit dem beiliegenden Umschlag und Inhaltsverzeichnis abgeschlossenen IV. Bandes sind bis auf Weiteres einzelne Nummern zum Preise von je 60 Pfennigen gegen Einsendung des Betrages in Briefmarken vom Schriftführer, Herrn Bibliothekar Dr. Hippe, Opitzstrasse 3, zu beziehen.

Schluss der Redaction: 4. Januar 1902.

Buchdruckerei Maretzke & Märtin, Trebnitz i. Schles.

# Mitteilungen

der

## Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde

herausgegeben

von

**F. Vogt.**

Jahrgang 1902. **Breslau.** Heft IX. № 2.



## Die Pfingstscheune.

Von **O. Scholz** in Herzogswaldau.

Ungefähr bis in die Mitte des vergangenen Jahrhunderts wurde am zweiten Pfingstfeiertage in Hermannsdorf, Kreis Jauer, von der Dorfbevölkerung ein Fest veranstaltet, das man die Pfingstscheune nannte. Es bestand in einem Umzug durchs Dorf und endete mit einem Tanzvergnügen auf dem mit Kränzen, Guirlanden und Birkenreisern geschmückten Tenne einer Scheune, daher der Name Pfingstscheune.

Eine Hauptrolle bei diesem Umzuge spielten zehn junge Burschen, wovon einer der Grosskönig, ein anderer der Kleinkönig, ein dritter der Sahnlecker, ein vierter der Pritschenmeister, ein fünfter der Hackenteufel, ein sechster den Rauhvies vorstellte, die übrigen vier wurden Pfingstjunker genannt.

Bereits acht Tage vorher waren aus dem nahen Mönnchswalde von den jungen Burschen zwei hohe Fichtenbäume herbeigeholt worden, wovon der eine, nachdem sie beide von den Aesten und der Rinde bis auf die Krone befreit und diese mit bunten Taschen- und Halstüchern geschmückt waren, welche die Dorfmädchen geschenkt hatten, im Hofe des Grosskönigs, der andere im Hofe des Kleinkönigs aufgerichtet wurde.

Am Nachmittag des erwähnten Pfingstfeiertages versammelten sich die zehn Burschen beim Grosskönig, ein jeder, der Rauhvies ausgenommen, im Sonntagsanzug, wozu als Kopfbedeckung ein Cylinderhut diente, der am oberen Rand mit einer Menge buntseidener Bänder verziert war, welche über die Krempe und bis über das halbe Gesicht herabfielen.

Es erinnert dieser originelle Bänderzierrat an die auf dieselbe Art und Weise geschmückten Perchtenläufer in Bayern [1]).

Der Sahnlecker trug ausserdem einen grossen hölzernen mit bunten Bändern geputzten Löffel, der Hackenteufel eine auf dieselbe Weise ge-

[1]) Aehnlich ist die Verschleierung des Christkindels und des Engels bei den Batzdorfer Weihnachtsaufführungen, s. Vogt, Schles. Weihnachtspiele S. 217.

schmückte kleine Hacke, der Pritschenmeister eine hölzerne Pritsche in der Hand. Bei dem darauf folgenden Umzug, dem sich die gesamte Dorfjugend anschloss, wurde der im Gesicht, an Armen und Händen, Beinen und Füssen schwarzgefärbte und in grüne Lindenreiser eingehüllte Rauhvies von den Pfingstjunkern an zwei langen Stricken geführt. Gelang es ihm, sich von seinen Führern loszureissen, so eilte er in wilder Flucht, durch Gräben und Teiche springend, zum nächsten Krämer oder ins nächste Wirtshaus, wo er essen und trinken konnte, soviel und was er wollte, bis ihn seine Führer wieder eingefangen und zurückgebracht hatten, was sich oft wiederholte. In jedem Hofe wurde eingekehrt und in einer Büchse Geld gesammelt, mit welchem die später zum Tanz aufspielenden Musikanten und das Getränk bezahlt wurden. War in einem Hofe der Wirt knauserig und das Geldgeschenk unbedeutend, so machte ihm der Hackenteufel vor der Hausthür ein Loch oder schlug ihm mit der Hacke einen Stein aus der Mauer. Die Aufgabe des Sahnleckers bestand darin, in die Wohnungen hineinzugehen, um sich zu überzeugen, dass darin alles sauber und reinlich, namentlich ob die Milch- und Sahngefässe sich in saubern Zustande befänden. Fand er z. B. in einem derartigen Gefäss Fliegen herumschwimmen, so fuhr er schnell mit seinem Löffel hinein, um mit demselben darin herumzurühren. Der Pritschenmeister hatte dafür zu sorgen, dass stets der Weg frei war, weshalb er einen jeden, der sich ihm entgegenstellte, mit seiner Pritsche schlug.

Nachdem man auf diese Weise die Runde durchs Dorf gemacht hatte und wieder im Hofe des Grosskönigs angelangt war, begann der Tanz, der bis in die Nacht hinein währte.

Die Hals- und Taschentücher erhielten der Gross- und Kleinkönig zum Geschenk.

Aus Hermannsdorf, Kreis Jauer.

---

# Lohnverhältnis von 1850.

Mitgeteilt von **O. Scholz**, Herzogswaldau.

Ein Grossknecht bekam jährlich zwanzig Thaler, Leinwand zu einem feinen und drei groben Hemden, den Ertrag von ein Viertel ausgesäten Lein oder einen Sack Gerste.

Ein zweiter Knecht erhielt jährlich sechzehn, siebzehn bis achtzehn Thaler und Leinwand zu drei Hemden.

Ein Wagner = Kutscher zwölf bis dreizehn Thaler und Leinwand zu zwei Hemden.

Ein Kühjunge bekam sieben Thaler sowie ein Paar Leinwandhosen.

Eine Grossemagd erhielt jährlich sogenannten grossen Lohn zwölf Thaler, Leinwand zu zwei Hemden und den Ertrag von zwei Metzen ausgesäten Lein. Kleinen Lohn acht Thaler fünfzehn Ellen feine und fünfzehn Ellen starke Leinwand.

Eine Mittelmagd, grossen Lohn zehn Thaler, Leinwand zu zwei Hemden und den Ertrag von zwei Metzen ausgesäten Lein. Kleinen Lohn sechs Thaler, fünfzehn Ellen feine und fünfzehn Ellen starke Leinwand.

Eine Kleinemagd, grossen Lohn sechs Thaler, Leinwand zu zwei

Hemden und den Ertrag von zwei Metzen ausgesäten Lein. Kleinen Lohn vier Thaler, zehn Ellen feine und zehn Ellen starke Leinwand.

Ein Mädel erhielt zwei Thaler, Leinwand zu zwei Hemden, zum Pfingstjahrmarkt und Herbstjahrmarkt eine Schürze.

Weihnachtsgeld erhielten die drei Mädge jede zwei Thaler, das Mädel einen Gulden.

Aus Herzogswaldau, Kreis Jauer.

## Drei schlesische Volkslieder.

Mitgeteilt von **O. Scholz** in Herzogswaldau.

### Die zwei Königskinder[1]).

Es waren zwei Königskinder,
Die hatten einander so lieb,
Sie konnten zusammen nicht kommen
So sehr sie die Liebe auch zieht.

Und unter den Vätern der Beiden,
War immer noch Zank und Streit
Und unter den Liebesleuten
Nicht eine Kleinigkeit.

An einem Sonntagsmorgen
Bracht ihm eine Taube einen Brief,
Geliebter, ach könntest du schwimmen
Und kämst diese Nacht zu mir.

Drei Fackeln will ich dir stecken,
Den Weg zu leuchten dir.
Und als die drei Fackeln erloschen
So wurde es stockfinster hier.

Dem kühnen Schwimmer ward bange,
Ward müde und ertrank,
Die Königstochter da drüben
Erwartete seiner noch lang. —

„Ach Mutter, herzliebste Mutter,
Mir thut der Kopf so weh,
Lass mich eine kleine Weile
Spazieren gehn an dem See“.

„Ach Tochter, herzliebste Tochter,
Allein darfst du nicht gehn,
Nimm dir die jüngste Schwester
Und die soll mit dir gehn“.

„Ach Mutter, herzliebste Mutter,
Die Schwester ist noch zu klein,
Sie pflückt mir die Blümlein alle,
Die an dem Strande sein.

[1]) Das sehr alte und weit verbreitete Lied war bisher in Schlesien noch nicht nachgewiesen. Die wichtigste Literatur über das Lied verzeichnet Hoffmann-Prahl Nr. 434.

Ach Mutter, herzliebste Mutter,
Mir thut der Kopf so weh,
Lass mich eine kleine Weile
Spazieren gehn an den See“.

„Ach Tochter, herzliebste Tochter,
Allein darfst du nicht gehn,
Nimm dir den jüngsten Bruder,
Und der soll mit dir gehn“.

„Ach Mutter, herzliebste Mutter,
Mein Bruder ist noch zu klein,
Er schiesst mir die Vöglein alle,
Die auf den Bäumen sein“.

Es war eines Montagsmorgens,
Als alles im Schlosse noch schlief,
Bis auf die Königstochter,
Die keinen Schlummer geniesst.

Sie hüllt sich in ihren Mantel,
Und ging an des Sees Strand,
Sie suchte da und suchte
Bis sie den Fischer fand.

„Ach Fischer, herzliebster Fischer,
Willst du dir verdienen ein' Lohn,
So suche mir aus den Wellen
Den teuren Königssohn“.

Der Fischer warf seine Netze
Wohl runter bis auf den Grund
Und suchte da und suchte
Bis er ward seiner kund.

Sie nahm ihn in ihre Arme,
Drückt ihn an ihren Mund:
„Geliebter, ach könntest du sprechen,
Da würde mein Herze gesund“.

Was nahm sie von ihrem Haupte?
Ihre goldne Ehrenkron:
„Hier hast du, armer Fischer,
Hier hast du deinen Lohn“.

Was zog sie von ihrem Finger?
Ihr gold'nes Ringelein:
„Hier hast du, armer Fischer,
Kauf Brot deinen Kinderlein“.

Sie hüllt sich in ihren Mantel
Und stürzt sich in den See:
„Ade, du lieber Vater,
Du strenge Mutter, ade“.

Zwei Glöcklein hört man klingen,
Sie klingen so herrlich, so schön
Für die zwei Königskinder;
Sie liegen begraben im See.

Aus Reichenbach.

### Soldaten-Los.

O Breslau, du wunderschöne Stadt,
Darin ein junger Soldat,
Der da muss marschieren in das Feld,
Der da muss marschieren in das Feld,
Wo die Kanonen stehn,
Wo die Kanonen stehn.

Und als es um die erste Nacht kam,
Da weinte seine Braut,
Weine nicht, weine nicht, meine liebe Braut,
Weine nicht, weine nicht, meine liebe Braut,
Machst mir den Abschied schwer,
Machst mir den Abschied schwer.

Und als es um die zweite Nacht kam,
Da weinte sie noch mehr.
Weine nicht, weine nicht, meine liebe Braut,
Weine nicht, weine nicht, meine liebe Braut,
Machst mir den Abschied schwer,
Machst mir den Abschied schwer.

Und als er in die Stadt rein kam,
Vor Generals hohes Haus,
General der schaut zum Fenster raus,
General der schaut zum Fenster raus,
Mein Sohn, bist du schon hier,
Mein Sohn, bist du schon hier.

Geh du zu deinem Feldwebel hin,
Zieh dir den blauen Rock an,
Denn du musst marschieren in das Feld,
Denn du musst marschieren in das Feld,
Wo die Kanonen stehn,
Wo die Kanonen stehn.

Und als er in das Feld raus kam
Eine Kugel ihn da traf,
Jetzt liegt er da und schreit so sehr,
Jetzt liegt er da und schreit so sehr
Nach seinem Kamerad,
Nach seinem Kamerad.

Ach Kamrad, lieber Kamrad mein,
Schreib mir einen Brief nach Haus,
Schreib mir einen Brief an meine Braut,
Schreib mir einen Brief an meine Braut,

Dass ich geschossen bin,
Dass ich geschossen bin.

Ich habe weder Feder noch Dinte da,
Dass ich ihr schreiben kann,
Schneid du in meinen Finger ein,
Schneid du in meinen Finger ein
Und schreib mit meinem Blut,
Und schreib mit meinem Blut.

Kaum hat er das letzte Wort gesagt
Eine zweite Kugel ihn traf,
Jetzt liegt er da und schreit nicht mehr,
Jetzt liegt er da und schreit nicht mehr,
Seine Seele schwebt zu Gott,
Seine Seele schwebt zu Gott.

Aus Reichenbach.

## Erntefestlied.

In lautem Jubel bringen wir
Den schönen Erntekranz,
Mit vollen Ehren prangen wir
Noch mehr als Goldesglanz.

Durch scharfen Sens- und Sichelstrahl
Ist nun das Feld geleert,
Geerntet ist nun abermal
Was Gott uns hat beschert.

Die vollen Scheuern strotzen gar
Von all dem Ueberfluss,
Wir haben wieder auf ein Jahr
Den reichlichsten Genuss.

Gott Lob, wir sind gesund und frisch
Trotz aller Arbeit Last,
Das ist mehr wert als Wein und Fisch
Im prächtigen Palast.

Das Brot, das schmeckt uns doppelt gut,
Wir wissen, was das heisst,
Wenn man's mit sauerm Schweiss und Blut
Sich selbst verdient und speist.

Kein Körnchen wächst doch hier umsonst,
Nichts spriesst ohn' Nutzen auf,
Kurz, alles wächst ohn' Unterlass
Und nutzt uns obendrauf.

So auch der brave Bauersmann,
Er ist kein Tagedieb,
Er isst und nimmt so lang er kann
Mit Wenigem vorlieb.

Wir dienen treu auch unserm Herrn,
Er gab uns unsern Lohn,
Wir machten ihm die Arbeit gern
Und hatten Nutz davon.

Nun wünschen wir dem Herrn viel Glück
Und schenken ihm den Kranz,
Er ist der Schnitter Meisterstück,
Mehr wert als Goldesglanz.

Aus Zessel, Kreis Oels.

# Wasserdämonen.

Von **Dr. Kühnau.**

Noch immer spricht das Volk vom Wassermanne und der Wassernixe.

1. Es ist noch nicht lange her, da traf ich eine Schar Kinder, die sich vom Wassermanne erzählten. Einer von den Knaben wollte ihn gesehen haben mit seiner roten Mütze. Da erinnerte sich auch ein anderer, dass er ihn gesehen habe, er habe einen Hundekopf gehabt. Mit Staunen und Grauen hörte die kleinere Gesellschaft zu.

Weit verbreitet ist folgende Erzählung vom Wassermanne, die in ähnlicher Weise Drechsler Mitt. I, 1 S. 15 aus Katscher berichtet. Meine Quelle ist die Köchin Marie Hannig aus Patschkau, die es von ihrer Mutter und diese wieder von der Grossmutter gehört hat.

In Baumgarten bei Frankenstein war einmal eine freche Magd. Diese ging eines Tages zu einem Teiche grasen. Und wie sie so grast, da springt eine dicke Kröte auf. Da spricht die Magd zu ihr: „Na, wenn De werscht niederkumma, do wer ich bei-Der zu Poata stihn". Der Bauer aber stand nicht weit und hörte die dreiste Rede. Da spricht er: „'s werd Der amôl schlecht bekumma, Deine Frechhêt". Die Magd aber lachte. — Nach einigen Tagen kommt ein kleiner Mann und lädt die Magd zu Paten. Nun erschrickt sie und will nicht. Als aber das Männchen darauf besteht und meint, sie hätte es doch versprochen, da spricht der Bauer: Wenn De's versprocha hust, musste gihn". „Na, wenn sôl's denn sein?" fragt die Magd. „Am Sonntag", spricht das Männdel, „ich wer' Dich schon holen kommen". Richtig, am Sonntag ist das Männdel da und führt sie nach dem Teiche. Dann schlägt es mit dem Rüttel, das es in der Hand hat, aufs Wasser, das Wasser teilt sich, und sie gehen zusammen hinunter. Unten war die Wöchnerin und das Kind und auch die Hebamme. Nun nimmt die Magd das Kind auf die Arme, und sie gehen zur Kirche. Das Kind wird getauft, und die Magd hat auch was eingebunden. Dann kommen sie wieder zurück, wieder schlägt das Männdel mit der Rute aufs Wasser, so dass es sich öffnet. Endlich spricht der kleine Mann zur Magd: „Nu kannste wieder hêm gehn". Die Wöchnerin aber sagt zu ihr: „Dort steht die Kehrichtschaufel, gieb sie mir amal her"; und da schüttet sie der Magd das Kehricht in die Schürze. Die Magd denkt: Was soll mir das Kehricht! — und kaum ist sie oben, das schüttet sie's zur Seite auf den Weg. Wie sie aber zu Hause ist, sieht sie etwas glitzern an der Schürze, da war noch etwas hängen geblieben, das war zu Gold geworden. Nun

läuft sie geschwind zurück, ob sie noch das Weggeworfene finden könnte, aber da war nichts mehr vorhanden. Uebers Jahr hat sie dann noch dem Patenkinde das Jahrgeschenk gemacht, aber ihren Lohn hat sie nicht wiederbekommen.

2. Die Wassernixe ist in Woitz bei Ottmachau bekannt. Von ihr berichtete ich schon Mitt. I, 2 S. 106. Heut habe ich aus anderem Munde folgendes nachzutragen. Frau Meisel aus Woitz, die mit ihrem Sohne zum Besuche ihrer Tochter, unserer Köchin, gekommen ist, erzählt, als ich von der Woitzer Wassernixe anfing:

Die hoa ich salber gesahn. 's woar a klê Weibla, a sû hûch wie der Tîsch. Se hotte a rût Leibla oa und Puffaärmel mit nackigta Orma und im a Orm blau eigefosst. Uf-m Kuppe hotte se a Fleckla, a su a Tüchla mit Zippeln wie a Kappla. Und a Röckla hotte se oa. Dô honn mer Kinder se gesahn, wie se lauter Fleckla, a sû grûss wie a Handtaller, ausbrête, uf olla Gesträucha hôt se-s ausgebrêt. Und wie de Junga sein, die fanga oa zu schrein: Wossernixe, reiss mich nei, gib mer woas, ich sch.... der nei! Und dô sâh îch-se nôch, wie se dô ês, zwê, drei de Fleckla runderresst uf a Kupp und uf de Orma und se springt eis Wosser, immer mîd-n Kuppe vurneweg. Und dô honn mer se nimmeh gesahn. A Stückla nunder (ei der Neisse) werd se wull wieder rausgestiega sein.

Der Sohn, ein 16jähriger Bursche, der „beim Pauer fer Pfârjunge" dient, bestätigt die Erzählung der Mutter gewissermassen. Er hätte die Wassernixe auch gesehn, wie sie über die Brücke ging. Sie hätte so ausgesehn, wie die Mutter sagte. Ganz kleine Beine hätte sie gehabt, das Gesicht „altfränksch" — und auch die Mutter setzt hinzu, sie sei ein „klumpsches Ding" gewesen.

Eine Pilzfrau aus Obergostitz (Aebergôss spricht das Volk) teilt mir mit, dass im grossen Dumlich in Weisswasser, das der Herzogin gehört [es giebt auch ein kleines Dumlich oberhalb Gostitz im Patschkauer Stadtwalde, der Schauplatz der Sage vom „Dumlichherten", vergl. Mitt. IV, 7 S. 71], die Wassernixe wohne. Schon oft ist sie nach Weisswasser heruntergekommen und dann wieder zurückgegangen. Dô kummt se eim Wosser nundergeplätschert bis nôch Weisswosser. De Leute hôben doas ufte gesoat. Ganz grau is se gewâst, unda mîd-n nossa Saume, und wie vermummt und om Orme hôt se a Kirbel hänga gehôt. Und wenn se unden olles eigekauft hôt, dô îs se wieder eim Wosser nuffgeganga eis Dumlich.

Vom Wasserweibe berichtet Anna Hannig: Ihre Mutter geht einmal — sie war damals Grossemagd in Baumgarten bei Frankenstein — auf der Strasse nach Frankenstein und trägt einen schweren Pack auf dem Rücken. Da kommt ein kleines Weib zu ihr mit einer grossen Kiepe (Hut) auf dem Kopfe. Sie war ganz grau angezogen. Da spricht sie zur Magd: „Gelt, der Wâ'g is recht weit, und wenn ma schwer zu trôgen hôt, wird's êm recht sauer". Ja, sagt jene, 's is wôhr. „Wêsste ôch, Mâdel, warum doss de der Wâ'g asu lang îs?" Na, warum denn? „Weil-n der Teiwel gemassen hôt und a hôt a Schwanz derzu gegân". Und wie sie das gesagt hat, da lacht sie hell auf und rennt nüber auf die Höhe, wo ein Teich ist, und stürzt sich mit ausgebreiteten Händen unter lautem Platschen ins Wasser. Da war's das Wasserweib gewesen.

Dieselbe erzählt ferner: In Ottmachau, da ist immer ein Wasserweib zum Fleischer gekommen (so hat sie es von ihrer Mutter gehört) und hat Fleisch eingekauft. Sie hat immer eine nasse Borte unten am Rocke rum gehabt. Nie hat sie gesprochen, sondern immer bloss mit dem Finger auf das Stück Fleisch „gezeigt", was sie haben wollte. Den Fleischer hat das verdrossen; denn er wollte nicht, dass jemand das Fleisch anrührte. Und er sagte zu den Leuten: Ich hacke ihr einmal den Finger ab, wenn sie's wieder macht. Und richtig, das nächste Mal hackt er ihr ein Fingerglied ab. Da hebt sie den blutigen Finger, droht ihm und spricht: Na wart, das will ich dir gedenken. Nun hatte es einmal geregnet, und auf der Strasse war eine Wasserlache stehen geblieben. Zur selben Zeit ging der Fleischer zufällig über Land, und in dieser Wasserlache ist er ertrunken. Da sagten die Leute, das hätte das Wasserweib gemacht.

Neben den angeführten Namen „Wassernixe" und „Wasserweib" habe ich noch die Bezeichnungen „Wasserlixe" und „Wasserlisse" gehört. Die Wasserlixe kommt in der Gegend von Löwen vor, wo man die Kinder warnt nicht ans Wasser zu gehen, damit sie nicht von der Wasserlixe hineingezogen werden. Die Wasserlisse wird mir aus der Grottkauer Gegend mitgeteilt.

3. Mit den Dämonen des Wassers hängt auch folgender Aberglaube zusammen:

Mein Gewährsmann, ein geborener Löwener, erzählt: In Löwen war es früher Sitte (ob jetzt noch, weiss ich nicht), dass, wenn jemand im Wasser ertrunken war und man fand seine Leiche nicht, ein Brot mit einem Lichte aufs Wasser gesetzt wurde, und wo das Brot halten blieb, da wurde nach dem Leichnam gesucht. In meiner Jugendzeit waren einmal zwei Männer auf der Oder verunglückt. Sie waren über das Wehr bei Löwen hinuntergegangen und ertrunken. Man hatte 14 Tage nach ihren Leichen gesucht und sie nicht gefunden. Da hiess es, man werde ein Brot mit einem Lichte aufs Wasser setzen. Es wurde oben in das Brot ein Loch geschnitten und ein brennendes Licht hinein gesteckt. Dann wurde das Brot aufs Wasser gesetzt und der Strömung überlassen. Es wurde eine Zeitlang hinabgetrieben und geriet dann in eine kreisende Bewegung, ohne weiterzutreiben. Als man nun dort nachsuchte, fand man wirklich die Leichen der beiden Männer. In der Nummer vom 27. August 1898 brachte unser Patschkauer Wochenblatt unter der Marke: „Ein ‚Triumph' des Aberglaubens" folgende Notiz aus Königshütte: Die Leiche des am Donnerstag beim Baden im kleinen Hüttenteiche am Wasserturm ertrunkenen Malers Knappik von hier ist bereits geborgen worden. Nachdem alle Bemühungen der Feuerwehr, die Leiche zu finden, lange Zeit fruchtlos geblieben waren, kam die Leiche am Donnerstag nachmittag unter eigentümlichen Umständen an die Oberfläche. Mehrere ältere Frauen kamen an das Ufer des Teiches, legten ein Brot so in das Wasser, dass die flache Seite desselben nach oben zu liegen kam, und befestigten dann ein Licht auf der Fläche des Brotes, das sie anzündeten. Einem Aberglauben zufolge soll das Brot mit dem brennenden Lichte der Stelle zuschwimmen, wo des Ertrunkenen Leiche versenkt liegt und dort unverrückt stehen bleiben. Der Erfolg war in diesem Falle mehr wie überraschend. Nachdem Brot und Licht etwa eine Viertelstunde

lang auf dem Wasser umhergeschwommen waren, kam die Leiche des Ertrunkenen an die Oberfläche des Wassers, allerdings nicht gerade an der Stelle, wo sich das brennende Licht befand. Die klugen Frauen und die zuschauende Menge gingen nun in der felsenfesten Ueberzeugung auseinander, dass das angewandte Mittel nicht allein die Stelle, wo die Leiche liege, anzugeben, sondern sogar diese selbst zu heben vermöge.

Der Aberglaube ist nicht bloss schlesisch, sondern auch anderwärts in Deutschland verbreitet. So berichtet Bavaria II, 1 S. 305: Ist einer ertrunken, und findet man die Leiche nicht, so wirft man einen Laib Brot ins Wasser; er bleibt über der Leiche stehen. Nach einer brieflichen Mitteilung des Prof. Dr. Hartung aus Dessau ist der Glaube auch im Anhaltischen verbreitet. Er schreibt: Hat sich jemand in einem Flusse ertränkt, so wirft man in Zehmitz ein Stück Brot, in Bobbau ein Stück heissen Brotes, das soeben aus dem Ofen gekommen, in das Wasser, damit die Leiche sich nach dem Brote hinziehe. Wohin das Brot von dem Wasser getragen wird, dort findet man auch die Leiche.

Brot und Licht wird kaum anders aufzufassen sein wie als Opfer für den Dämon des Wassers, in dessen Gewalt die Leiche sich befindet. Durch das Opfer wird sie ausgelöst. Die Bedeutung des Opfers ist aber vergessen worden, und so wird heutzutage Brot und Licht nur noch als ein Zaubermittel angesehen, welches durch eine geheime Kraft (Sympathie) anziehend auf die Leiche wirkt.

---

# Sagen aus dem Grottkauer Oberkreise.

Von **Dr. Wahner**, Gleiwitz OS.

## Vom Aufhucken.

Im Lobgrunde (verkürzt aus: Lobedauer Grunde) zwischen den Dörfern Lasswitz und Lobedau ist es nicht geheuer. „Goar monchem hoot's salt schunt ufgehuckt“. So auch dem „Lobeder Bittner“ (Lobedauer Böttchermeister), als derselbe spät abends aus der Arbeit bei meinen Pflegeeltern in Lasswitz nach seinem Heimatsdorfe zurückkehrte. Plötzlich sprang ihm etwas auf den Rücken und drückte ihn zentnerschwer, ohne sich wieder losschütteln zu lassen. Keuchend und in Angstschweiss gebadet, schleppte er sich bis nach Hause, wo der Arme in ein hitziges Fieber fiel.

Alljährlich ein- oder zweimal wurde ich als Knabe nach Lobedau zu dem stillen, harthörigen Manne geschickt, um ihn auf „Bittnerarbt“ zu bestellen, und jedesmal that ich's mit einem gewissen Unbehagen.

Der Glaube an das Umgehen in jenem Grunde hängt vielleicht zusammen mit einer ehemals dort gelegenen heidnischen Opferstätte. Auf eine solche weist die Sage von der Entstehung einer Bergkuppe daselbst hin, die im 30jährigen Kriege durch die Schweden dadurch geschaffen worden sein soll, dass jeder Schwede vor dem Abzug einen Löffel Boden herbeitrug [1]).

---

[1]) Die in Schlesien zahlreichen „Schwedenschanzen“ sind zu solchen wohl nur durch Volksetymologie aus ursprünglich heiligen Bergen (Swięta gora = heiliger Berg) geworden. Vgl. Schles. Provinzialbl. N. F. 5 (1866) S. 722.

Eines Lasswitzer Stellenbesitzers (als Lügner verschrieen) Kuh grub sich einst mit ihren Hörnern so schnell und tief in die Berglehne ein, dass sie nur mit vieler Mühe wieder herausgeschaufelt werden konnte.

Der Fahrweg nach dem Grunde führt von Lasswitz aus über den sogenannten „Stoadtbarg“, so genannt, weil es hier nach der an Markttagen vorzugsweise besuchten Stadt Patschkau (etwa 8 km) geht. Nach der Sage lag diese Stadt ehemals unmittelbar am Fusse des Berges und ist dann immer tiefer gerutscht.

### Vom Alp.

In der ganzen Gegend verbreitet ist der Glaube an den Alp und das Alpdrücken. Viele Leute behaupteten, Personen (Männer und Frauen) gekannt zu haben, die Alpdrücken gingen. Man kann dieselben auf folgende Weise erkennen: Wird man vom „Olbe“ gedrückt, so verspricht man ihm „a Kleebrutel“, und sogleich lässt das Drücken nach. Am nächsten Morgen aber erscheint die als „Olp“ umgehende Person und bettelt um ein solches Brot.

Packt man im Schlafe den Alp, so verwandelt er sich in einen Strohhalm, eine vertrocknete Kartoffel, Birne u. dergl. In Kamnig beobachtete man, dass Leute, die als Alp gingen, wie todt dalagen und wieder erwachten, sobald ihnen eine weisse Maus in den Mund schlüpfte.

### Der Feistergeist.

Südlich vom Lasswitzer Niederdorfe, am halben Wege nach Ellguth, liegt der „Feister“, ein aus Kiefern und Laubgehölz bestehender Wald. Dort haust der Feistergeist, ein neckischer, bösartiger Kobold, der aus dem Wipfel der Bäume herab die Leute anruft und verspottet.

Eine andere Mitteilung darüber lautet: Wenn man nach 12 Uhr nachts zwischen Lasswitz und Ellguth beim Feister vorbeigeht, kommt ein Reiter ohne Kopf angesprengt, und zwar in der Nähe des dortigen Denkmals, der einen auf alle Weise behelligt.

### Feuermänner.

Feuermänner erscheinen zwischen Lasswitz und Lindenau, zwischen letzterem und den Dörfern Glambach und Neu-Altmannsdorf, besonders aber zwischen Lindenau und Gross-Nossen in der sogenannten „Ohle“, wie die sumpfige von dem Flüsschen Ohle durchströmte Schlucht, wo Leute öfters „angepackt“ wurden, genannt wurde. Meist sieht man in den Feuermännern Kirchväter (Glöckner auf dem Dorfe), die beim Sammeln mit dem Klingelbeutel nicht jedem „Goot bezoahls“ sagten.

### Fenichsmännchen.

Rechts am Wege von Koschpendorf nach Kamnig liegt der „Fenichsmannlaberg“. Dort backen sie Brot und Kuchen, kochen und teilen guten Leuten davon mit, bösen, z. B. pflügenden Knechten, die sie ärgerten, spielen sie einen Schabernack[1]). Sie stahlen auch schon Kinder und ver-

[1]) Vgl. auch die Bearbeitung der Sage von Robert Sabel in der Sonntag-Unterhaltungsbeilage zu Nr. 319 der Schles. Volkszeitg. (16. Juli 1899) und Kühnau, Die Fenixmannla, Mitteil. VII, S. 55.

wechselten sie. Daher schimpfte man kleine, „verbutte“ (verwachsene, verwahrloste) Kinder Wechselbälge.

Von dem bei Kühnau (Mitteil. II, S. 106) erwähnten Fenixmandelberge bei Liebenau, Kr. Münsterberg, weiss man im benachbarten Lasswitz noch folgendes zu erzählen:

Om Liebeneer Fenichsmannlabarge woar amôl ustersünnôbens vu em pauer a knecht eigesponnt[1]). Wie 's asu üm a neine, üms klêfrühstücke rüm woar, worsch dam knechtla, as eb und is stieg rooch ver em ei der forche ûf. „Satt ock“, soat a dô ver sich hîn, „de Fenixmannla backa Usterkucha! Wenn und ma hett ernt ô a brinkla dervône!“

Und siste sîch: Wie a zem andernmôl oan die stelle koam, loag a prûzlicher, wormer strêselkucha ver em pfluge. Na die frêde vu dam audiat! Glei rêss an oan und hamsterte druf nei woas huste, woas konnste. Oder ünse knechtla woar ni vu Tumpboch. A mênte: „Mit da mannlan toar ma's ni verschieta. Hott vil schilgemôl a schinnsta bezoahl sichs gôt, ir herrn Fenixmannla!“, schrîg a, packte is übrig gelône stückla eis rûte schnupptichla und noams mittichs mît hêm. Salt verschlûss as ei de loade; a schlüssel zug a ob und stackt a ei a schubsâck.

Obens nôch der sammelmilch[2]) dôcht a, „doas restla kucha wär no gutt ûba drûf“. A ging uf a soal[3]) nuf und schlûss de loade ûf. Du meines nê! woas soag a wull dô? Aus dam restla woar wieder a ganzer kucha geworn. Und doas ging asu wetter wull ne ganze wuche lang.

Na de andern monnsma eim hofe worn schin fuchtig, doss ünse knecht tâg fer tâg, mittichs und obens senn kucha verspachtelte. Om ollermêsta wormte 's a grûssjunga, dar de die selbichte arbt macha musste wie jer und winger luhn und klennre usterbrûtla vum pauer kriechte.

Drüm hott as schunt lange drûf obgesahn, woas ĕm en tâgs werklich glücka sullde. A mupste dam knechte a schlüssel aus im wôte, schlêch sich uf a soal, plötzte de loade ûf und fûl asu gôch über da kucha har, doss ô ni a ênziger strêsel übrig blêb. Vu dam tage woar knechtlas kuchaloade gelde.

Auch von der Verbannung der Fenixmändel erzählte mir oft mein Pflegevater:

Als die Männchen sich durch häufiges Kinderstehlen in der ganzen Gegend sehr verhasst gemacht hatten, wurde der „Boan“ über sie ausgesprochen. Nun mussten sie „übersch Wosser nüber“ (Neisse) flüchten. Ei Ellguth (Dorf an der Neisse zwischen Ottmachau und Patschkau) wullde en obens der fischer groade mit vuller loage hêm gien, dô stoand a klê grô mannla naberm und froite mit pieprîcher stimme, eb und a wellde seine leite übersch wosser fohrn. Is süllde sei schoade nich sein; üms ei- und ausloaden braucht a sich ni bekümmern. Wie der fischer soag, doss doas froate mannla 'ne guldne krone uf im nischel hotte, woar ar zufriede, stieg ei a koahn und hielt a lang om rande hien. Dô koams ganz grô und schworz reigekroppelt und geplumst wie ne harde mäuse,

[1]) Stehender Ausdruck für pflügen.

[2]) D. h. kalte Milchsuppe mit eingebrocktem Osterkuchen, ständiges Abendgericht an diesem Tage.

[3]) = oberer Flur, wo die Gesinde häufig ihre Spinde und Kästen stehen haben.

mêher und immer mêher, bis der koahn geschwuppert vûl woar. Nu stiess a ob un steierte aus leibeskrefta oan de andre seite. Salt worde der koahn vu salber wieder lâr. Neinmôl musste der fischer hîn und hâr fohrn, bis olle düba worn. Dernô soat ĕm doas mannla vu zevüre schin dank und schmêss ĕm derbeine woas ei a hutt. Wie jer oder neigukte, soag a nischte as derres loab, doas a, verbûsst, über sitte tückschheet, glei wieder raussschmêss. Ganz fuchtig nô koam a derhême oan. A andern morga, wie a sich wiel a deckel ûfsetza, klimpert woas, und wie a nêger zusikt, is a blankes guldstückla, doas uf a arzboden gekullert woar. Do woarsch ĕm kloar, doss doas dos Loab woar, wudermiete 'n der fenixmannlakenig bezoahlt hotte. Nu ärgerte a sich schunt goar moadig siehr. Glei lief a wieder nauss oans wosser und suchte nôch da andern blättern, oder ĕs worn kêne mê dô, der wind hott se olle verjoaht.

### Hexen.

Noch vielfach glaubte man in meiner Knabenzeit an Hexen. Ein Schusterweib in Lasswitz mit roten Augen und scharfgeschnittener langer Nase, „de Mutter S . . .“, galt allgemein für eine solche; „die kunnde mêr as Brut assen“. Man schrieb den Hexen das Verzaubern des Viehes zu. Gaben die Kühe bei den Bauern keine oder wenig Milch, so waren sie verhext. Um den Zauber abzuwenden, nagelte man „Sommer“ über die Stallthüre, oder man legte einen Besen darüber oder trug zweierlei Schuhe.

### Otterkönig.

In den „Wolsbrich“ (Waldesbruch) genannten Steinbrüchen hinter der Kolonie Lasswitz haben sich eine Reihe „Tümpel“ gebildet. In einigen derselben hat man „Otterkönige“ gesehen, die eine goldne Krone auf dem Kopfe trugen und ins Wasser sprangen und verschwanden, wenn sich jemand näherte. Wie sie aussahen, konnte niemand genau sagen.

### Vom Sterben.

Stirbt in Lindenau der Herr oder die Frau des Hauses, so wird das jedem der Haustiere mitgeteilt, sonst „geht es ein“.

In der ganzen Gegend ist es Brauch, bei einem Todesfalle Hobelspäne in einen in der Nähe befindlichen Strauch zu stecken. Ursprünglich that dies der Tischler, der den Sarg für den Toten gefertigt hatte, mit den dabei entstandenen Spänen.

Einst war in Lasswitz ein Bauer gestorben. Als am Tage des Begräbnisses der Zug mit dem Sarge sich der Kirche zu bewegte, begab sich eine Magd des Verstorbenen auf den Spreuboden, um Siede (Häcksel) fürs Vieh zu holen. Dort aber stand der tote Bauer an der Siedelade und schnitt Stroh. Die erstaunte Magd brach in den Verwunderungsruf aus: „Je, ich denke, der Herr werd hint begroaba!“ Darauf wurde ihr grinsend der Bescheid: „Ni, ni, ni, wenn's keene Siede hoot!“

# Sagen aus Oberschlesien.

Mitgeteilt von **A. Bartsch** [1]).

## 1. Die Mora (Źmora).

Das Wasser, das gegen die M. wirksam sein soll, muss am hl. Dreikönigstage geweiht sein.

Man vertreibt die Mora, wenn man mit der Zunge (sic) ein Kreuz macht.

Ebenso kann man sich die Mora fernhalten, wenn man ihr Brot und Butter verspricht. Am nächsten Morgen muss man der Person, die darum anspricht, tüchtige Ohrfeigen versetzen oder mit dem Besen aus dem Hause jagen. Schüler Ed. Urbanczyk aus Beuthen OS.

## 2. Die armen Seelen.

Eine arme Seele ass in einem Hause den Bauersleuten immer die Vorräte weg zu ihrer Verzweiflung. Ein Bettler, der bei ihnen vorsprach, machte sich anheischig Rat zu schaffen. Nachts nahm er das Totenhemd, das die arme Seele auf dem Grabe zurückgelassen hatte, weg und flüchtete schleunigst auf den Kirchturm. Aengstlich suchte die arme Seele das Gewand, bis sie den Mann auf dem Turme entdeckte. Da suchte sie den Glockenstrang hinaufzuklettern. Aber der geängstigte Bettler schüttelte immer so heftig den Strang, dass sie hinabfiel. Als es ein Uhr schlug, musste sie auf dem Grabe liegen bleiben. Am nächsten Morgen verschaffte ihr der herbeigeholte Priester in einem neuen Grabe Ruhe.

Schüler Bednarek aus Keltsch.

Drei Momente, worin sie von der bekannten deutschen Fassung abweichen, kennzeichnen die Sage als echt oberschlesisch: das Verzehren der Vorräte, das Hinaufklettern an dem Strange, das Uebernachten auf dem Grabe.

## 3. Die Schlange.

In einer Familie hatten die Eltern die Sitte, an dem Tische ihr Mahl einzunehmen, während ihr kleines Kind auf dem Boden sitzend aus einem Näpfchen ass. Eine Schlange ass mit dem Kinde aus dem Napfe. Einst als das Kind laut die Schlange schalt (sie solle auch Kartoffeln essen, und nicht nur die Suppe), wurden die entsetzten Eltern neben dem Kinde sie gewahr. Am nächsten Tage erschlug sie der Vater. Als das Kind sich nun erkundigte, warum die Schlange nicht zum Essen gekommen sei und man ihm mitteilte, dass sie auf dem Hofe erschlagen liege, fiel das Kind um und war tot. Schüler Blaschczyk aus Neu-Beuthen.

Die Echtheit der Sage möchte ich bezweifeln; sie ist wohl nur Reminiscenz.

## 4. Subella.

Nach genaueren Erkundigungen des Schülers Porada lautet die Subellasage so:

Die Subella sitzt in einem hohen Turme. Des Tages über schläft

---

[1]) Vgl. Mitteilungen VIII, S. 45.

sie, in der Nacht arbeitet sie am Totenhemde. Jede Nacht macht sie einen Stich. Die Dienerinnen trennen am Tage das Genähte auf. Ist das Gewand fertig, dann ist der jüngste Tag da.

---

# Ein Besuch vor 40 Jahren

bei den Grosseltern in einem Freibauergute des Deichsathales.

Von **Waldemar Walter.**

## IV. Ein Sonntag.

Blitzblank waren Hausflur, Treppe und Stuben gescheuert und gewaschen, im Hofe sah man kaum einen Strohhalm an unrechter Stelle liegen, alles zeigte die grösste Sauberkeit! Und als die Morgensonne durch die blankgeputzten, von den Schiebebrettern befreiten Fenster blinkte, knirschte bereits der feinste weisse Stubensand unter den Füssen der Eintretenden. Die hölzernen vorgeschobenen Riegel vor der Hausthür wurden in das in der Mauer befindliche Riegelloch geschoben und die Thür so wie die an den Viehställen angebrachten Gatter geöffnet, um der frischen Luft den Einzug zu gewähren. Feierliche Ruhe herrschte ringsumher, als Grossmutter den duftenden Kaffee und die selbst gebackene Semmel auf den mit einem Damastleinentuch bedeckten Tisch im Stübel stellte. — Heut war Sonntag, da ass die Herrschaft allein im Stübel, dieweil die Leute in der grossen Stube ihr Frühstück zu sich nahmen. Nachdem dieses genossen, ging Grossvater — bereits im Sonntagsstaat — mit langschäftigen, gewichsten Stiefeln, schwarzer, feiner Lederhose, buntgestickter oder seidner geblümter mit Silberknöpfen besetzter Weste, schwarz seidenem Halstuch, welches den blühendweissen Hemdekragen freiliess und langem, bis auf die Knöchel reichenden feinem schwarzen Tuchrock, den Cylinder in der Hand, in die Stube, um dem Woinner (Kutscher) das Einspannen der Pferde je nach der Jahreszeit in den Kutschwagen oder den Schlitten zu bestellen und zu bestimmen, wer von den Knechten und Mägden „dran sei“, in die Kirche zu gehen.

Borberruse, die heut als stellvertretende Hausfrau zu Hause blieb, um für Herrschaft und Gesinde das Schweinefleisch zu braten und Klössel zu machen, sowie das Melken der Kühe zu besorgen, half indess Grossmutter bei der Toilette. Das silberweisse Haar wurde alles hintenüber gekämmt, am Hinterkopf festgebunden und mit einem rotreinschnen Bande, dem „Kopfbande“, festgebunden: für mich der einzige Moment, einmal in der Woche das Haar der Grossmutter zu sehn, denn sonst steckte es stets verborgen unter den Mützen; es wäre prahlerisch gewesen, das Haar zu zeigen, und es wurde riesig geeifert, dass es Frauen gäbe, die ihr Haar scheitelten und aus der Bartmütze rausschauen liessen; solchen Weibsleuten war Grossmutter feind, und sie setzte ihre Sonntagdrahtmütze fest auf den frisierten Kopf, immer in den Spiegel schauend, dass ja kein Haar rauskäme. — Ueber die schwarzen, weissgestreiften Merinoröcke wurde seidner Rock und Spenser gezogen, dann die seidne gestreifte oder gestickte Schürze und das Brusttuch umgebunden, weiss ausgenähte Schürzen und Tücher sowie Goldschmuck kamen nur hohe Festtage dran,

wie denn die Anzüge, Mützen etc. regelrecht für bestimmte Tage geordnet waren und nicht wie heut bei manchen Leuten Woche- und Sonntag-Anzug gleich sein durfte.

Aus der Kirche heimgekehrt ward der Staat abgelegt und durch die Sonntag-Nachmittagkleider ersetzt, was bei Grossvater nur im Ablegen des langen Rockes und Anziehen eines kurzen Jäckels bestand; bei Grossmutter jedoch längere Zeit in Anspruch nahm, da die Sonntagsklafft in die Schränke oder Laden sauber gehängt oder gelegt werden musste, die Drahtmütze mit einer bunten Barthaube mit schwarzen Flügeln vertauscht und eine saubere blaugedruckte Leinwandschürze vor die wollenen oder Tuchröcke gebunden werden musste.

Hatte man sich zur Mittagsmahlzeit an dem Tische niedergelassen, der mit Zinntellern, Schüsseln, Salznäppeln und einem Bierkruge mit einfachem Bier besetzt war, so wurde während des Essens über dies und jenes geredet, was wochentags nie vorkam, so über die Predigt und die Aufgebote. Unter anderm meinte auch Grossvater zu Borberruse: „Heute nach der Prädigt musste Aeberpauersch Onnleh'n ei die Traatzkommer giehn“ und zwinkerte dabei die Grossmutter an, was mir ein Rätsel blieb. Jetzt kann ich mir den Sinn erklären: Früher mussten gefallene Jungfrauen zum Pastor in die Sakristei kommen, wo er ihnen eine Busspredigt hielt, daher wohl der Name, anstatt Sakristei — Traatzkommer. Es kann bedeuten: den Trost den Betrübten spenden; oder: den Trotz den Trotzigen brechen. Auch wurden die Titulaturen bei den Aufgeboten erwähnt. Eine Jungfrau des Bauernstandes hatte zu verlangen: die viel ehr-, sitt- und tugendsame. Andere Titulaturen waren z. B. der Erb- und Wassermüller, der Huf- und Waffenschmied; bei Soldaten: der wehr- und mannhafte; beim Gutsbesitzer: der Wohledelgeborene Freibauergutsbesitzer, sonst hiess es der achtbare. Selbstredend wurde der Rittergutsbesitzer als der Hochwohlgeborene, Gestrenge tituliert.

Nachdem das Mittagmahl beendet und abgeräumt war, ging es an das Predigtlesen in der grossen Stube, wo Grossvater mit -Mutter abwechselnd die Predigt aus der „Hirtenstimme“ dem Gesinde vorlas, wobei freilich Hanne, das Kuhmädel, manchmal noch beschäftigt war, die hölzernen Teller des Gesindes in das sogenannte Teller-Raaf, welches in der Ofenhölle neben dem Löffelholz hing, zu stecken.

Wer die ellenlangen Predigten der „Hirtenstimme“ kennt, wird wissen, dass das Vorlesen beinahe den Nachmittag ausfüllte und den Besuchern wenig Zeit übrig liess zur Plauderei bei qualmender Pfeife und Kaffee. Indess Besuche kamen doch, so z. B. ein alter Urgross-Onkel aus der Gebirgsgegend, der noch einen Haarkamm trug und keine Hosenträger kannte, da das weisse Hemd unter der kurzen Weste rings um den Leib in einer Bogenfalte über die Hose fallen musste. Auch kamen, da bereits der Hochzeitsbitter nicht mehr Brauch war, die, oder das betreffende Brautpaar der Verwandtschaft selbst angefahren, um zur Hochzeit einzuladen, wo es denn viel Freude, aber auch der Hausfrau viel Arbeit gab; denn nun galt es, die Freindschaft aufzunehmen und zu bewirten. An Sonntagen, wo kein Besuch kam, wurde beim Abendbrot mit dem Gesange eines Kirchenliedes der liebe Sonntag zu rüste gesungen.

(Fortsetzung folgt.)

# Monatsnamen und Zeitbestimmungen in Schlesien.

Noch während des Druckes der vorigen Nummer ging uns von Herrn Hauptmann Cogho aus Warmbrunn eine Mitteilung zu, nach welcher man in der Gegend des Riesengebirges von mundartlichen Benennungen der Monate „d'r grusse Hornich“ für den Januar und „d'r kleene Hornich“ für den Februar kennt. Und zwar kommen diese Namen in Hermsdorf unterm Kynast, in Warmbrunn, den Baberhäusern, Seidorf und Grüssau in ebendemselben Verse vor, den ich in Nr. 1 aus Weinholds Nachlass mitteilte. Ausserdem ist nur noch „Christmond“ für Dezember bezeugt. Als Beleg für das Vorkommen der Monatsnamen im Volksmund überhaupt teilt Herr Hauptmann Cogho folgende Reime mit, welche die volksliederkundige Frau Christiane Wolf in den Baberhäusern aus dem Gedächtnis aufgezeichnet hat.

A.

Der kleine Hornig spricht zum grossen Hornig: „Wenn ich die Macht hätte wie du, do liess ich's Kolb gefriern ei der Kuh“.

Der März spricht zum April: „Du höre (hîre), ich breche durch die eis'ne Thüre (Tîre)“.

Der April spricht: „Lobt mich nich, denn ich bin veränderlich“.

Der Mai spricht: „Ha ich bin voller Wonne, ich brenge die Blümlan oa die Sonne“.

„Der Juni brengt an langa Tag, an an grussa Vaspersaack“.

Der Juli spricht: „Ich bin recht heess, mach ich moncha 's Laba leet“.

„Der August der hot viel Hitze und bringt viel Blitze. Es ist auch keene Schande, sie nutzen der Luft und dem Lande“.

„Der Septembr (? a. a. O. gilt dies vom Mai und vom Juni) waurm an noass, fild a dam Pauer Scheun an Foass“.

„Sind im Oktober Winde viel, bricht der Apfel seinen Stiel. Und hat er noch Hitze am Ende schier, ein kalter Winter wird kommen maschiert“.

Der November zum Dezember spricht: „Wir bede wir ändern des Tages Licht, das die Leute können schlafen viel, und ruhig die Erde im Schnee sein will“.

„Wenn der Dezember das Eis nicht bricht, jeder Monat trocken ist“.

B.

Ferner nach Mitteilung von Joseph Honsalek in Hermsdorf u. K.:

Wenn im Februar die Mücken geigen,
Müssen sie im März und April schweigen.

Wenn der Christmond (Dezember) bricht,
Dann brechen alle [1]).

Ist der Christmond (Dezember) gelind,
So ist der ganze Winter ein Kind.

Der Januar muss vor Kälte knacken,
Wenn der Bauer recht will einsacken.

---

[1]) Schon ein einziger Tag Tauwetter bedeutet das „Brechen“ des Monats.

Märzenschnee
Thut den Saaten weh.

Im Märzen Staub
Ist für den Bauer Goldesstaub.

Weiter gingen als Erwiderungen auf die in Nr. 1 gestellten Fragen folgende Mitteilungen ein:

## Zu den Zeitbestimmungen im Grottkauer Oberkreise.

Von **Dr. Wahner,** Gleiwitz OS.

1. Von deutschen Monatsnamen sind mir nur „de brooche" (Juni) und der Christmond erinnerlich, wovon ersterer jedenfalls jetzt nicht mehr gebraucht wird.

2. Auch hier hört man Monatsnamen äusserst selten, man rechnet vielmehr nach verschiedenen andern Zeitpunkten. Solche sind:

a) Tage des kirchlichen Kalenders, und zwar

α) die drei Hauptfeste (oan Weihnachta, ei der Cŏrwuche, uf Ustern, zu Pfingsta);

β) andere allgemeine kirchliche Feiertage: Hl. drei Kenige (auch kleines Neujahr genannt, weil da bereits manche der „om Sterztage" (2. Jan.) neuaufgezogenen Gesinde wieder abziehen), Lichtmasse (2.), om Blasiussegen (3. Febr.), Oschermietwuche, Christi Himmelfohrt (dô werd is wâter besser, weil ar (Gott) dernô salber wieder derhême ies), Fruhnleichnam, Peter Paul (Peter Porzel bricht ĕm Korn de Worzel), Marie Gebort (dô ziehn de Gewitter un Schwolma fort), Ollerheiligen, Ollerseelen;

γ) andere Heiligentage: Joseph (19. März), Georg (23. April) und Bartholomäus (24. August), diese beiden als Grenze für die Verabreichung der Vesper:

Jergetâk brengt a Vaspersâk,
Barthelmê trêt a wieder hêm (oder: Barthelmei trêt
a wieder nei),

Johanni (24. Juni), Jakobi (25. Juli) (Jakobieier), Michaelis (29. September) und Martine (11. November);

δ) Kirchweihfeste (Kirmes) und Gelöbnistage der einzelnen Ortschaften. Unter den ersteren kommen besonders in Betracht: De Losswitzer Kermes am Sonntag nach Allerheiligen, de Lindeneer am Sonntag nach Martini, de Liebeneer, de Lóbeder, de Potschker, de Utmeicheer (Ottmachauer); unter letzteren: der Losswitzer an St. Anna (26. Juli) und der Lobeder an Laurentius (10. August) (Reifezeit einer guten Sorte Frühbirnen, daher Lurzberna genannt). Neben den Gelöbnistagen ganzer Gemeinden sind für einzelne Familien auch Sondergelöbnistage massgebend, z. B. in Lasswitz der Rochustag (16. August);

ε) Wallfahrtstage bestimmter Familien nach Wartha (wie de Heckeln [meine Pflegemutter] ei der Woarte woar), Albendorf, nach Maria Hilf bei Zuckmantel, zum Bilde nach Neisse (jedesmôl wenn de Chrischtuphen und de Wahnern zum Bilde fährt).

b) Die Märkte, weniger die Jahrmärkte, von denen höchstens der Pfingstjormert noch Bedeutung hat, als bestimmte Viehmärkte in den nächsten Städten, besonders der Polmmorkt ei der Neisse, jedesmal am Samstag vor Palmsonntag.
c) Die Hauptbeschäftigungen der Bauern in den einzelnen Jahreszeiten: De Sôtzt (Saatzeit), üms Kartuffellên, üms Rübahacka, ver der Ahne, wu Pauerferien sein, ei der Ahne (Rapsschneiden, Kurnahne, Weesahne, om Weeszoahl, üms Schûtareisza, üms Runkelnrausmacha [Rübenernte]), üms Kühaustreiba, oan der Treibjoat, üms Krauthütta u. s. w.
d) Wichtige freudige und traurige Ereignisse im Leben der einzelnen Familien: Hochzeiten (wie dĕ Kerchaköhlersch Monika Huxt hotte), Kindtaufen (as sĕ bei Nitsche Paulan drüma têfta), Krankheiten (dô sich Puppe Flurian eilête), Begräbnisse (as Vetter Willema seine storb) u. dergl.

## Zur Anfrage über deutsche Monatsnamen in Schlesien.

Von **Dr. Pautsch** in Breslau.

In meiner Heimat, Kieslingswalde, Kr. Habelschwerdt sind meines Wissens k e i n e deutschen Monatsnamen üblich. Aber auch die lateinischen Monatsnamen sind nichts weniger als gebräuchlich. Der Bauer hat seine eigene Zeiteinteilung.

Um mit dem Jahre anzufangen, sagt er für dieses Jahr: háęer, für voriges Jahr: fäte (mittelhochd. vert), für vorvoriges Jahr: jes Jōr, für nächstes Jahr: ze Jōre. In der Tagbezeichnung sei ausser den allgemein üblichen: gestan, haęte, mane noch jen Täk als Bezeichnung für „vorgestern“ erwähnt. Für „nächte Woche“ heisst es: zur Woche oder of de naęe Woche, für „übernächste Woche“: (of) de andre Woche nęm. In der Bezeichnung für „vorige Woche“ stimmt der Dialekt mit dem hd. überein. Will der Bauer aber eine mehrere Wochen zurückliegende Zeit bezeichnen ohne genauere Zahlangabe, so sagt er einfach: ferwęcha oder ferganga. Die Wendepunkte der Vierteljahre bezeichnet er mit: zem naęa Jōre, ze Jerje-Tōk (Georgentag), ze Jehonne (Jehanne), ze Męchehêl. Will er die Zeit um den 1. April allgemeiner angeben, so sagt er: ze ôstan. Für die Jahreszeiten hat er die im hd. üblichen Bezeichnungen; zu bemerken ist aber, dass er niemals „Frühling“ sagt, sondern immer Frîjōr. Allgemeinere Zeitbestimmungen braucht er häufig: zer Sôzt = Saatzeit, zer Haęernte = Heuernte, aę der Ernte oder seltener aę der Âdmt (D. W.B. I 178 ädem = messis). Von der Kartoffelernte (aę a Kantofan saęn) ab gebraucht er wieder vorzugsweise die hd. üblichen Bezeichnungen für die Jahreszeiten, indem er wohl manchmal präzisiert: herwest, spêter Herwest oder tôter Herwest, Węnter, herter Węnter. Wenn es „lęnde wert“ ist der Frühling nicht mehr weit. Kritische Zeiten für Kranke sind es, wenn „'s Läp kęmt“ und wenn „de Blêter fola“.

Mehr jedoch als die Natur ist das Kirchenjahr für die Zeitbestimmung von Wichtigkeit. Wer „aęm Opfnt“ (Advent) noch nicht ausgedroschen hat, der wird es sicher „aę der Foste“ nachholen. Dass die drei Hauptfeste Weihnachten, Ostern, Pfingsten zur Zeitbestimmung benutzt werden,

braucht nicht besonders erwähnt zu werden, wohl aber dass jedes andere kirchlich gefeierte Fest dazu benutzt wird. Daneben giebt es aber noch eine ganze Anzahl von kirchlich nicht festlich gefeierten Marien- und Heiligentagen, die der Bauer als „holwe Faęertage" bezeichnet und nach denen er auch die Zeit bestimmt. Solcher Feiertage sind: der Jôsef-Tāk am 18. März, Marî Hēmsuchung am 2. Juli, ze Anna am 26. Juli, ze Maria-Schnee am 5. August (grosses Fest in der Wallfahrtskirche auf dem Spitzigen Berge bei Wölfelsgrund). Mertîne am 11. November, Marî Opferung am 21. November, Frantšiskus Iksafērus am 3. Dezember, Nękláos am 6. Dezember, der Stefānus-Tāk am 26. Dezember, der Unšuldije Kęndla-Tāk am 28. Dezember. Die Zahl dieser Merktage ist damit noch lange nicht erschöpft; nur dürften die hier angegebenen die allerbekanntesten sein. Hinzukommen noch vor allen Dingen die in den Bauernregeln angegebenen Tage. Allgemein verbreitet ist sodann auch die Zeitbestimmung nach den Kirchweihfesten und Patronatsfesten der einzelnen Dörfer. Jedermann weiss genau die Reihenfolge der Kirmessen aller Dörfer in weitem Umkreise, ferner nach oder vor welchem Tage eines Heiligen dies oder jenes Fest gefeiert wird. — Nach Jahrmärkten richtet man sich weniger in der Zeitbestimmung. — An die Monatseinteilung erinnert sich der Bauer selten genug, hauptsächlich wohl dann, wenn er vielleicht an einen Städter Zinsen zahlen muss. Dann nimmt er den Kalender vor, um den 1. April oder 1. Oktober nicht zu verpassen. Sonst zahlt er die Zinsen eben auch zu Jerjetōk oder Męchehêl.

## Literatur.

**Schlä'sches Quellenbürndel** von Ludwig Sittenfeld. Breslau (Th. Schatzky) 144 Seiten. Preis 20 Pf.

Eine vortreffliche Sammlung schlesischer Dialektgedichte, die durch den erstaunlich billigen Preis für jedermann zugänglich ist und weiteste Verbreitung verdient. Herr Sittenfeld schreibt uns über sein Werkchen Folgendes: „Zur Herausgabe dieser ersten Sammlung schlesischer Dialektdichtungen veranlassten mich zwei Erwägungen. Erstens scheint es mir, dass die Pflege der sogenannten Heimatskunst ein wirksames Gegengewicht gegen die modernste Tingeltangellyrik und die ufer- und grundlose Nebellyrikerei bildet. Den verschwommenen, rückgratlosen Stimmungsduseleien gegenüber wirkt der frische Erdgeruch der Dialektdichtung, die Wiedergabe einfacher Gefühle und Vorgänge erfreulich und belebend. Und dann — um das Volk zum Verständnisse seiner Dichter zu erziehen und so zu veredeln, muss man es da packen, wo es sich am leichtesten fassen lässt, bei der Sprache, die es selbst spricht, bei den Empfindungen, die es selbst fühlt, mit der Wiedergabe von Geschehnissen, die ihm geläufig sind. Aus diesem Grunde habe ich in einer Auflage von zehntausend das „Schlä'sche Quellbürndel" herstellen lassen, viel Dank dafür — selbst von schlesischen Arbeitern aus Borneo — geerntet, und ich denke, selbst den Tagarbeiter werden die 20 Pf. nicht reuen, die er dafür ausgegeben hat".

## Anzeigen.

Die auswärtigen Mitglieder werden gebeten, ihren **Jahresbeitrag für 1902** im Betrage von 2 Mark an den Schatzmeister, **Königl. Hofkunsthändler Bruno Richter, Breslau I, Schweidnitzerstr. 8,** einzusenden. Sollte die Zusendung bis zum **1. April** nicht erfolgt sein, so wird angenommen, dass die Einziehung des Betrages durch **Nachnahme** gewünscht wird.

**Nächste Sitzung: Freitag, den 14. d. M.,** 8 Uhr, im Auditor. XIV der Universität. Vortrag des Herrn Universitätsprofessors **Dr. Skutsch** über Sternglauben und Sterndeuterei.

Schluss der Redaktion: 1. Februar 1902.

Buchdruckerei Maretzke & Märtin, Trebnitz i. Schles.

# Mitteilungen

der

## Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde

herausgegeben

von

**F. Vogt.**

Jahrgang 1902. **Breslau.** Heft IX. № 3.



# Sternglauben und Sterndeutung in Altertum und Neuzeit.

Von **Franz Skutsch.**

Das folgende giebt einen Vortrag wieder, den der Verfasser am 14. Februar in der Sitzung der Gesellschaft gehalten hat. Es ist dabei nicht die Absicht, den Kennern dieser Dinge Neues von irgendwelcher Erheblichkeit zu bieten, sondern nur die schlesischen Urkunden, die am Anfang mitgeteilt werden, zu erläutern und dadurch zum Sammeln ähnlicher Reste anzuregen. Jede Mitteilung von dergleichen an Professor Vogt oder den Verfasser wird dankbarst aufgenommen werden. Der angedeuteten Absicht schien Genüge gethan auch bei starker Abkürzung einiger Teile des Vortrags. Dafür ist die Litteratur angegeben worden, aus der man sich weiter über den Gegenstand unterrichten kann [1].

---

Durch die Güte des Herrn Hauptmanns Cogho sind in unsere Sammlungen fünf Hefte gelangt in der Grösse gewöhnlicher Schreibhefte und mit grellbuntem Umschlag, wohl von Stücken alter Tapete gefertigt. Sie sind alle fünf astrologischen Inhalts und zerfallen in zwei Arten; die Hefte jeder Art sind unter sich in allem Wesentlichen gleich.

Aus einem Heft der ersten Art ziehe ich das folgende aus:

Geboren 1842 im Jahre des Planeten Sonne,
den 1. September im Zeichen der Jungfrau.
Sonne.
Die Sonne regiert in nachfolgenden Jahren!
1793. 1800. 1807. 1814. 1821. 1828. 1835. 1842. u. s. w.

---

[1]) Siehe Häbler, Astrologie im Altertum, Programm des Gymnasiums zu Zwickau, 1887. Boll, Studien zu Claudius Ptolemaeus, Jahrbücher für Philol. Suppl. XXI. Riess, Artikel Astrologie in Pauly-Wissowas Realencyklopädie der klass. Altertumswissenschaft Bd. II Sp. 1802 ff. Bouché-Leclercq, L'Astrologie grecque, Paris 1899. Kroll, Neue Jahrb. für das klass. Altertum u. s. w. Bd. VII (1901) S. 559 ff.

Die Sonne hat bei ihrem Aufgange sowohl als wie bei ihrem Untergange als steten Begleiter den Planeten Venus. Sie wirket temperirte Wärme und dienet durch ihre Leuchtkraft den Tag zu erhellen, noch ausserdem, die überflüssigen angezogenen Teile des oberen Salzes oder Mercurii vom Vitriol abzusondern.

Wenn also Vitriol und Mercurius in der Gegenwirkung stehen, wie vom Frühling bis zum Herbst, macht die Aneinanderreibung ihrer Teile, in der Luft und am Leibe des Menschen und der Tiere alles warm . . .

Die Sonne ist ein mittelmässig guter Planet, ganz abhängig von seinen Aspekten, nach denen er sich in seinen guten und bösen Eigenschaften richtet.

Die Menschen, die unter ihrer Regierung geboren werden, sind in der Regel von gesundem Körperbau und angenehmer schöner Gestalt, sehr oft krauses Haar besitzend. Dieselben verfügen über grosse körperliche Kräfte und dürfen auf ein langes Leben hoffen. Ihr Charakter ist grossmütig . . . Der Planet machet sie gross und geehrt, und giebt ihnen Reichtum und hohe Würden.

Die Teile des menschlichen Körpers, über welche die Sonne gebietet, sind das Gehirn, das Herz, das rechte Auge, das linke Ohr der Männer, die Nerven und die rechte Seite der Weiber.

An Ländern beherrscht die Sonne: Italien, Sicilien, Böhmen u. s. w.

Die Sonne ist von Charakter ein Cholerikus vom Element des Feuers . . .

(Hier folgen Tabellen, in denen verzeichnet sind 1) die Tagesstunden, die von dem Planeten Sonne regiert werden, und zwar ist das mit jeder siebenten der Fall, 2) die unglücklichen Tage im Jahre, 3) „was in jedem Himmelszeichen zu thun oder zu unterlassen ist“. Darauf neue Ueberschrift:)

Die Complexion der Natur des Menschen.

Sie ist aus vier Eigenschaften zusammengesetzt, gleich den vier Elementen, denen jeder Mensch unterworfen ist. Diese vier Eigenschaften sind aber der Natur des Menschen nicht gleichmässig zugeteilt worden, sondern ein Element ist immer vorherrschend in derselben. Welches Element nun am meisten sich bei einem Menschen befindet, solcher Natur ist der Mensch, und dessen Regierung ist derselbe unterworfen.

Die Complexion der Natur des Menschen ist wie folgt:

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Cholerisch | von dem | Element | des | Feuers. |
| Sanguinisch | „ | „ | der | Luft. |
| Phlegmatisch | „ | „ | des | Wassers. |
| Melancholisch | „ | „ | der | Erde. |

Die Sonne ist von Charakter ein Cholerikus. Daher sind alle Menschen, die unter diesem Planeten geboren werden, mehr oder weniger cholerischen Temperaments.

Cholerikus.

Der cholerische Mensch ist von des Feuers Natur und Eigenschaft, besitzt in der Regel grossen Mut, ist aufbrausend, jähzornig, eigensinnig und hoffährtig. In seiner Reizbarkeit frägt er nicht lang wie die Sache ausfallen möchte, seine Gestalt erscheint dann wie von einem inneren Feuer durchglüht. . . . Die verzehrende Leidenschaft, die ihn mit ihrem

grimmigen Feuer beherrscht, macht sich auch an seinem Körper bemerkbar, der unmässige Zorn und die Bosheit, die er bei sich führt, geben seinem Körper ein mageres unfreundliches Aussehen. . . .

Geboren den 1 ten September 1842
im Zeichen der Jungfrau.

Ein Mädchen, welches im Zeichen der Jungfrau geboren wird, ist von wohlgefälligen Körperformen, schöner Gesichtsbildung, blühender Farbe und besitzt lebhafte Augen. Sie ist rasch in ihren Bewegungen und angenehm im Umgange, verfügt über ein klangvolles einschmeichelndes Sprachorgan. Sie ist . . . sehr zur Liebe geneigt, nur diejenigen ausschliessend, die ebenfalls in diesem Zeichen geboren sind. Sie macht gern Versprechungen, hält aber davon wenig. Sie überlebet Vater und Mutter und ist unter ihren Geschwistern, falls solche vorhanden, nicht die Bevorzugteste.

Im Zeichen der Jungfrau hat sie Glück bei grossen Herren. Günstig ist es in diesem Zeichen Baue anzufangen, sich zu verheiraten . . .

Im Zeichen der Wage ist sie ebenfalls vom Glück begünstigt.

Im Zeichen des Wassermanns überkommt sie eine Krankheit, welche mit grossen Schmerzen verbunden sein wird, welche sich im Leibe . . . an den Augen und an der Zunge äussern werden. . . .

Im Zeichen des Widder ist die Zeit ihres Todes, muss sich also in diesem Zeichen sehr hüten.

(Folgen Stier, Zwillinge, Krebs, Löwe.)

Die Zeichen des Skorpion, Schütze, Steinbock, Fische sind stets als unglücklich für sie zu betrachten.

Falls sie das 11 te Jahr überlebet, in welchem sie von einer bösartigen Krankheit befallen wird, so erreicht sie ein Alter bis in die 60 er Jahre.

---

Was das ist, wird jedem Leser sowohl inhaltlich als nach seiner technischen Bezeichnung bekannt sein; es ist die Prophezeiung eines Lebensschicksals aus der Stellung der Gestirne in der Geburtsstunde, ein sog. Horoskop (andere Namen: Nativität, Genitur).

Die zwei Hefte der zweiten Art haben etwas andern Inhalt. Sie enthalten nicht Prophezeiungen für eine bestimmte einzelne Person aus der Konstellation ihrer Geburtsstunde, sondern sie geben vielmehr an, welche Konstellationen für einzelne Verrichtungen (z. B. Verreisen, Heiraten, Anziehen neuer Kleider) günstig sind. Zu diesem Behufe wird eine Besprechung der sieben sogenannten Planeten (Saturn, Jupiter, Mars, Sonne, Venus, Mercur, Mond) vorausgeschickt; jeder von diesen regiert bestimmte Jahre, bestimmte Stunden, bestimmte Länder und bestimmte Organe des Körpers. Aehnliche Angaben werden für die 12 Zeichen des Tierkreises (Widder, Stier, Zwillinge, Krebs, Löwe, Jungfrau, Wage, Skorpion, Schütze, Steinbock, Wassermann, Fische) gemacht. Und so lässt sich schliesslich für eine jede Stunde im Jahre bestimmen, was man in ihr zu thun und was zu unterlassen hat.

---

Ehe wir diese Hefte dadurch zu erläutern suchen, dass wir sie in ihren historischen Zusammenhang einrücken, wird ein Wort über ihre Herkunft am Platze sein. Herr Hauptmann Cogho berichtet darüber folgendes: Im Jahre 1898 verstarb in Warmbrunn ein früherer Bürstenmacher und Besenbinder Hertramph. So lange er sein Geschäft betrieb, war er ein reeller und geachteter Mann. Aber 1893 traf ihn das Unglück, gelähmt zu werden, und als er dadurch in Not geriet, liess er sich von seiner Wirtschafterin bestimmen, Hefte, wie sie oben beschrieben sind, für Geld anzufertigen. Die Wirtschafterin, Marie Pospischil, von den Warmbrunnern der Bequemlichkeit wegen Frau Hertramph oder die böhmische Marie genannt, war vor etwa dreissig Jahren aus Prag eingewandert und hatte sich schon immer mit allerlei Geheimkünsten, Kartenlegen, Geisterbeschwören und Eiergiessen (Wahrsagen aus dem Weissei), abgegeben. So lag ihr der Gedanke nahe, ein altes astrologisches Buch, das Hertramph besass, zur Erweiterung ihres Betriebs zu benutzen. Hertramph liess auf ihre Veranlassung hin aus seinem Buche sowohl jene Horoskope als die andern Hefte abschreiben und verkaufte sie zu 75 Pf. Nach seinem Tode schlug die böhmische Marie auf: das Heft kostete von da an 1 M. Glänzend scheint das Geschäft trotzdem nicht gewesen zu sein; Herr Hauptmann Cogho meint mit Recht, er würde sonst mehr dergleichen Hefte aufgetrieben haben. Er teilt auch charakteristische Aeusserungen zweier alter Frauen mit, die unabhängig von einander sich dahin aussprachen: die Planetenbüchel seien ihnen zu gelehrt, sie wüssten damit nichts Rechtes anzufangen; freilich schlugen sie doch bei jedem erheblicheren Unternehmen gewissenhaft in ihrem Büchel nach.

Das Buch, aus dem der alte Hertramph seine Weisheit schöpfte, ist leider nach dem Tode der böhmischen Marie in die Hände einer unverehelichten Hilpert gekommen, die es nach Amerika mitgenommen hat, und so bin ich für jetzt nicht in der Lage seinen Titel mitzuteilen. Aber zum Verständnis unserer Hefte ist der auch nicht nötig. Die Art des Buches lässt sich auch aus diesen fragmentarischen Abschriften so genau erkennen, dass wir es mit Sicherheit als einen Ausläufer einer Jahrtausende alten reichen Litteratur ansprechen können, die in allen ihren Vertretern so gleichartig ist, dass man fast mit einem Terenzischen Worte von ihnen sagen kann: wer einen davon kennt, kennt jeden davon. Und so wird es die beste Erläuterung unserer Hefte sein, diese Litteratur und ihren Inhalt kurz zu schildern.

Sie verdient es auch an sich. Denn kein zweiter Aberglaube hat eine so ausserordentliche Entwicklung durchgemacht und zu verschiedensten Zeiten so tiefgreifenden Einfluss geübt, wie die Astrologie. Jahrtausende ist sie alt, und in diesen Jahrtausenden haben nicht bloss Besenbinder und Zigeunerinnen sie praktiziert, sondern grundgelehrte und scharfsinnige Männer, insbesondere Astronomen mit den glänzendsten Namen, haben ihr System und ihre Methode in einer Weise durchdacht und angewendet, dass diese Tollheit von mancher Wissenschaft darum beneidet werden könnte. So hat sie denn auch nicht bloss auf Bauernweiber gewirkt, sondern fast immer in allen Schichten der Völker begeisterte Anhänger gehabt und oft auch die Fürsten und Feldherren und durch sie das Schicksal ganzer Nationen, ja des Erdkreises gelenkt. Und diese drei

Dinge sind es, die vorzugsweise unser Interesse auf sich ziehen: die Entstehung des astrologischen Lehrgebäudes, die Lehre selbst und ihre Einwirkung.

## I.

Ex oriente lux! Aus dem Orient kam nach dem alten Spruch das Licht, aus dem Orient aber auch das Irrlicht der Astrologie. Babylonier und Chaldäer heissen die Sterndeuter bei Griechen und Römern, und dass diese Namen auf durchaus zutreffenden Erinnerungen an das Ursprungsland der Astrologie beruhen, haben die keilschriftlichen Funde der letzten Jahrzehnte gezeigt, durch die in Babylon ebensowohl astrologische Werke wie einzelne Horoskope zu Tage gekommen sind. Für Babel ist das Aufkommen der Astrologie auch besonders begreiflich, weil dort die Sterne als Gottheiten galten; und diese Anschauung macht es ja erst eigentlich verständlich, wie man dazu kommen kann, das menschliche Lebensschicksal als Wirkung der Gestirne und ihrer Stellung anzusehen.

Im Occident findet sich die erste sichere Erwähnung der Astrologie bei Theophrast, dem Schüler des Aristoteles, der sich über die „Theorie“ der Chaldäer, mit der sie nicht bloss Wetter u. dergl., sondern auch Leben und Tod jedes einzelnen voraussagten, man weiss nicht recht, ob bewundernd oder abfällig äusserte. Wenn man hinzunimmt, dass in älterer Zeit selbst solche Leute nichts von der Astrologie sagen, die dazu reichlichen Anlass gehabt hätten, wie z. B. Aristophanes, der andern Aberglauben mit Spott und Hohn überschüttet, so wird man den Einzug der Astrologie in Griechenland um 300 ansetzen dürfen und ihn dann natürlich als eine Folge der asiatischen Feldzüge Alexanders d. Gr. ansehen, die in so vielen Dingen zur Ausgleichung östlicher und westlicher Kultur führten.

Der griechische Boden war für Aufnahme der babylonischen Theorie wohl vorbereitet. Auch dort glaubte man im Volke hier und da, dass auf den Sternen die Seelen der Abgeschiedenen wohnen oder gar, dass wir selbst nach unserem Tode Sterne werden[1]). So finden wir bereits im zweiten Jahrhundert die Astrologie ebenso weit verbreitet wie tief gewurzelt. Das zeigt sich insbesondere an drei Thatsachen. Es beginnt **erstens** zu dieser Zeit der heftige Kampf der Philosophenschulen um den Wert der Astrologie. Die scharfsinnigsten Argumente, die dann in den folgenden Jahrhunderten ständig, auch von den Kirchenvätern, wiederholt werden, sind von den Akademikern in dieser Zeit ausgedacht worden, um der Sterndeuterei den Garaus zu machen. Aber der Sieg wurde von den Stoikern heftig bestritten, und logische Deduktionen haben noch nie einen Wahnglauben ausgerottet. Wir sehen **zweitens** in dieser Zeit die Astrologie und ihre litterarische Behandlung auch schon nach Rom übergreifen: der Tragiker L. Accius liefert in seinem Praxidicus, soweit wir sehen, die erste astrologische Lehrschrift in lateinischer Sprache[2]). **Drittens** — und das ist das Wichtigste — hat das zweite Jahrhundert dasjenige astrologische Werk geschaffen, das, von jedem folgenden astrologischen Schriftsteller direkt oder indirekt benützt, die Lehre in feste Formen gebracht

[1]) E. Rohde, Psyche (1. Aufl.) S. 423 Anm. 4.
[2]) O. Crusius, Philol. 57 (1898) S. 642 ff.

hat, die nun im Wesentlichen, auch in der Terminologie, unverändert bleiben und auch in Hertramphs Heften noch nachwirken. Es ist das Werk, das unter dem Namen des Königs Nechepso und des Priesters Petosiris ging, die sich darin anscheinend gegenseitig ihre mystische Weisheit mitteilten, auf ägyptischem Boden in griechischer Sprache geschrieben [1]), von späteren aber mit grosser Ehrfurcht wie ein altheiliges Buch citirt.

Von nun an fliesst der Strom astrologischer Litteratur nie versiegend durch die Jahrhunderte. In Poesie und Prosa wird die Herrlichkeit der „himmlischen Wissenschaft" gefeiert und ihre Lehre gepredigt, von grossen Dichtern wie Manilius (bald nach dem Beginn unserer Zeitrechnung) und grossen Gelehrten, wie dem Astronomen, Geographen und Physiker Claudius Ptolemaeus (im 2. Jahrhundert n. Chr.) [2]). Es kann nicht daran gedacht werden, auch nur die erheblicheren Werke hier aufzuzählen. Für das Altertum sei nur noch das umfängliche Werk 'Mathesis' [3]) des Syrakusaners Julius Firmicus Maternus aus dem 4. Jahrhundert genannt, weil es in mancher Hinsicht besonderes Interesse bietet. Zwar beruht es durchaus nicht auf selbständiger Kenntnis, aber Firmicus trägt, was er zu sagen hat, mit einem so reichen Enthusiasmus vor, dass er bisweilen selbst die Sympathie des modernen Lesers gewinnt. Vor allem aber ist er dadurch merkwürdig, dass er, der begeisterte Anhänger der alten heidnischen Lehre, in einer zweiten Schrift mit fanatischer Erbitterung das Christentum gegen die „Irrtümer der profanen Religionen" verteidigt hat. Zwar liegen zwischen seinen beiden Werken 20 Jahre, aber man braucht darum durchaus nicht anzunehmen, dass Firmicus erst im Verlaufe dieser Zeit sich zum Christentum bekehrt hat. Denn so eifrig auch die Kirchenväter, am glänzendsten wohl Augustin, die Astrologie mit den alten akademischen Waffen bekämpften, es hat doch zu keiner Zeit an Leuten gefehlt, die eine begeisterte Hingabe an die Astrologie mit ihrem Christenglauben vereinbar fanden. Ich will nicht erst Beispiele dafür aus der byzantinischen Zeit anführen; es hat mehr Interesse, sich daraufhin die Jahrhunderte anzusehen, in denen die Astrologie wieder aufblüht, die ersten der Neuzeit.

Die Renaissance umfasste das ganze Altertum mit gleicher Begeisterung und übernahm auch das Minderwertige bereitwillig. Das Studium des Ptolemaeus und der anderen alten Astrologen verschafft ihrer Wissenschaft jetzt aufs neue eine grosse Anzahl Anhänger [4]); und auch unter den Reformatoren ist der eifrigste Humanist zugleich ein eifriger Astrologe. Melanchthon hat darüber manche Auseinandersetzung mit Luther gehabt [5]), und

---

[1]) Kroll a. a. O.

[2]) Oft hat man bezweifelt, dass das Vierbuch des Ptolemaeus, das die weiteste Verbreitung erlangt hat und in der Neuzeit viel kommentiert worden ist (z. B. von dem bekannten Arzt, Mathematiker und Plagiator Hier. Cardanus [† 1576]), wirklich echt sei; man glaubte dem berühmten Astronomen dergleichen nicht zutrauen zu dürfen. Jetzt ist von Boll a. a. O. die Echtheit aufs Sicherste nachgewiesen.

[3]) Eigentlich 'Lehre', dann speziell Astrologie, wie auch mathematici ein üblicher Name der Astrologen ist.

[4]) Burckhardt, Kultur der Renaissance, 6. Abschnitt, 4. Kapitel.

[5]) Man sehe das amüsante Gespräch der beiden, das Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit Bd. II Abt. 2, 9. Aufl., S. 110 abdruckt. Ueber Melanchthons Aberglauben im Allgemeinen Hartfelder, Histor. Taschenbuch VI (1889) 231 ff.

doch ist sein und seiner Schüler Sternenglaube nie ernsthaft erschüttert worden[1]). Auch fliessen Luthers Einwände mehr aus seinem gesunden Verstande als aus religiöser Ueberzeugung. Wenn man aber bei den Reformatoren zweifeln mag, ob sie sich je die Frage nach der Verträglichkeit von Christentum und Astrologie gestellt haben, so hat ein berühmter französischer Astrologe für sie eine überraschende und praktische Lösung gefunden. Jean Baptiste Morin, dessen Astrologia Gallica (Haag 1661), im wesentlichen auf Ptolemaeus beruhend, eine vielbewunderte Leistung war und ist, setzt seinem stattlichen Folioband voran eine Widmungsepistel an — den König der Könige und Herrscher der Herrscher Jesus Christus, unterzeichnet „Deiner übererhabener Majestät unterthänigster Diener J. B. M.“ Alles, sagt er hier, was in seinem Buche richtig sei, habe er nur durch Christi Hilfe gefunden; das Falsche möge Christus keinem Leser zum Schaden werden lassen.

Soeben ist gerade Morins Werk zum Teil wieder neu gedruckt worden (Paris 1902). Der Herausgeber Selva begründet das damit, dass es den täglich wieder zahlreicher werdenden Anhängern der Astrologie an einem praktischen Handbuch leider noch fehle. Ueberraschend kommt diese Begründung nicht; die letzten Jahre haben in Paris und Berlin astrologische Gesellschaften entstehen sehen, und die modernen Handbücher der praktischen Astrologie wie die von Meyer (Berlin 1891) und Formalhaut (Manuel d'a., Paris 1897) haben sich offenbar im Gebrauche nicht bewährt. Man sieht, dass Hertramph und seine Warmbrunner Bauern nicht etwa rückständige, sondern sehr moderne Menschen waren.

## II.

Wir kennen jetzt wenigstens einige der wichtigsten Glieder aus der Familie, der auch das Buch des alten Hertramph angehörte. Und wir können uns jetzt schon eine gewisse Vorstellung davon machen, wie gross die Familienähnlichkeit ist: im wesentlichen tragen alle Glieder dieselben Züge wie einst das Werk des Nechepso und Petosiris. Wenn wir diese Züge jetzt zu zeichnen versuchen, so kann das nur in flüchtigem Umriss geschehen; das Gesamtsystem ist ausserordentlich kompliziert und in der hier nötigen Kürze nicht darzulegen. Besonderen Wert legen wir darauf, alle die Dinge anzuführen, die auch in unseren Heften sich finden. Ich lasse darum bei Seite jede Weissagung aus anderen Gestirnen als den sog. sieben Planeten und den Tierkreiszeichen; auch im Altertum sind diese anderen Systeme nicht gerade beliebt.

Die Weissagung aus jenen 19 aber hat schon bei den ältesten Astrologen ein doppeltes Ziel: Entweder man prophezeit das Lebensschicksal eines einzelnen aus seinem Horoskop, der Stellung der Sterne in der Geburtsstunde. Oder aber man holt sich Rat aus den Sternen, ehe man sich an eine bestimmte Unternehmung macht, also z. B. das Heiraten oder das Reisen; Invenal weiss sogar von Damen zu erzählen, die die Stunde zu Spazierfahrten und zum Essen in astrologischen Büchen nachzuschlagen

---

[1]) Charakteristisch seine Vorrede zur Ptolemaeusübersetzung, Basel 1553, dann z. B. die Vorrede, mit der ihm sein Schüler Joachim Heller die Ausgabe des arabischen Astrologen Albohal (Nürnberg 1549) zueignet.

pflegen. Offenbar entsprechen diesen beiden Arten astrologischer Prophezeiung die beiden Arten der Hertramphschen Hefte [1]).

Aber wie ist es nun möglich Einzelheiten der einen oder anderen Art aus den Sternen zu erkunden? Es hat zunächst jeder Planet und jedes Tierzeichen seine eigentümliche Bedeutung. Die Planeten sind freundlich (Jupiter und Venus) oder feindlich (Mars und Saturn), die Sonne freundlich bei Tage, der Mond bei Nacht, Merkur indifferent und abhängig von der Art, wie die anderen Planeten sich zu ihm stellen, ihn anblicken; auf ihn würde also mit besserem Rechte der Ausdruck angewendet werden, den das Hertramphsche Buch von der Sonne gebraucht: „ein mittelmässig guter Planet, ganz abhängig von seinen Aspekten (d. h. der Stellung, den Blicken der übrigen Planeten), nach denen er sich in seinen guten und bösen Eigenschaften richtet".

Aber ausser diesen allgemeinen Eigenschaften haben die einzelnen Planeten noch eine viel speziellere Bedeutung. Mars z. B. bedeutet Krieg, militärische Laufbahn, dann aber auch in Uebereinstimmung mit seiner roten Farbe, Blutsturz und blutigen Tod überhaupt; Venus hingegen giebt Schönheit, Freude, eine gute Ehe, viel Kinder, Vermögen, Beliebtheit bei Fürsten; sie verleiht Berufe, die körperlicher Zier dienen, wie Parfümfabrikation, Weberei u. dgl. Ebenso hat auch jedes von den 12 Tierkreiszeichen seine eigentümliche Bedeutung. Z. B. werden die Fische angesehen als ein weibliches Zeichen, doppelt (daher sie eine weibliche oder eine Zwillingsgeburt bedeuten können), wässerig (daher sie Berufe verleihen, die mit dem Wasser zu thun haben, wie Fischerei u. dgl.), schuppig, fleckig, krumm, stumm, beweglich (was auf körperliche Eigenschaften des Geborenen schliessen lässt). Besondere Beachtung verdient hierbei, dass die Fische als wässeriges Zeichen angesehen werden. Ebenso nämlich werden auch die übrigen Tierzeichen (und ähnlich die Planeten) mit einem der vier Elemente verknüpft. So gelten Widder, Löwe und Schütze als feurig, aber auch die Sonne ist, um mit Hertramph zu reden, „vom Elemente des Feuers". Je nachdem nun in einem Horoskop sich feurige, wässerige, erdige oder luftige Zeichen und Sterne befinden, gestaltet sich die Natur der Geborenen; es treten in ihnen verschiedene Mischungen (griech. *κρᾶσις*, lat. **temperamentum**) der Elemente ein, und durch diese Mischung bestimmt sich ihr „Temperament" [2]). Gerade an dieser Lehre von der Bestimmung des Temperaments durch die Gestirne, die bei Hertramph einen so breiten Raum einnimmt, haben vielfach auch Männer festgehalten, die einer spezielleren Vorhersage aus den Sternen skeptisch gegenüber standen.

Eine andere Sonderbedeutung für die Planeten und Tierkreisbilder ergiebt sich dadurch, dass sie einerseits zu einzelnen Ländern, andererseits zu einzelnen Körperteilen in Beziehung gesetzt sind, wie wir das ebenfalls noch in den Hertramphschen Heften gefunden haben. So wird es möglich vorauszusagen, wohin eine Reise gehen, wo jemand ein Amt bekleiden,

[1]) Es sei daran erinnert, dass zur zweiten Art die sog. Aderlassbüchlein gehören, die noch jetzt auf den Märkten und bei Barbieren zum Kauf angeboten werden, und gewiss noch viel gekauft werden würden, wenn das Aderlassen selbst heute noch im gleichen Renommee stünde wie ehedem.

[2]) Siehe z. B. Catalogus codicum astrolog. Graecorum, herausgegeben von Boll Cumont Kroll u. s. w. Codices Florentini (Brüssel 1898) S. 146.

aber auch welche Teile seines Körpers besonders schön gebildet, oder aber schweren Krankheiten unterworfen sein werden.

Auch zeitlich hat jeder Planet ein Sonderrecht, und wenn auf die Bestimmung der Lebensdauer aus den Planeten hier ihrer Kompliciertheit wegen nicht eingegangen werden kann, so mag ihre Herrschaft über die einzelnen Tagesstunden in der Reihenfolge Saturn, Jupiter, Mars, Sonne, Venus, Mercur, Mond nicht nur darum hervorgehoben werden, weil sie sich genau so bei Hertramph wiederfindet, sondern auch weil aus ihr sich unsere Benennung der Wochentage erklärt[1]) — ein schlagendes Beispiel, wie tief einst die Astrologie in das Leben eingegriffen hat und wie tief sie heute noch in das der Ungläubigsten eingreift.

Bei alledem würde aber noch nicht klar sein, wie sich das Horoskop der einzelnen Menschen individuell verschieden gestalten kann. Das ist offenbar nur möglich, wenn in den einzelnen Horoskopen die Macht der einzelnen Tierzeichen und Planeten verschieden ist. Wie aber konnte man nun erkennen, welchen Tierzeichen, welchen Planeten im einzelnen Horoskop die grösste Bedeutung zukommt? Hier kommt es in allererster Reihe darauf an festzustellen, welches Zeichen des Tierkreises in der entscheidenden Stunde (also der der Geburt, des Reiseantritts u. s. w.) gerade über den östlichen Horizont emportritt. Dieses heisst ganz speziell das Horoskop und bildet durchaus die Grundlage der ganzen Weissagung. Neben diesem Horoskop (im engeren Sinne) kommen insbesondere noch die Zeichen an vierter, siebenter und zehnter Stelle in Betracht, die mit ihm durch den sog. Geviertschein, ferner die Zeichen an der fünften und neunten Stelle, die mit ihm durch den sog. Gedrittschein verbunden sind u. s. w.[2]). Nun hat man zu untersuchen, ob und was für Planeten das Horoskop (in engerem Sinne) selbst und die mit ihm in Verbindung stehenden Zeichen enthalten; durch gegenseitigen 'Aspekt' (Anblick), d. h. indem sie zu einander im Gedritt- oder Geviertschein stehen, können sich die Planeten gegenseitig in ihrer Bedeutung beeinflussen.

Endlich läuft neben der durch die Tierzeichen gegebenen Zwölfteilung des Himmelskreises noch eine andere nebenher, die ebenfalls mit dem

---

[1]) Teilen wir nämlich dem Saturn die erste Stunde des Sonnabends zu, so regiert Juppiter die zweite, Mars die dritte, Sonne die vierte, Venus die fünfte, Mercur die sechste, Mond die siebente. Die achte fällt dann wieder dem Saturn zu, die neunte dem Juppiter und so fort. Es gehört demnach die 22. wieder dem Saturn, die 23. dem Juppiter, die 24. dem Mars und die folgende d. h. die erste Sonntagstunde der Sonne. Rechnet man in dieser Weise fort, so fällt die erste Montagstunde dem Monde, die erste Dienstagstunde dem Mars, die erste Mittwochstunde dem Mercur, die erste Donnerstagstunde dem Juppiter, die erste Freitagstunde der Venus zu. Wenn man sich nun der lateinischen und der diesen nachgebildeten modernen Wochentagsnamen erinnert (lat. Saturni dies, engl. Saturday; lat. Solis dies, engl. Sunday; lat. Lunae dies, frz. lundi, engl. Monday; lat. Martis dies, frz. mardi, engl. Tues day; lat. Mercurii dies, frz. mercredi, ital. Mercoledi; lat. Jovis dies, frz. jeudi, engl. Thursday; lat. Veneris dies, frz. vendredi, engl. Friday; im Germanischen sind statt der lateinischen die deutschen Götternamen eingetreten), so zeigt sich, dass die Wochentage nach den Planeten benannt sind, die ihre erste Stunde regieren.

[2]) Der „gevierte Schein“ wird den Lesern aus Schillers Wallenstein bekannt sein. Dieser Name ebenso wie Gedrittschein erklärt sich, sowie man sich eine Kreisperipherie in zwölf gleiche Teile zerlegt und den 1., 4., 7. und 10. der Teilpunkte, sowie den 1., 5. und 9. durch gerade Linien verbunden denkt: es ergiebt sich im ersten Fall ein reguläres Viereck (Quadrat), im zweiten ein reguläres Dreieck.

östlichen Horizont anhebt. Es ist die Teilung in die sog. zwölf Orte, deren jedem seine eigene Bedeutung innewohnt: unter Berücksichtigung des an den einzelnen Orten stehenden Planeten erkundet man aus dem ersten Lebensführung und Lebensstellung, aus dem zweiten Besitztümer, aus dem dritten Geschwister, aus dem vierten die Eltern, aus dem fünften die Nachkommenschaft u. s. w. [1]).

Wir haben nur einen Teil der grundlegenden Sätze der Astrologie hier mitgeteilt, und doch dürfte schon klar sein, dass sich mit Hilfe eines solchen Systems sehr spezialisierte Voraussagen geben liessen, wie wir deren eine im dritten Abschnitt kennen lernen werden. Zugleich aber dürften auch Hertramphs Hefte erklärt sein bis auf jene Stelle gleich zu Anfang, wo absonderliche chemische Vorstellungen in die astrologischen hineinspielen. Auch hier liegt nicht etwa ein moderner Wirrwarr vor, sondern einer, der kaum weniger alt ist als die ganze Astrologie. Schon früh erscheinen die sieben Planeten in einer mystischen Verwandtschaft mit den Metallen, die Sonne mit dem Gold, Mars mit dem Eisen, Mercur mit dem Zinn oder Quecksilber u.s.w., und besonders eine andere alte Geheimwissenschaft, die Alchemie, ist voll von dieser Lehre; die Metalle werden in ihr geradezu mit denselben Zeichen geschrieben wie die Planeten in der Astrologie [2]). In den Hertramphschen Heften sehen wir umgekehrt eine Einwirkung der Alchemie auf die Astrologie; näher auf seine konfusen Angaben einzugehen würde nicht lohnen.

## III.

Die Frage erhebt sich, wie dieser Wahn je werbende Kraft hat besitzen können. Je genauer eine astrologische Prophezeiung war, um so sicherer wurde sie ja durch die Ereignisse widerlegt. Aber es ging und geht in der Astrologie wie bei jedem Aberglauben. Dem Kurpfuscher führt ein scheinbar geheilter Fall mehr Patienten zu, als ihm zwanzig missglückte Heilungen abspenstig machen; die paar Fälle, in denen die Gebetsheilung wirklich wie eine geschickte hypnotische Suggestion gewirkt hat, werden eifrigst kolportiert und darüber Hunderte von Misserfolgen vergessen. Wie wir gleich sehen werden, hat auf Wallenstein das (noch dazu sehr ungenaue) Eintreffen zweier Einzelheiten aus dem ihm von Kepler gestellten Horoskop so stark gewirkt, dass er darüber alle Widersprüche und Irrungen vergass, die sich sowohl sonst in dem Keplerschen Horoskop, wie in anderen für ihn gefertigten fanden.

Der Astrolog aber hatte gegenüber Kurpfuschern, Gebetsheilern u. dgl. noch manche Entschuldigung voraus. Das gesamte System seiner Wissenschaft war so ausserordentlich umständlich, liess soviel verschiedene Möglichkeiten der Deutung offen, dass er, ohne sich weiter zu kompromittieren, ruhig einen Irrtum eingestehen konnte. Und was bewies es gegen die Wissenschaft, wenn ihr Jünger sich irrte? Vor allem aber

---

[1]) Mittelalterlicher Merkvers für die Bedeutung der 12 Orte:
Vita lucrum fratres genitor nati valetudo
Vxor mors pietas regnum benefactaque carcer.

[2]) Berthelot, Les origines de l'alchimie, Paris 1885, S. 48 f.; derselbe, Introduction à l'étude de la chimie des anciens, Paris 1889, S. 76 ff. Wünsch, Defixionum tabellae Atticae, Berlin 1897, S. III u. A.

blieb, wenigstens bei einer Nativität, immer die Ausrede: man habe dem Astrologen die Geburtsstunde (oder auch die Geburtsminute, denn auch auf die konnte es ankommen) nicht richtig angegeben; wer ist denn in der Lage, über diese wirklich zuverlässige Auskunft zu geben? Und so sehen wir auch Wallenstein, als Keplers Voraussage eben nur in jenen zwei Punkten ungefähr zutrifft, nicht etwa an Kepler oder der Astrologie zweifeln, sondern nur daran, ob er selbst seine Geburtsstunde richtig wisse.

So hat denn zeitweilig ein grosser Teil der Menschheit im Bann der Astrologie gestanden. Besonders von zwei Perioden gilt dies: der römischen Kaiserzeit und dem Jahrhundert der Renaissance mit den unmittelbar folgenden. Die römischen Kaiser erlassen Edikt auf Edikt gegen die Astrologen, verbannen sie und töten sie, aber nicht weil sie ihr Volk vor einem Irrglauben schützen wollten, sondern aus Furcht, dass die Kunst der Astrologen einer Gegenpartei dienen, ihnen Nebenbuhler erwecken könnte. Es sind Leute getötet worden, weil ein Astrolog in ihrer Genitur etwas Königliches gefunden hatte, andere wirklich zum Throne aufgestiegen, weil es ihnen der Mathematicus verheissen hatte. Und wie die Fürsten, so das Volk: was Juvenal von Damen seiner Zeit erzählt, ward oben erwähnt; der Parvenu im Romane des Petron setzt seinen Gästen als etwas Besonderes eine runde Schüssel vor, auf der die 12 Tierzeichen durch bezügliche Speisen (Fische u. s. w.) dargestellt sind und giebt dazu eine ebenso bewegliche wie konfuse astrologische Weisheit zum besten. Der Glaube hat sich festgesetzt, sagt Plinius, und Gebildete und Ungebildete stürzen sich gleichermassen darauf.

Wie sich dies an hunderten von weiteren uns bekannten Einzelzügen erhärten liesse [1]), so liessen sich aus der Zeit der Renaissance, der Reformation und des grossen Krieges ebenso zahlreiche und krasse Beispiele des Sternenglaubens beibringen. Wie Rudolf II. und wie Wallenstein an ihm hingen, ist in unsern beiden grössten historischen Dramen („Bruderzwist im Hause Habsburg“ und „Wallenstein“) vortrefflich geschildert, namentlich von Schiller auf Grund tiefergehender Studien. Er hätte seinen Helden gewiss sogar noch abhängiger vom Sternenlaufe dargestellt, wenn ihm schon die Quellen geflossen wären, die sich uns vor einiger Zeit eröffnet haben. Was wir aus ihnen über Wallenstein und Kepler entnehmen, ist so charakteristisch für die beiden Männer und ihre Zeit, dass es statt jedes anderen Beispiels hier kurz wiedergegeben sein mag [2]).

Kepler hat in seiner Jugend tief in dem astrologischen Wahn gesteckt. Aber gerade an dem, was er für Wallenstein gearbeitet hat, können wir erkennen, wie dieser klare und tiefe Geist sich allmählich ganz von den Fesseln freimacht. Etwa 1608 oder 1609 hat sich der damals 25jährige Wallenstein zum ersten Mal durch Vermittlung eines Dritten, ohne sich zu nennen, unter Angabe seiner Geburtsstunde mit der Bitte um ein Horoskop an den grossen Forscher gewendet; da Kepler also die Person, um die es sich handelte, nicht kannte, gestaltete sich die Prophezeiung für

[1]) Vieles bei Häbler a. a. O.

[2]) Die Quellen sind eröffnet und benutzt von Struve, Beitrag zur Feststellung des Verhältnisses zwischen W. und K., Mémoires de l'Acad. de St. Pétersbourg, VII, 2. Aus dieser Veröffentlichung hat kürzlich auch geschöpft W. Förster in dem populären Vortrag „Himmelskunde und Weissagung“, Berlin 1901.

die schon abgelaufene Zeit zu einer entscheidenden Probe seiner Kunstfertigkeit. Auf Wallensteins 21. Jahr (1604) prophezeit er: „da soll er mit dem Leben gar kümmerlich davonkommen", auf dass 33. (1616): „möcht ein gelegenheit geben zu einer stattlichen heurath. Die astrologen pflegen hinzuzusetzen, dass es ein wittib und nit schön, aber an herrschaften, gebänen, vieh und baarem geld reich sein werde". Wallensteins eigenhändige Randnoten zu diesem Horoskop, die noch erhalten sind, besagen zum ersten Punkte: „im 22. Jahr hab ich die ungrische Krankheit und die Pest gehabt" und zum zweiten: „1609 hab ich diese heurat gethan mit einer wittib, wie daher ad vivum describirt wird". Man erkennt an den letzten Worten, wie sehr Wallenstein das (in wesentlichen Dingen doch ganz verunglückte) Horoskop imponiert hat, und so ist es kaum noch verwunderlich, dass er 1624, abermals durch einen Mittelsmann, sich wieder an Kepler wendet. Er wünscht insbesondere seine Todesart zu erfahren: „die meisten mathematici sagen, ich sollt an apoplexia sterben"; man sieht, er hat viele gefragt, und ihre Meinungsverschiedenheiten haben ihm nicht das geringste Misstrauen gegen die Astrologie eingeflösst. Aber das wichtigste ist ihm der sonderbare, aber damals nicht ohne Gleichen dastehende Wunsch, Kepler solle nun auf Grund des korrigierten Krankheits- und Heiratsjahres die Geburtsstunde richtiger berechnen als Wallenstein sie ihm habe mitteilen können!

Keplers Antwortschreiben ist ein höchst ehrenvolles Zeugnis seiner Aufgeklärtheit und Gewissenhaftigkeit. Mit aller Energie hebt er hervor, das sein erstes Horoskop nichts wert sei; die zwei ungefähren Treffer seien reiner Zufall, insbesondere die Voraussage der Lebensgefahr doch viel zu allgemein gehalten, um gerade auf die ungrische Krankheit bezogen werden zu dürfen. Dann erweist er das Ansinnen, Wallensteins Geburtsstunde umzurechnen, als ganz unzulässig. Freilich lässt er sich schliesslich doch herbei, Wallenstein abermals seinen Willen zu thun. Nicht ohne Wahrscheinlichkeit hat man vermutet, dass gerade diese erneute Weissagung Wallensteins Verhängnis heraufbeschworen habe. Kepler sagt nämlich jetzt voraus: „im März 1634 macht Mars mit den andern Planeten ein wunderliches Creuz"; auf dieselbe Zeit sind „schröckliche Landesverwirrungen" angedroht, die irgendwie mit des Anfragenden Schicksal zusammenhängen müssten. Was weiter hinaus liege, heisst es dann, könne für jetzt keine sonderliche Gemütsbewegung verursachen und wolle er also bei Seite lassen.

Mitten in einer Zeit unerklärlichen Zauderns ist Wallenstein vom Stahl des Mörders getroffen worden — am 25. Februar 1634. Energisches Handeln hätte das Netz, das sich um ihn spann, vielleicht zerreissen können; er hat sich anscheinend nur deshalb nicht dazu aufraffen mögen, weil die ihm von Kepler prophezeite verhängnisvolle Konstellation noch nicht vorüber war.

Ob der Astrologie nach den alten Blütenzeiten im 20. Jahrhundert eine neue beschieden sein wird? Manches, was darauf hinzudeuten scheint, habe ich schon oben erwähnt. Es sind gewiss nicht die niederen Volksschichten, die sich in den Pariser und Berliner Konventikeln treffen und die neuen Handbücher der Sterndeutung lesen. Wenn, wie mir von kundiger Seite mitgeteilt wird, E. v. Manteuffel, der ehemalige Statthalter von

Elsass-Lothringen, sich von dem damaligen Strassburger Astrologen Schur alles Ernstes das Horoskop stellen liess, sieht man, wie wenig Hindernisse die Aufklärung unserer Zeit der Astrologie in den Weg legen würde. Wer also unserer Gesellschaft freundlichst schlesische Dokumente der Astrologie zusendet, dient damit nicht bloss einem historischen, sondern auch einem aktuellen Interesse.

Breslau XIII, Elsasserstr. 13.

# Zum Mickespiel.

Von **Dr. Wahner,** Gleiwitz O.-S.

Das beliebtetste und verbreitetste Knabenspiel im Grottkauer Oberkreise und in vielen andern Gegenden Schlesiens ist das auch von Drechsler, Mitteil. II, S. 51, und von Philo vom Walde (Schlesien in Sage und Brauch, S. 137) erwähnte, aber nicht in allen seinen Arten gewürdigte Mickespiel[1]) (Mückespielen in Ohlau nach Drechsler). Ausser dieser Bezeichnung kommt hier von den dort genannten nur noch, wenn auch seltener, der Ausdruck „Klippe“ vor.

In meinem Heimatsdorfe Lasswitz kannte man drei Arten des Spieles: Grüblamicke, die häufigste, aber schwierigste Art, auch Micke schlechtweg genannt, von Philo als „Klippe“ beschrieben, Kreesmicke und Pfardlamicke, letztere von Philo als „Ginke“ geschildert.

Das Hauptinstrument bei diesem Spiel ist die Micke oder Klippe (so wenigstens bei den beiden ersten Arten genannt), ein an beiden Enden zugespitztes Stück hartes Holz (Eiche, Hartriegel, Weissdorn oder Haselstrauch). Dieses wird bei Grüblamicke mit dem in ein längliches Grübchen (Tilke[2]), bei Philo: Tülkel) eingespickerten Mickestecken (Klippenscheit oder Klippensteckel bei Drechsler bezw. Philo) gehoben und möglichst weit fortgeschleudert. Dem Hinausschleudern folgt das nicht immer ungefährliche Auffangen der ansausenden Micke durch den Gegner mittels der blossen Hände oder der Mütze und das Hineinwerfen der nicht aufgefangenen nach dem quer über die Tilke gelegten Klippenscheit in der von Philo beschriebenen Weise und Zählung. Daran schliesst sich im Falle des Nichttreffens das Fortschlagen in der von Drechsler geschilderten Art.

Hiervon unterscheidet sich die meist von mehreren Knaben gespielte Kreesmicke nur dadurch, dass an Stelle der Tilke ein oder zwei zusammengelegte Steine treten, Titsche[3]) genannt, um die, in Entfernung von ein oder zwei Metern, ein Kreis gezogen wird. Das Hinausschleudern der Micke erfolgt durch Schlagen des Klippenscheites an die Mitte der mit der linken Hand gehaltenen Micke; beim Zurückwerfen der nicht aufgefangenen genügt es, in den Kreis zu treffen, um den Schläger aus-

[1]) Vgl. Weinhold, Die Verbreitung und die Herkunft der Deutschen in Schlesien, Stuttgart 1887, S. 209, und Deutsch. Wörterb. VI, 2170.

[2]) Weinhold, a. a. O. 221.

[3]) Das Wort hängt offenbar zusammen mit „titschen“ = schlagen, anwerfen. Vgl. Weinhold, a. a. O. S. 221.

zumachen. Das dreimalige Fortschlagen der nicht in den Kreis oder an die Titsche geflogenen Micke geschieht wie bei Grübelmicke gegebenenfalls mit Widerschlag, doch wird die schliessliche Entfernung nicht mit dem Mickestecken gemessen, wie dort, sondern nur nach dem Augenmass geschätzt und stets auf 5, 10, 15, 20 etc. abgerundet. Der Gegner kann indessen jederzeit Nachmessung verlangen.

Bei der dritten Art des Spieles hat die Micke eine andere Form. Die Hälfte des Holzes ist von dem einen Ende aus abgespalten bis auf einen zwei Finger breiten knorrigen Rand oder Kopf am andern, so dass sie an der Spitze eines schräg (nicht senkrecht, wie Philo will) in den Boden getriebenen Stockes hängen bleibt, wie ein Reiter am Rücken des Pferdes; daher der Name Pfardlamicke. Mit dem Klippenscheit wird nun am Mickestock (Pferderücken) kräftig hinaufgefahren oder geschlagen und die oben sitzende Micke im Bogen hinausgeschleudert. Der weitere Verlauf des Spieles deckt sich mit Philos Beschreibung.

Da hier das eine gewisse Geschicklichkeit erfordernde Fortschlagen der Micke, mit Ausnahme des sofortigen Parierens beim Zurückwurf, unterbleibt, so ist „Pfardlamicke" leichter zu spielen als die vorher erwähnten Arten. Sie gewährt aber auch nicht die gleiche Abwechselung wie jene und wird deshalb und weil ihre Vorbereitung mehr Mühe, besonders im Schnitzen der Micke (des Rössels) verursacht, viel seltener gespielt. Die Leichtigkeit und Einförmigkeit dieser Spielart sucht man durch allerlei Sondervorschriften zu erschweren und zu beleben, so durch weiteres Hinausschieben der „Lure", bis zu der die Micke mindestens geschleudert werden muss, durch seitliche Begrenzung des Spielplatzes und dergleichen.

Im allgemeinen gelten noch folgende Regeln:

Beim Hinausschleudern und Fortschlagen hat jeder drei Schläge frei. Wer beim dritten mal nicht trifft, muss hinaus. — Wer nicht bis an die „Lure" trifft, muss hinaus. — „Fängerla" (Auffangen mit Händen oder Mütze) gilt bei „Grüblamicke" gewöhnlich 10, bei „Krees-" und „Pfardlamicke", wo das Holz mit grösserer Wucht einhersaust, 100. — Fliegt beim Zurückwurf die Micke an den Mickestecken, an die Titsche oder in den Kreis, so muss der Spieler hinaus. — Weniger Abstand von der Titsche oder dem Kreise als fünf bringt ebenfalls hinaus.

## Der jüngste Tag.

Mitgeteilt von **O. Scholz.**

Vom Himmel fallen die Sternelein,
Es neigen sich die Bäumelein,
Es kommt der liebe Gott gezogen
Auf einem schönen Regenbogen.

Die Glöcklein klingen allezeit,
Der jüngste Tag ist nicht mehr weit,
Der Himmel fängt schon an zu krachen,
Der liebe Gott will Feierabend machen.

Da singen all' die Engelein
Die wunderschönsten Melodein.
Sie thun den lieben Herrgott preisen
Und wolln uns den Weg zum Himmel weisen.

Ihr Toten, ihr sollt all' aufstehn,
Ihr sollt vor Gottes Gerichte gehn,
Ihr sollt treten auf die Spitze,
Wo die lieben Englein sitzen.

Ihr sollt treten auf den Plan,
Der liebe Gott will euch alle han;
Vor Gottes Gericht zur rechten Hand
Wir werden alle Gottes Kinder genannt.

Aus Herzogswaldau, Kr. Jauer.

# Literatur.

**Johannes Jühling, Die Tiere in der deutschen Volksmedizin alter und neuer Zeit.** Mit einem Anhange von Segen etc. Nach den in der Kgl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden vorhandenen gedruckten und ungedruckten Quellen. Mit einem Geleitworte von Hofrat Dr. med. Höfler, Bad Tölz. Mittweida. Polytechnische Buchhandlung (R. Schulze). o. J. [1900] XII u. 355 S. Pr. 6,00 M.

Die Volksmedizin ist eins der wichtigsten Gebiete, nicht bloss der Volkskunde, sondern der allgemeinen Kulturgeschichte überhaupt. Das Bestreben, die Gesundheit des menschlichen Körpers zu erhalten oder ihn wieder gesund zu machen, wenn er von Krankheit befallen ist, ist so alt wie die Menschheit selbst. Die Wege, auf denen das geschehen kann, wurden zu allen Zeiten für so wichtig gehalten, dass alle Kulturvölker schriftliche Aufzeichnungen und Beschreibungen für vorteilhaft hielten. Auf diese Weise sind wir in den Stand gesetzt, auf Grund der erhaltenen Quellen die Geschichte dieser Versuche herzustellen. Und welches gewaltige Bild entrollt sich da vor uns. Wir sehen den Menschengeist die verschiedensten Anstrengungen machen, sich gegen die Macht der Natur, des Uebermenschlichen, aufzubäumen. Die Art, wie das gemacht wird, ist ausserordentlich bezeichnend für Kulturzustand und Bildung des betreffenden Volkes. Verstand und Unsinn, wissenschaftliche Forschung und Charlatanerie, Aberglaube und Zauberei, Bibel- und Teufelsglaube, Sternkunde und Alchimie, kurz alles, was der menschliche Geist zu leisten vermag, wird in Bewegung gesetzt, um jenen Zweck zu erreichen, alle Reiche der Natur werden ausgenutzt, um Hilfsmittel zu gewinnen. Das Tierreich hat in vergangenen Zeiten einen sehr beträchtlichen Prozentsatz solcher Mittel geliefert, während heute das Arzneibuch für das deutsche Reich nur dreizehn Heilmittel verzeichnet, die ihm entstammen. Die Kunde von jener alten, gegenwärtig nur noch verstreut im Volke lebenden Weisheit ist in einer Unzahl von Arznei-, Kräuter-, Rezept- und Wunderbüchern oder handschriftlichen Aufzeichnungen versteckt, die in annähernder Vollständigkeit dem einzelnen ungemein schwer zugänglich sind. So ist es denn eine sehr verdienstliche Arbeit, die der Verfasser des oben genannten Buches geleistet hat. Er hat sich jenes Sondergebiet der Tiermedizin herausgegriffen und auf Grund eines weitschichtigen Materials — darunter nicht weniger als vierzehn bisher so gut wie ganz unbekannte Handschriften — eine Zusammenstellung von Rezepten gegeben, in denen tierische Heilmittel verwendet werden. Der Uebersichtlichkeit dient es, dass die Anordnung alphabetisch nach den Namen der Tiere getroffen ist. Sehr nützlich und für das Verständnis notwendig ist auch eine Erklärung der in den Texten vorkommenden Krankheitsnamen.

Der Nutzen des Buches ist mancherlei Art. In erster Reihe liegt er natürlich auf dem Gebiete der Volksheilkunde und damit zugleich auf dem der Geschichte der Medizin. Wie bedeutsame Rückblicke solche Kenntnis auf die allgemeine Kulturgeschichte gestattet, wurde schon erwähnt. Auch in sprachlicher und lexikalischer Hinsicht liefert das Werk viel brauchbares Material, wenngleich es sich da nicht mit Höflers Krankheitsnamenbuch messen kann. Als Anhang bietet der Herausgeber noch ein paar zusammenhängende Proben aus einigen der von ihm benutzten Handschriften und spricht davon, dass vielleicht

noch manches andere aus ihnen der Veröffentlichung wert sei: dessen scheint nach den mitgeteilten Stücken eine ganze Menge zu sein. Vor allem möchten wir da auf eine Gattung von Heilmitteln aufmerksam machen, die sich sicherlich in diesen Handschriften zahlreich vertreten finden, das sind die, die der Mensch oder der menschliche Leichnam selbst stellt (vgl. H. L. Strack, Das Blut im Glauben und Aberglauben der Menschheit. 4. Aufl. 1900; Troels-Lund, Gesundheit und Krankheit in der Anschauung aller Zeiten. 1901 S. 151 ff.). Dass aber auch auf Gebieten etwas zu holen ist, wo man es am wenigsten erwartet, zeige ein Beispiel, das wir hier besonders hervorheben. Es ist die Volksdichtung. Denn nicht nur, dass sich eine ganze Anzahl gereimter Segen und Beschwörungen im bekannten Stile finden, wir begegnen in einem „Geschrieben Artzney-Buch" (C 1b; Jühling S. 270—274) auch einem höchst interessanten Streitgedicht. Der Inhalt ist zwar nicht sehr fein, aber das 44 Strophen lange Denkmal zeugt von der ausserordentlichen Beliebtheit, dessen sich diese Form auch im 16./17. Jahrhundert erfreute. Als Probe setzen wir Ueberschrift und Anfang hierher: „Ein Kurtzweilig lied von einem Kue vnnd Bienen dreck, wie sie vmb das primat mit einander zancken vnnd ein ider das best wil sein, nicht weniger nutzlich als schimpflich, dann darinnen beyleuffig alles gemelt vnnd wor Zu sie in der artzney dienstlich. In dem tohn von Buchspärn vnnd Felbinger". (Vgl. Uhland, Volkslieder Nr. 9, Buchsbaum und Felbinger, und meine Geschichte des deutschen Streitgedichtes S. 38, 41 f.).

„Nun wollet ihr horen newe mehr,
Wie ichs gehort an alles gefehr
vonn Zweyen drecken, die Zanckten sich
vnnd krigten miteinander,
wolt keiner weichen dem andern.

Der Kuhedreck sprach, ich bin so fein,
mit Artzney thue ich hülfflich sein,
Wann sich eins brennet mit wasser, feur,
thut baldt mich warm auffstreichen,
der schmertz thut Zu Hand hin weichen.

Der Bienendreck sprach, ich bin so fein,
Wann einem der Hals thut offen sein,
der nem Honig vnnd brentt allein,
mit wein mus ers abrüren,
gegurglet, wird besserung spüren". u. s. w.

Das Verzeichnis der 160 vom Verfasser benutzten Quellenschriften ist nicht ganz vollständig, doch scheint nichts sehr Wesentliches übersehen zu sein. Eine Reihe weiterer Belege enthalten noch die schon genannten Bücher von Strack (S. 58 ff. und die dort angeführten Quellen) und Troels-Lund a. a. O. Auch die kurze Anzeige E. Hoffmann-Krayers im Schweiz. Arch. f. Volkskunde V, 131 ist zu vergleichen. Hermann Jantzen.

# Anzeigen.

Die Adresse des Vorsitzenden ist vom 25. März an: Universitätsprofessor Dr. Friedrich Vogt, Breslau IX, **Tiergartenstrasse 30.** Um Verwechselungen zu vermeiden, ist genaue und vollständige Angabe dieser Adresse auf allen Zusendungen erforderlich. — Der Schriftführer der Gesellschaft, Bibliothekar Dr. Hippe, wohnt Opitzstrasse 3, der Schatzmeister, Königl. Hofkunsthändler Bruno Richter, Schweidnitzerstrasse 8.

Die **auswärtigen Mitglieder** werden gebeten, ihren **Jahresbeitrag für 1902** im Betrage von 2 Mark an den Schatzmeister der Gesellschaft unter obiger Adresse einzusenden. Sollte die Zusendung bis zum **1. April** nicht erfolgt sein, so wird angenommen, dass Einziehung des Betrages durch **Postnachnahme** gewünscht wird. — Wohnungsveränderungen wolle man alsbald dem Herrn Schriftführer mitteilen.

Von den Veröffentlichungen der Gesellschaft sind durch den Herrn Schriftführer zu beziehen: O. Scholz, Der Spinnabend zu Herzogswaldau, zum Preise von 80 Pf. — Dr. O. Pautsch, Grammatik der Mundart von Kieslingswalde. Ein Beitrag zur Kenntnis des glätzischen Dialektes, zum Preise von 1 M. 30 Pf.

**Nächste Sitzung:** Freitag, den 14. März, abends 8 Uhr, im Hörsaal XIV der Universität. Vortrag des Oberlehrers Dr. Jantzen: Volkskunde und Psychologie.

Die nächste Nummer der Mitteilungen wird im Mai erscheinen.

Schluss der Redaktion: 10. März 1902.

Buchdruckerei Maretzke & Märtin, Trebnitz i. Schles.

# Mitteilungen

der

## Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde

herausgegeben

von

**F. Vogt.**

Jahrgang 1902. **Breslau.** Heft IX. № 4.



## Die Feuermänner.

Von **Dr. Kühnau.**

1. Wer sind die Feuermänner?

Aus Zinkwitz, Kreis Münsterberg, wird berichtet:

De Feuermänner sein de âla Schoffer, die obgeschickt wân und nischte nimmeh tauga. Wenn die anôchan un de kumma vu der Welt weg und de hoan de Leute geteifelt genucke, de loafa danôcherte rimm uff a Grânza un macha de Leute wilde als Feuermoan. Vgl. hierzu Mitt. I, 1, S. 46, wo die geizigen Pauern, die in ihrem Leben nicht genug gekriegt haben, als Feuermänner nach ihrem Tode umgehen müssen. Desgleichen ein Glöckner, der beim Einsammeln mit dem Klingelbeutel nicht „Bezahl's Gott" gesagt hat. Hiermit übereinstimmend erzählt die Köchin Anna Hannig aus Patschkau nach den Mitteilungen ihrer Mutter: Die Feuermänner, das sind die Glöckner, die aus dem Klingelbeutel Geld genommen haben — oder auch die Bauern, die mit dem Pfluge vom Raine einen Rand abgefahren haben, um sich unrechtmässig ihren Besitz zu vergrössern. Nun müssen sie auf dem Raine als Feuermänner umgehen. Die Kautzen, unsere Milchfrau, erzählt: In Lobedau bei Patschkau habe ein Bauer ein Kreuz mit dem Kruzifix abgesägt. Der musste nach seinem Tode als Feuermann umgehen.

2. Wie sieht der Feuermann aus?

Immer wieder wird gesagt, der Feuermann brenne wie eine Schütte Stroh[1]). Mitt. I, 2, S. 105 hat er einen langen weissen Bart. Eingehender beschreibt ihn die Kautzen, unsere Milchfrau: Er habe keinen Kopf; denn die Flamme schlage um ihn zusammen. Aus allen Rippen brenne es ihm und züngele nach oben, unten aber sehe man, wie er schreite. Auch die Köchin Anna Hannig sagt, er habe keinen Kopf.

---

[1]) oder „lichterloh", Mitt. I, 2, S. 105. Wenn ma vu Potschke uff Punsdruf (Patschkau nach Pomsdorf) gîht, dô siggt ma salber a Feuermoan, wie a hallerlichtaluhn briet (Mitteilung aus Zinkwitz).

## 3. Wo und wann erscheinen die Feuermänner?

Wenn überhaupt Ort und Zeit angegeben werden, so sind es Felder oder Gründe[1]), durch die der Weg führt; es ist Nacht, namentlich die Zeit des Advents[2]), wo die Leute schon in aller Frühe in die Rorate gehen. Da erscheint der Feuermann und gesellt sich zu ihnen. Schuhmacher Joseph Becker aus Ober-Gostitz sagt: Als er einmal in die Rorate ging, da war's erst ganz finster, dann wurde eben der Himmel hell, und plötzlich war es um ihn her auf der Erde feurig, wie ein Feuermann. Derselbe erzählt von einem anderen Falle: Einmal ging er in der Adventszeit in die Rorate, es war noch so zeitig, dass niemand vor ihm sein konnte. Da hörte er drei Männer vor sich hergehen und sah, dass der mittelste eine Laterne hatte, aber sonst konnte er nichts von ihnen sehen. Plötzlich stiegen drei Sterne vor ihm auf, und die Männer waren weg. Da sah er wieder drei Männer über die Wiese herüberkommen, der mittelste war ganz rot und bei jedem Schritte schüttelte er sich, dass die Funken rum flogen.

Häufig steht irgend ein christlicher Gegenstand (Kapelle, Kreuz am Wege) in Beziehung zum Feuermanne. Der Feuermann, der bei seinen Lebzeiten ein Kreuz am Wege abgesägt hatte (s. o.), ging immer im Advent hin und her bis zu der Stelle, wo das Kreuz stand, und wieder weg. Anna Hannig erzählt: Früher stand hinter Leyfers (das Leyfersche, jetzt Menthelsche Grundstück auf dem Neisser Berge in Patschkau) eine Kapelle mit einem Bilde darin. Da kam manchmal ein Feuermann vom „Golgesberge" (der Galgenberg befand sich dort, wo jetzt der Schlachthofteich liegt und ist abgetragen — der Name ist jetzt kaum noch bekannt) her bis zu der Kapelle.

## 4. Charakter des Feuermanns.

Der Feuermann wünscht als schwerer Sünder erlöst zu werden. Er kann aber nur Ruhe finden, wenn er durch Dienste, die er den Menschen leistet, sich „Bezoahls-îch-Gotte" erwirbt und zwar so viele, als er nötig hat, um erlöst zu werden. Dann verlischt er. Solange die Menschen, denen er seine Dienste als Leuchte in der Finsternis anbietet, ihm entgegenkommen und ihm den schuldigen Dank am Schlusse aussprechen, ist er harmlos. Wird ihm aber kein „Gott-bezahl's" gesagt, so geht er nicht von der Stelle, bis er seinen Lohn empfangen hat, oder er zündet das Haus an. Er ist immer erregt, was schon durch sein unruhig flackerndes Licht angedeutet wird, wird bösartig, wenn man ihn neckt, verfolgt die Neckenden und rächt sich durch Anzünden des Gehöftes oder gar durch Ver-

[1]) Einmal ein Wald, Mitt. I, 1 S. 105.

[2]) Schuhmacher Joseph Becker aus Ober-Gostitz sagt allgemein von den Zeiten, wo „solche Undinge" erscheinen: Ueberhaupt in der Fasching, in der Faste und im Advent, da sieht man immer was, besonders am Freitage. Dann ganz besonders vom Gründonnerstage zum Karfreitage in der Nacht. Wenn ein Mensch in der Advents- oder Faschingszeit an solche „unrêne ôrte" kommt, gleich hat er damit zu thun. — Frau Meisel aus Woitz bei Ottmachau sagt: Jitz hôt's nischte meh, 's kimmt nischte meh vür. Aber früher! Ne, wos hôt's dô fer „unzeite Dinge" gehôt. Doas woar, weil ma immer „zer Unzeit" ûfwoar: im zwêe, im dreie sein mer doch schunt furtgemacht. Mit Unzeit meint sie also Nachtzeit, wo sonst die Menschen schlafen.

brennen des Menschen. Er schüttelt sich freudig oder auch unwillig, dass die Funken umherfliegen.

Aus Zinkwitz wird ganz allgemein berichtet: De Feuermänner silla, wenn se ên traffa, mît-êm gihn bis hêm, un wenn se sein mît bis hêm ganga, silla se asu lange ver der Thîre worta, bis ma sich bein-a bedanka thutt. Thutt ma sich nê bedanka, sust zinda se êm oan. Anna Hannig aus Patschkau beruft sich auf ihre Mutter, die viel von Feuermännern zu erzählen wusste. Es habe früher viel Feuermänner gegeben, sie hätten gern den Menschen geleuchtet, denn sie wollten, dass man sich bei ihnen bedanke mit den Worten: Bezoahl dersch Gott, lieber Feuermann, so viel moal, wie de's noch nötig hust. Dann war er erlöst. Sagte man aber bloss: Gott bezahl's, oder Gott bezahl's vielmal! — da war er nicht erlöst und musste weiter umgehn. So ist es Anna Hannigs Mutter auch einmal gegangen, wie sie jung war. Da hatte ihr der Feuermann bis nach Hause geleuchtet, und sie hatte bloss gesagt: Gott bezahl's! Da war der Feuermann fortwährend ums Haus herumgegangen, bis ihre Mutter sie wieder hinausschickte, zu sagen: Bezahl's Gott, lieber Feuermann, so viel mal, als du's noch nötig hast. (Vgl. auch Mitt. I, 1 S. 105.)

Häufig begnügt sich der Feuermann mit einem einfachen „Gott bezahl's". Ein junger Mann, so erzählt meine Schwiegermutter, geborene Münsterbergerin, hatte bei seiner nächtlichen Wanderung über Land schon von weitem einen Feuermann flackern gesehen. Ohne zu denken, dass er Ernst machen könne, hatte er ihn angerufen, er solle leuchten. Im Nu war der Feuermann da und flackerte immer vor ihm her. Vor dem Hause erhielt er sein „Gott bezahl's" von dem ängstlich Folgenden, und im Augenblick war er fort. — Wenn man aber nicht „Gott bezahl's" sage, so erklärt meine Schwiegermutter, dann schüttelt er sich, dass die Funken stieben, und der Mensch muss verbrennen.

Die Kautzen erzählt: Wenn die Leute in Lobedau nachts Wasser holen gingen, da leuchtete ihnen immer der Feuermann. Kamen sie dann nach Hause, so ging er mit, ging aber vor dem Hause immer auf und ab, bis sie sagten: Ich dank dir, Feuermann! — Da sagt Anna Hannig: Gott bezoahl dersch, lieber Feuermoan, so viel mal, als de's noch nötig host — so muss man sagen.

Besonders gern leuchtet der Feuermann Leuten, die eine Radwer fahren, das Rädchen zieht ihn an.

Anna Hannig erzählt: Der Vater meiner Mutter war aus Alt-Patschkau, und da musste er manchmal nach Patschkau zur Mühle fahren. Wenn er nun hinten herum fuhr (um nicht den Umweg durch die Stadt zu machen), früh morgens im Finstern, da kam manchmal ein Feuermann. Und wenn er ihn sah, da rief er ihm zu: Bîs gebâten, Feuermann, und leucht mer. Und da ging er immer vor ihm her und leuchtete, sich immer im Kreise drehend, vor dem Rädel her bis ans Thor vor der Mühle, dann blieb er zurück. Dann rief ihm der Grossvater zu: Bezoahl dersch Gôt, lieber Feuermann, so viel môl, wie de's noch nötig hust. Da schüttelte er sich (es musste vor Freude sein), dass die Funken flogen und verlosch. Er war erlöst. — Frau Meisel aus Woitz bei Ottmachau erzählt: Ihr Vater sei einmal nach der Mühle um Mehl gefahren, und weil der Müller für

viele zu mahlen hatte, so sei es spät geworden, ehe er von der Mühle heim kam. Es war um 12 Uhr. Und wie er so im Finstern dahinfährt, plötzlich erscheint der Feuermann vorn am Rade der Radwer. Der Vater erschrickt zwar, fasst sich aber bald und sagt: Bîs ock gebata, lieber Feuermann, und löcht mer. Und weil a-n nu gebâta hotte, dô ginge der Feuermoan vir-n hâr, immer beim Radla eim Krêse rim und löcht-n Voater bis eis Höfla. Ich woar a Madel vo 10 Joahrn und mer woarn mit der Mutter ufgeblîn, weil mer wullda ûf a Voater worta. Wie a nu koam, dô holf mer-n obloada, und underweile ginge der Feuermoan immer ver der Hausthire hî und hâr. Ich sah's nôch, wie a brannte, asu huch wie anne Schütte Struh. Wie mer nu olls reihotta, dô sahn mer bei a Fanstern immer noch a Feuermoan hî- und hârgihn. „Huste dich denn bedankt?" soagt de Mutter. „„Ne! Gih ock du naus und bedank dich, ich fercht mîch"". „Doas giht ni, du musst gihn, immer wâr-n gebâta hôt, mûss sîch bedanka — doas hilft nischt". Nu giht der Voater naus und soagt: Ich dank der ôch, lieber Feuermoan, doss d' mer gelöcht hust. „Doas wullt' ich blûss", soagte der Feuermoan, ginge dreimôl eim Krêse rim un verschwond.

Necken macht den Feuermann böse. Auch Fortlaufen setzt ihn in Erregung. Die Kautzen erzählt: Sie war „fufzentholb Jôhre" alt und diente beim Pauer in Lobedau. Dort ging immer ein Feuermann um, der zu seinen Lebzeiten ein Kreuz am Wege, mit dem Kruzifix daran, abgesägt hatte und zur Strafe dafür nach seinem Tode umgehen musste. Da ist sie einmal mit dem Pauer und andern Leuten hinausgelaufen, wo der Feuermann immer hin- und herging, bis zu der Stelle, wo das Kreuz stand, und wieder weg. Es war im Advent. Er flammte immer auf und ab. Sie aber war voreilig und rief dem Feuermanne zu: Feuermann, zünd mer a Hindern an. Da bekam sie aber auch schon von ihrem Pauer eine Ohrfeige, dass sie nie mehr mit hinausgegangen ist. „Untersteh dich und soa noch amôl so wos", sagte der Bauer. Der Feuermann, meinte er, könnte hereinkommen bis auf den Hof und könnte immer ums Haus herumgehen. Wer würde da hinausgehen wollen?

Anna Hannig erzählt: Meine Mutter, wie sie noch jung war, diente sie beim Bauer in Baumgarten bei Frankenstein. Und wie sie einmal spät in der Nacht von Frankenstein nach Hause geht, da kommt sie bei den sog. „Schanzen" vorbei, das sind Erdwerke aus alter Zeit. Da sieht sie eine Laterne drüben immer hin- und hergehn, wie wenn jemand den Weg verloren hätte. Sie hebt die hohlen Hände an den Mund und schreit hinüber: Hier geht der Weg, ihr Leute, kommt ock rüber. Und da kommt das Licht immer näher und wird immer grösser, da warsch der Feuermann. Nu hat sie's mit der Angst gekriegt und ist fortgelaufen und hat dabei die Jacke und eine Butterschniete verloren. Und der Feuermann immer hinter ihr her, bis er zu einem Kreuze kam. Da ist das Licht plötzlich stehen geblieben und ist zusammengeschrumpft zu einem ganz kleinen Stümpel. Wie sie's nun zu Hause erzählt hat, da hat die Bauersfrau geschimpft, dass sie fortgelaufen ist. Sie hätte den Feuermann erlösen können.

Frau Meisel erzählt: Als sie einmal Sechswöchnern war, sei sie mit mehreren Frauen durch das Thal zwischen Glumpenau und

Woitz [1]) gegangen. Sie hatte einen Grünzeughandel und trug Ware bei sich. Es war schon spät geworden. Da sahen die Frauen den Feuermann wie eine grosse Schütte Stroh brennen. Sie erschrak um so mehr, weil sie Sechswöchnerin war und als solche jedem Spuk mehr als andere Menschen ausgesetzt war, aber die Frauen trösteten sie, sie solle nur in der Mitte des Weges gehen und sich auf dem „Deichselstaⁱgla“ halten. Auch kam er nicht über den Graben herüber, der am Wege entlang lief. Als aber der Feuermann in rascher Wanderung näher kam, fing sie an vor Angst zu laufen und verlor ihr ganzes Grünzeug, das ihr die Frauen wieder auflasen. Aber über den Graben konnte er nicht, und als endlich der Weg davon abbog, da blieb er stehen, schüttelte sich, dass die Funken stoben, ging dreimal im Kreise herum und erlosch.

---

Schon stark mit christlicher Anschauung durchtränkt ist eine Erzählung aus Langenbielau. Einst war der Vater in einer Familie gestorben, und nun erschien er den ersten Abend über und über brennend und sagte, er sei im Fegefeuer, man solle für ihn beten. Das geschah. Am zweiten Tage brannte er schon weniger und so fort, bis er durch Gebet von seinen Qualen erlöst war.

---

## Aufsuchen eines Ertrunkenen durch schwimmendes Brot.

Zu dem Aufsatz von Dr. Kühnau über Wasserdämonen — in den letzten Mitteilungen S. 19 ff. — speziell zu dem Aufsuchen der Leiche durch Brote, bemerkt Herr Privatdocent Dr. Wünsch, dass Mark Twain dieselbe Sitte für die Ufer des Missisippi bezeugt. In der deutschen Uebersetzung seiner Werke (Stuttgart, Robert Lutz, 1892 ff.) heisst es Bd. I S. 127: „Sie nehmen auch grosse Brote und stecken Quecksilber hinein und lassen die schwimmen, und die schwimmen dann grad drauf los, wo ein Ertrunkener liegt, und halten da an, damit man ihn findet“. Bd. II S. 53: „Da fiel mir auf einmal ein, dass die Leute Quecksilber in einen Brotlaib zu stecken pflegen und den ins Wasser werfen, weil sie sagen, der treibe alsdann direkt auf den toten Körper zu“. Ob das wohl von deutschen Einwanderern dorthin mitgenommen ist? —

---

## Volkslieder aus Ziegenhals.

Mitgeteilt von **Aug. Görlich**, Breslau.

### Bruchstück eines Lügenmärchens.

1. Es hått a Weib rute Schuhe ån,
Se håtte niemandan nischt zeläde gethon,

---

[1]) Es ist das eine der Stellen, die der Volksglaube als nicht geheuer bezeichnet. Meine Schwiegermutter hat einmal in diesem Grunde einen unheimlichen schwarzen Hund vor sich her laufen sehen, der erst verschwand, als sie sich Woitz näherte.

Zertråt äne stänene Brecke.
Die Mecke, die stusste a Rottorm ei,
Do geschog a gruss Ungelecke.

2. Es hått a Pauer a Schwein geschlacht,
A håtte de Därmer zu korz gemacht,
Se wollda halt går nie langa,
Dås äne, dås wår a entsetzlicher Dårm,
A langte femf mol em a Torm,
Ond sieba mol em a Manger.

3. Dr Bäckerschknecht ond die Fladermaus,
Die håtta mitnander änn grussa Strauss
Woll fier dam Ufaloche.
Die Fladermaus zug a Sabel raus,
Dr Bäckerschknecht hott sich verkrocha.

### Wiegenlied.

1. Mä, Lammla, mä!
's Lammla ging eis Hä.
Wärsch Lammla nie eis Hä geganga,
Do hätt's dr Wolf nie ufgefanga.
Mä, Lammla, mä!
's Lammla ging ei's Hä.

2. Mä, Lammla etc.
Es stisst sich ån a Helzla,
Wie wieh tutt ihm dås Pelzla.
Mä, Lammla etc.

3. Es stisst sich ån a Stöckla,
Wie wieh tutt ihm dås Köppla.

4. Es stisst sich ån a Stänla,
Wie wieh tutt ihm dås Bänla.

5. Es stisst sich ån a Streichla,
Wie wieh tutt ihm dås Beichla.

6. 's Lammla gieht ei's Kieferpeschla,
Lammla, låss dich nie drwescha! u. s. w.

### Kinderlieder.

1. Punne, punne, pause!
De Kitsche is' nie ze Hause;
Se is amol zm Nopper ganga,
Se wiel-r risch a Meisla fanga.

2. Hellabänkla, Hellabänkla
Stieht nie weit vum Ufa.
Foll ich ronder, foll ich ronder,
Bien ich nech meh druba.

3. Henda-nemm ond vorna-nemm
Zu dam tomma Scholza.
A wår amol ei a Born gefålla,
Ma hort-a drenne gronza.

4. Wås gebbt mr mei Våtr,
Wenn ich heiråta thu?
A poor ale Ocksa
Ond äne schwårzbraune Kuh.

5. Schneidrmadla, Schneidrmadla,
Fleck mr meine Strempe!
Henda a Fleckla, vorna a Fleckla,
Metta-nei dås schinnste!

## Scherzaufgaben und Rätsel.

1. Anderthålbes ond anderthålbes ond zwee ond dreie ond drettehålbes (schnell zu sprechen), wieviel ist dås?
2. Elf ale Weiber, drei Mandan ale Schneider, drei Ziega ond a Book, dås macht zesåmma — a Schook.
3. Es kom a Mån mit Wieta;
A håtte sieba Schlieta,
Jeder Schlieta sieba Fade,
Jedes Fad sieba Reiter,
Jeder Reiter sieba Weiber,
Jedes Weib sieba Kender,
Jedes Kend sieba Åmma.
Wieviel wårn-r dås zesåmma?
4. Welches is ei dr Kerche de kältste Stelle?
Antw.: Vu der Sackristei bis zm Altåre; denn do behällt dr Fårr 's Kappla of-m Koppe.
5. Welches Tier hat die gröbsten Eltern?
Antw.: Das Kalb; denn sein Vater ist ein Ochse und seine Mutter ein Rindvieh.
6. Warum baut man neue Häuser?
Antw.: Weil die alten keine Jungen haben; sonst würde man sich ein junges gross ziehen.

## Spottreime auf Namen.

Franzla soss of-m Bratla
Ond fleckt-m seine Schuh:
Do kom a schwårzbraun Madla
Und sog-m emmer zu.
„Franzla, wellste heiråta,
Heiråt och miech.
Ich hå ju noch 6 Dreier,
Die ga ich hien fier Diech.
Drei mol drei is neine,
Franzla, du best meine“.

Hannes, Påt-Hanes,
Du picklicher Geier;
Wärschte nie picklich,
Ich nehm dich zm Freier.

Liesla, Liesla, Schlenkerbän,
Gieht die ganze Nacht nie häm.

Wiesla,
Koch Kliessla,
Koch 3 Steckla Fläsch!
Koche mir äs,
Koche dir äs,
Koche Hånsjärglan käs.

---

# Gründonnerstaggebräuche in Gallenau, Kr. Frankenstein.

Von **P. Grosser**, Löwen i. Schl.

Bekanntlich verbietet die kath. Kirche das Läuten der Glocken in den letzten 3 Tagen der Karwoche, und zwar vom Gründonnerstage Vormittag bis Ostersonnabend Morgen (einschliesslich). An die Stelle des Glockengeläutes tritt das Geräusch der Klappern, welches den Ortsinsassen den Morgen, Mittag und Abend verkünden soll. Des Vorrecht, an den genannten Tageszeiten das Dorf durchziehen zu dürfen, um durch das Klappern den angegebenen Zweck zu verwirklichen, besitzen die erwachseneren Schulknaben, etwa vom 9. Jahre aufwärts.

Jedenfalls als Entschädigung für ihre Mühewaltung besteht nun bei uns und in den umliegenden Ortschaften die Sitte, dass die „Klopperjonga" am Gründonnerstage Vormittags einen Umgang bei den Wirtschaftsbesitzern halten und dabei diverse Gaben: Geld, Eier (rohe und gefärbte, sogenannte „Molâer") und „Bägel" (Schaumbägel und Wosserbägel) sammeln.

Nachdem schon Wochen vorher sich die Knaben über einen Anführer, gewöhnlich einen der ältesten Ministranten, einig geworden sind, beruft derselbe alle voraussichtlichen Teilnehmer an einem Sonntag Nachmittag in seine väterliche Behausung, um „das Grindornschtichlied zu üba"; diejenigen, welche „Bägelkärbe" und Eierkörbe (mit Siede oder Spreu gefüllt) zu stellen haben, werden vornotiert; auch eine verschliessbare Sparbüchse muss beschafft werden. Sind diese geschäftlichen Angelegenheiten erledigt (und das dauert gewöhnlich nicht lange, denn das Lied: „O Lamm Gottes unschuldig etc." kennt man vom Gottesdienste her), so belustigt sich der Knabenschwarm recht ausgiebig durch Jagdspiele im Garten, Verstecken in den leeren Bansen der Scheune u. s. w. Am Vormittage des Gründonnerstages begeben sich nun die Jungen nach beendigtem Gottesdienste, jeder Teilnehmer mit einer Klapper, manche mit einer Schnurre ausgerüstet, die bestellten Eier- und Begelkörbe zwei und zwei tragend, in die Schule. Dort wird auf die Ministranten gewartet, welche an diesen Tagen etwas länger Dienst haben; die Geldbüchse wird verschlossen, der

Schlüssel auf den Katheder des Lehrers gelegt, und sobald alle vollzählig beisammen sind, marschiert die Schar paarweise hintereinander gehend los. Ist man bei der ersten Wirtschaft angelangt, so begiebt man sich in den Hausflur des Wohnhauses und grüsst; „Gl'ob sa's Chrêst zom Grindornschtiche!" Nach verklungenem Grusse beginnt der Chorus das genannte Lied: O Lamm Gottes etc. zu singen. Unterdessen haben die Hausbewohner gemerkt, dass die „Klopperjonga" da sind. (Bettelnde andere Kinder werden zuweilen wegen der Unzahl, in der diese die Wirtschaften gerade an diesem Tage heimsuchen, abgewiesen.) Mit freundlicher Miene reicht die Hausfrau, oder der Hausherr, oder gar eines von den kleinen, noch nicht schulpflichtigen Kindern des Hauses den Wartenden die schon bereit gehaltenen Gaben: 2, 3 oder 4 Eier, ein oder mehrere Gebündel Begel, und einen kleinen Geldbetrag, vielleicht 10, 20 oder 30 Pf., bei ganz Wohlhabenden dürfte wohl gar ein Fünfziger abfallen. Berichterstatter erinnert sich noch heute mit vielem Vergnügen an die Ehre, dass er als 4-, 5- und 6jähriger Bengel den Klapperjungen ihre Geschenke überreichen durfte.

Was die Gaben im besondern anbetrifft, so ist folgendes darüber zu sagen:

Die Eier werden meist mit Zwiebelschalen, junger Saat, gekauftem Farbholze etc. gefärbt, vom tiefsten Schwarz bis zum schönsten Rot; auch rohe, also ungefärbte und ungekochte Eier kommen zur Verteilung. Die „Bâgel" werden schon wochenlang vorher von hausierenden Bäckern und Semmelweibern feilgeboten. Sie sind aus Semmelteig hergestellt und zu Ringen von 6 bis 8 cm Durchmesser gebogen; im Geschmack gleichen sie den Salz- und Kümmelbretzeln, welche man zur Zeit auf den Stammtischen der Gasthäuser vorgesetzt bekommt; ein Gebündel zu 10 Pf. enthält gewöhnlich 24 Stück. [Dem Namen liegt das altdeutsche boug, Ring, zugrunde. V.]

Ist der Geldbetrag unter Aufsicht der Umstehenden wirklich in die Büchse gewandert, sind die Eier in die mit Siede gefüllten Körbe und die Begel auch in ihre bestimmten Körbe gethan worden, so verlässt die Knabenschar mit dem Grusse: „Bezôhl 'sa Gôt!" die Wirtschaft, um beim Nachbar das Spiel von neuem zu beginnen. Merkwürdigerweise müssen die mitgebrachten Klappern in strengster Ruhe gehalten werden. Nur ausnahmsweise fordert mancher Besitzer die Jungen auf, nach Empfang der Geschenke auch einmal tüchtig zu klappern, welchem Begehren selbstverständlich mit dem grössten Eifer nachgekommen wird.

Es ist mittlerweile 11 Uhr geworden, und das Dorf ist abhausiert. Die jugendliche Gesellschaft begiebt sich wieder in das Schulzimmer, um die Verteilung des Gesammelten vorzunehmen. Der Lehrer wird gerufen, um die Geldbeträge selbst zu verteilen. Die übrigen Gaben werden aus den Körben auf die wagerecht gelegten grossen Wandtafeln ausgeschüttet und durch die ältesten Teilnehmer so verteilt, dass die kleineren weniger bekommen, als die älteren. Im allgemeinen empfängt ein kleiner Knabe wohl an 2 bis 4 Eier, 30 bis 40 Stück Begel und obendrein 20 oder 30 Pf. in barem Gelde. Die älteren Knaben bekamen zu meiner Zeit 5 bis 8 Eier, 40 bis 70 Begel und 40 bis 70 Pf., die Ministranten von jeder Sorte noch eine Kleinigkeit mehr. Uebrigens kam es den jüngsten weniger auf die Grösse ihres Anteils an, vielmehr wurde das Mitgehendürfen schon als hohe Ehre angesehen. Wer sich auf irgend eine Weise bei den An-

führern missliebig gemacht hatte, oder von dessen Eltern man wusste, dass sie nichts geben, der wurde vom „Grindornschtichgiehn“ ausgeschlossen. Die Klapperjungen mussten dann auch auf ihrem Sammelgange jene Wirtschaft meiden, um nicht Schelte oder gar Thätlichkeiten einzuheimsen.

Auf dem Nachhausewege trieb man allerhand Neckereien, und so kam es denn hin und wieder vor, dass von den Eiern, die man in den Taschen oder in einem „Schnupptüchla“ trug, ein ungekochtes einen Knix bekam und auslief. Da es unterdessen 12 Uhr geworden war, so benützte man den Heimweg, um noch „Mettich zo kloppan“ (Mittag zu klappern). Dieses, sowie jegliches Klappern wurde durch geeignete Armbewegungen und Schwenken der Klapper taktmässig ausgeführt und klang: Eins, zwei, dreierlei; — eins, zwei dreierlei u. s. w.

Allmählich zerstreuten sich die Klapperjungen, indem jeder bei seiner Behausung vom ganzen Haufen abschwenkte. Das Niederdorf bekam auf diese Weise vom Mittagklappern nicht viel zu hören. Anders gestaltete sich das Abendklappern. Schon mit schwindendem Nachmittage fanden sich die „Grindornschtichjonga“ an einem verabredeten Orte z. B. bei Mânda Brêcke, oder beim „Pohl'a Teiche“, oder beim „Ruhrteiche“ ein; auch solche Jungen, welche vormittags sich nicht am Umgange beteiligt hatten, konnten es sich nicht versagen, wenigstens beim Klappern dabei zu sein. Der Hauptzweck war nun neben dem Klappern, besonders wieder ein tolles Jagen, Fangen, Soldaten- und Kriegsspiel loszulassen. Mit beginnender Dunkelkeit endlich setzte sich die ganze Rotte in Bewegung und durchklapperte das Dorf vom Ober- bis zum Niederdorf auf dem Rhythmus: eins, zwei, dreierlei — eins, zwei, dreierlei. Ganz ähnlich verlief das Klappern am Karfreitag-Mittag und -Abend.

Bedeutend schwächer besucht war das „Ave-Klappern“ am Freitag und Sonnabend früh; denn wegen der allzufrühen Zeit (5 oder $^1/_2$6 Uhr morgens) waren die meisten noch in den Federn. Ja selbst der Anführer fehlte wohl manchmal, er wurde dann dadurch herauszutreiben versucht, dass sich die Erschienenen vor seiner Behausung aufstellten und ihn durch andauerndes Klappern zum Aufstehen bewegten.

In der geschilderten Weise wird das Gründonnerstaggehen und das Klappern noch heute gehandhabt. Zu meines Vaters Zeiten — vor 45 bis 50 Jahren — hatte man statt der Begelkörbe eine Bêgelschnur. Es war eine leicht zusammengebundene lange Schnur, welche von der ganzen Schar über die Schultern laufend getragen wurde. An sie wurden die erhaltenen Bêgel jedesmal aufgereiht.

---

In unserem Dorfe Gallenau — oder wie der Volksmund sagt: Gollnau — ist teilweise die Ansicht verbreitet, dass die Blumen „vôlle“ d. h. gefüllt werden, wenn man sie in der ersten Frühjahrsvollmondnacht umsetzt. Ich habe selbst mehrmals als Junge meine Schneeglöckchen aus dem Garten ausgegraben und zur angegebenen Zeit an eine Stelle daneben umgepflanzt, in der Meinung, sie würden nächstes Jahr „vôlle“ blühn, doch selbstverständlich vergebens; sogar das Umpflanzen an einem Frühjahrsvollmonde, welcher auf den Gründonnerstag traf, half nichts.

---

Der Gründonnerstag ist in Gallenau für die Kinder insofern noch ein bedeutungsvoller Tag, als er ihnen ein Geschenk vonseiten ihrer Paten in Aussicht stellt. Am genannten Orte besteht die Sitte, dass die Paten ihren heranwachsenden Täuflingen um Ostern den „Grindornschtich" bringen. Weil aber die Erwachsenen wegen der „Sotz't" (der Saatzeit) und wegen des grossen Frühjahrsreinemachens nicht Zeit haben am Gründonnerstage selbst zu kommen, so erscheint gewöhnlich am Nachmittage des ersten oder zweiten Feiertages, vielleicht auch erst am weissen Sonntage die „Luxapôte aus der Labnetz" (Laubnitz bei Camenz), die „Scholzpôte aus Mâberschdroff" (Maifritzdorf) und der „Amand-Vetter aus der Plohmz" (Plottnitz bei Reichenstein).

Jeder Pate ist versehen mit einem grossen Handkorbe, den er mit den Worten: „Ich brâng amol a Kindan ihrn Grindornschtich" den harrenden Kleinen übergiebt. Artig und wohlerzogen müssen diese erst „Bezohl's ich Gôt" (Bezahl's Gott) sagen, und dann kann das Auspacken beginnen.

Die Geschenke bestehen aus Bäckerwaren und sind so eingeteilt, dass auf jedes Patchen gleichviel kommt. Da giebt es zunächst für jedes eine 30 cm lange geflochtene Milchsemmel, je ein Gebündel Schaumbêgel und ein Gebündel Wasserbêgel; jedes erhält ein „Usterlammla" aus Kuchenteig in einer Form gebacken, mit Augen von Rosinen und Ohren von Mandeln; desgleichen kommt auf jedes Kind ein grosser brauner und ein grosser rotbemalter Pfeffermann, auch wohl je eine Pfefferkuchenuhr mit Papierzifferblatt; ferner ist nicht vergessen je ein grosses Pfefferkuchenherz und diverse kleine „Zockerfeschla" unter denen regelmässig ein Thaler aus gegossenem Zucker dabei ist.

Der Besuch wird bei dieser Gelegenheit mit Kaffee und Kuchen bewirtet. Der Viehstall wird eingehend besichtigt und viel „Gelêcke" dabei gewünscht. Nachdem man noch ein Stück auf dem Feldwege hinausgegangen ist, um die „Soota" anzusehn, begiebt sich der oder die Pate beizeiten auf den Heimweg, denn sie will noch zum „Verrêchta" (d. h. zum Vorrichten des Abendfutters für das Vieh) zu Hause sein.

## Dar „Gesellschaftsball" aim Duhrf.

In oberschlesischer Mundart*) erzählt von **Helene** und **Anna von Rudzinski.**

De Mariehann[1] un de Anne sproachte mit dr Tahnt[2], diede off Besuch do wor. Un do säht de Mariehann: „Tahnt, wir taanze[3] hier a[4] viel aim Duhrf. Ei dam[5] Fasching wor schon viermol Muhsich[6]. Zuerscht a Hochst[7], un bei Kannewischers hotte de Gipshackern ihrn Gipsball, un bei Franzes unde, do wor Maurerball. 's hotter[8] hier gazer[9] viel Maurern, un se hon zujohr[10] eim Sommer ei der Fremt[11] verdinnt[12], un do hielde[13] se eim Fasching ihr Vergnieje".

„Da habt Ihr wohl auch schon fleissig getanzt?" frägt darauf die Tante.

*) aus Dirschel bei Katscher, Kreis Leobschütz.

[1] Marie-Johanna. — [2] Tante. — [3] tanzen. — [4] auch. — [5] diesem, dem. — [6] Musik, hier Ball. — [7] Hochzeit. — [8] Es hat. — [9] gar zu, gar sehr. — [10] voriges Jahr. — [11] Fremde. — [12] verdient. — [13] hielten.

„Ok[14] amol[15] bei Juranekes, dort wor de noble Muhsich. Dort wor 's erschtemol dar Gesellschaftsball, erscht jänn[16] Tahg, wr san hait noch mied dervon“[17].

„Ach das müsst Ihr mir ausführlich erzählen“, unterbricht da die Tante, „das interessiert mich“.

Die Mariehann will davon aber nichts wissen: „Ich ho dos Maulwerk nich derzu. Oder[18] Anne, derzahl[19] Du's ok dr Tahnt, du brattst[20] dos besser“.

Na de Anne ziert sich a wing un schahmt sich, oder dernochtern[21] derzahlt ses doch.

„'s wor om Montich[22], wr worn grod[23] ai[24] dr Käch[25], do kom dr Richli rai. Dar is a Maurer, oder wenn zun Feiertahg bei Juranekes viel Gäst sein, do macht'r dort a de Bedinnung.

Ar brocht a Schreiwe[26] mit, do stand geschriewe, doss off dar Mietewoch[27] an Gesellschaftsball is aim Kratschem[28] bei Juranekes. War de mithalde will, dar sell sich offschreiwe[29]. 's worn a schon viele Nome druff, a vom Richter[30], oder dam's Schreft wor a so zettrich[31] und de Mariehann sät[32] glei, dos glavt[33] se nich, doss har[34] dos salwerscht[35] geschriewe hot. Har schreivt gozer gut, drimm[36] hon sen etz gewiess a zum Amtsvorsteher genomme. Wir hon en dernochtern a bal gefräht[37], har säht oder, 's hot schon sei Rechtigkeit, har hot mimm Gehpel[38] gedrosche und derwail 'r hindera Fahrt[39] ganga is, hot 'r underschriewe, und do wurds hol ni besser.

Herres[40] hotte noch nich gezaicht[41], der Richli säht, dr Owerleutnant will erscht sahn, ob a de Liehrern[42] komme warn, doss sai zwe Madlen a waan zun taanze hätte, de ondre Monn die müsse doch zumaist mit ihre Weiwer[43] und Schwastern taanze. Pauerfrank[44] fahlt a noch, und baim taanze und arranschiern bratt dar's schon dam beste. Unsre Mutter säht oder, die warn schon komme, ihr Madlen, do wart'r holt a giehn. Ihr konnt Euch nochmittich die Klader[45] offbäjeln[46] und richte, se warn vo dar Kirmess[47] har wol noch rain sain. O nai[48], sähte wir oder[18], und de Mariehann maint, se müsst sich dan Krauserook dichtich[49] auswosche. Off dr Krmess wollte a poor junge Karlen[50] ihr amol schanke[51], wie's bei uns schon a so Mohd[52] is, und derbein hon se ihr an halwe Borschtel[53] Kirsch, gemischt met Stonsdorfer, droff gosse.

Dernochtern[21] hon wr ä ganze Tag vo nischt geradt, wie vom taanze. Dr Voter hot schon geschempft, und gesäht, erscht müsste wir fleissich Mist offlode[54], dar muss zevor[55] noch raus.

Om Dinstich[56] worn wr bein dr Fläscherin, und die hot derzahlt, 's

[14] nur. — [15] einmal. — [16] vorgestern. — [17] müde davon. — [18] oder wird sehr oft statt aber gebraucht. — [19] erzähle. — [20] breitest, kannst. — [21] nachher. — [22] Montag. — [23] gerade, eben. — [24] in. — [25] Küche. — [26] Schreiben, Kurrende. — [27] Mittwoch (auf der). — [28] Kretscham, Gasthaus. — [29] aufschreiben. — [30] Gemeindevorsteher. — [31] zittrig. — [32] sagt. — [33] glaubt. — [34] har, auch ar = er. — [35] selbst. — [36] darum. — [37] gefragt. — [38] Göpel. — [39] Pferden. — [40] Die vom Herrn. — [41] gezeichnet. — [42] Lehrer. — [43] Weiber. — [44] Bauer Frank. — [45] Kleider. — [46] aufbügeln. — [47] Kirchweihfest. — [48] nein. — [49] tüchtig. — [50] Kerls. — [51] schenken, Branntwein anbieten. — [52] Mode. — [53] vierkantige gläserne Schnapsflasche von 1 Liter. — [54] aufladen. — [55] zuvor, vorher. — [56] Dienstag.

warn virze Poor komme, de Juranekin hot fer zwanzig Lait Schnitzlen und a Broatwürschtlen beschtallt[57].

Off dr Mietewoch frieh, do kom dar Richli noch amol ohasse[58]. Ar säht a, de Zauchzer[59] Musikantern, die a so gut schpiele braite, sain a beschtallt. Dr Juranek hot off dr Post schon ain Aperat[60] rei geschproche, se selle sich glei[61] de naiche Inschtrementern mitbringe, dass se ok guht schpiele könne.

Underwahrenddam[62] hon wr fleissich genaht und gebäjelt, und off amol kom dr Owet[63]. Und um a sexe rimm, do giengte wir zwai niewer[64] zu Juranekes ain Soal[65]. Dort taanzte se schon, und do wurd's uns bal worm, denn ai dam viele Schnee worn unsre schaschere[66] Schuch noss gewurda und's wor uns schont kahlt. Dar Soal wor a sofil schieehn offgeputzt, off da Wändt worn Blumme und Fahndlen und Bildern vom Kaiser und saner Fraa[67], und vo dr Däck[68] hienkte[69] lauter grieene Kranz vo Fächteästlen[70] runder und a acht Laampe, die briehte[71] schon, und off dam erschte Teesch[72] owe[73] brieht a a[74] Kieerz[75], dort sellte dr Richter und de Liehrern sitze, und do koonte se sech dron de Cigarlen gut ohrachern[76].

Etz[77] kom a dr Scheeferdecker[78] mit ihr, Lerchetones und ihre Schwastern, und a Fräule vo Neinkärch, ihr Voter wor amol Adjevant[79] ai Duhrf, und Lisses aus em Owerdurf[80]; sie wor aso halv[81] herrschaftlich ohgezähn[82], se hot an keilich geschnitte Rook ohn[83], se is a vo Neinkärch; und Protzerandreses Sohn mit dr Schwaster. Se dinnt[84] schont lang, noch hinder Tropp[85]. Se wor gozer fain ohgezähn und hot a roote Parleschnur uma Hals.

Dr Richter kam a mit ihr, se gieeht a schtähtsch[86], weil se vo Lang'naa is, und se hot a schieene schworze Sommt-Dallije[87] und a grosses goldiges Kreizle. Dr Briefträhjer[88] vo Rieentz[89] wor a do mit dr dicke Feem[90], die ar heiern[91] will. Sie is a schieenes Madle und liehrt[92] an Kindern schtricke ai dr Mittelklass. Paurfrank wor a do und sie, wos Juranekes Tochter is, wor a schieehn ohgezähn.

Dernoochtern komte die Liehrern. Dr naie Schulmaaister hot an sette Nome, dan mr aim ganze Durf noch nich gehiehrt[93] hot. De Schulmaaistrin hot an schworze ganzsaidne Rook ohn und a blooe Dallije und a goldiges Keetle[94] üm. De Liehrern hote sette schieene Braitrichs[95] Onzeech[96] und waisse Schliepse und Hantschke[97]. Und a der junge Liehrer vo Lipte[98] kom. Dar hot oder gorni[99] getaanzt, har muss wohl nich braite.

Wir hotte schon a siewe[100] Schtäklen[101] getaanzt, do kom erscht

---

[57] bestellt. — [58] anheissen, auffordern. — [59] Zauchwitzer. — [60] Telephon. — [61] hier nicht gleich, sondern etwa: wie man hört, wie es sein soll, on dit, kommt öfter vor. — [62] Unterdessen, währenddessen, indessen. — [63] Abend. — [64] hinüber. — [65] Tanzsaal. — [66] schwarze Zeugschuhe. — [67] Frau. — [68] Decke. — [69] hingen. — [70] Fichtenäste. — [71] brannten. — [72] Tisch. — [73] oben. — [74] auch eine. — [75] Kerze im Leuchter. — [76] anrauchen, anzünden. — [77] Jetzt. — [78] Schieferdecker. — [79] Adjuvant, früher Lehrer. — [80] Oberdorf. — [81] halb. — [82] angezogen. — [83] an. — [84] dinnt = dient. — [85] Tropp = Troppau. — [86] städtisch gekleidet. — [87] Taille. — [88] Briefträger = Postbote. — [89] Rieentz = Rösnitz. — [90] Femi, Euphemia. — [91] heiraten. — [92] lehrt. — [93] gehört. — [94] Kette. [95] Bräutigams- [96] Anzug (Salon-Anzug). — [97] Handschuhe. — [98] Liptin. — [99] gar nicht. — [100] sieben. — [101] Stücke.

um a achte rimm unser Owerleutnant mit saner gnähdige Fraa und dan zwe Madlen. Wos die jingere, de Anschi, is, die is a so blaaich und die äldere is immer root wie a Kraawes[102] und se hot a noch sette roote Schtremp[103] ohgehot und a blassrosa Klaid mit sette remm geschtraite[104] Blumme und zweemol mit schworze Gimpe[105] benaht. Dos wär mr nich gefolle, 's is gozer asem[106]. Und die Anschi hot an lange Schlips hänge, wie de Maurern, die vo Duisburg komme, oder ar wor grieen und nech root. Der Richter hot die äldere glei derwischt[107], und die Anschi gieng[108] dos Schtäkle mit dam Liehrer vo dr Underklass.

De Zauchzer Musikantern hon sich oder mim[109] Schpiele gor nich ausgezaicht, wail se gorni vo Zauchze worn. Se worn ok vo hier, der Hampelfranz mit saner Kapell, und dr Madlekraus dar hot geblohse, doss mr docht[110], 's Bomberdon fleit[111] mitem ai de Luft. Der Gukuk Iërnst[112] wor a derbein[113].

Dernochtern brocht dr Richli an Teesch mitte ain Soal und Schtüel[114] und a a brieniche[115] Kieerz, und do satzte sich de Liehrern derzun und fungte[116] on zu gaije[117]. Der Liptner hot gar a sette dichtiche[118] Gaich. Har musst se off de Art[119] schtelle, se hett em sonst woll gor ze viel om Buhrt[120] gedrockt, und de Arm[121] hett ar sich a ausgereckt. Se hot a so gebrommt, wie de aalde Wächtergeidin. Dr Schulmaister säht a immer, wos vor a Schtäkle se schpiele warn, oder es ging droff nich zu taanze. Äis[122] wor a settes weldes[123], 's is[124] von am gewisse Schubert, har wor glei[61] a Zigainer.

Uns wurd's schon kahld derbei dam Gegaije und wr hon uns schon de wollerne Tächlen[125] gesucht, do hon se oder offgehiert und wr hon wieder getaanzt. 's hot sich gozer guht getaanzt, wail dr Soal liehr[126] wor, weil niemat[127] rai turft[128], darde nich gezaicht hot. Bei dan ahndere Muhsiche is dr halwe Soal immer voller Zuschauern, zumaaist Mäht[129], oder a ähldere Weiwesleut und a junge Bursche. Oder se därfe nich taanze, nur wenn ane gehollt wert. Oder noch dr Paus[130], do taanze maistetails[131] alle, do gieht's drunder und driewer[132], doss mer sech kaum bewäje kon[133]. Beim Gesellschaftsball turfte se oder nich rai. Oder aim Flur schtande se Koop an Koop und der Borlerichli hot bei dar offe Thiehr[134] beim Schankhäusle[135] Obacht gahn[136]. Und dausse[137] aim Hof und off dar[138] Schuschee[139] worn sofill Lait, bein Fanstern sooch[140] mer nischt wie Köpp, se müsse woll aner om andern gesasse hon[141]. Oder wo de Richterin, die Frankin, Owerleutnandes und de Liehrerin soosste[142], hot dr Juranek a Vorhängle offgehankt[143], 's fuhl[144] oder zuerscht glei nunder, und do hon se dausse geschrien und gelacht, weil se biees[145] worn, doss se nischt sahn[146] sellte. Doss se nich ohgefrohrn[147] sein! Oder

[102] Krebs. — [103] Strümpfe. — [104] Blumenmuster. — [105] Bändchen. — [106] einsam, hier garstig. — [107] erwischt, getanzt. — [108] tanzte das Stück. — [109] mit dem. — [110] dachte. — [111] fliegt. — [112] Ernst. — [113] dabei. — [114] Stühle. — [115] brennende. — [116] fingen. — [117] geigen. — [118] tüchtige = grosse. — [119] Erde = Fussboden. — [120] Kinn. — [121] Arme. — [122] Eines. — [123] wildes. — [124] es ist. — [125] Tücher. — [126] leer. — [127] niemand. — [128] herein durfte. — [129] Mägde. — [130] Pause. — [131] meistenteils. — [132] drunter und drüber. — [133] bewegen konnte. — [134] Thüre. — [135] Ausschank-Buffet des Gastwirtes. — [136] geben. — [137] draussen. — [138] der. — [139] Chaussee. — [140] sah man. — [141] gesessen haben. — [142] sassen. — [143] aufgehängt. — [144] fiel. — [145] böse. — [146] sehen. [147] angefroren.

wie de Muhsich geschpielt hot, do hon se dausse a getaanzt, der Schnee wor gor festgetrampelt. Bis uma älwe [148] rimm govte [149] die tumme Ludern ka Ruh und do worn nich ok junge Madlen und Knaacht [150], nai, 's worn a ahlde Weiwer und Monnskarlen [151] derbei. Doss enn nich gromt [152] hot ai dr Kält, dam naischierige [153] Volk dam? [154]

Off amol blose die Musikantern, oder se hierte [155] glei wieder off. Und der Hampelfranz schreit ain Soal nai, doss etz glei [61] Damenwahl sein soll. Do ho ich mai Wonder [156] gesahn. Die Madlen und de Weiwer, die de off der ane Sait aim Soal soosste [157], sprongte [158] off und rante [159] off de andere Sait zu dan Teesch, wo de Monn sosse. De feine [160] mochte vur ihne an sette Krotzer (Knix) und taanzte amol rimm. Wir hon oder onsere ok derwuscht [161] und taanzte a rimm, oder efter [162], und dernochtern a mit da andern Monn.

De Liehrern hon a wieder amol gegaicht, 's wor grod [163] a so schieen wie ai dar Kärch [164]. Wie se fiertich [165] worn, da hot dos Fräule vo Neikirch a schieenes Lied gesunge. Ich ho oder nich viel verschtande, oder die Monnsleut hon de Hänt zusomme geschlähn [166] und se hon gesunge, doss 's Fräule hochlawe [167] sell, und gor dreimol hon se's gesunge.

Dausse aim Flur do soss a ahldes Weiv vo Katscher, die hot Kuche und settes Zuckergezeig [168] zu verkaafe. Und do kom Neipauers [169] Sohn und dr Langer Willem rai mit aner Schachtel voll, und wolltes Juranekes Nichte, wos dos Fräule Anne vo Bleischwez is, verihre [170]. Oder aner schlug von unde droff, und do hon se dos ganze Zuckergebacknes [171] der Anne grod vor de Füss geschmisse [172]. Se hons oder wieder offgeklavt [173] und gasse [174], und a Sälter „mit“ [175] und a Glühwain derzun getronke.

Nokwers [176] zwe Siehn [177] worn a do. Dar äldere, dar de ai Breslau etz schon gor a so lang ai dr Landwirtschaft schtudiert, dar hot asovell [178] guht und neimohdsch [179] getaanzt und mit dan Orme ok a so rimmgeschmisse, roff und runder. Zu wos dar a schtudiert, waiss mer a nich, har sellt liewerscht [180] derhaim blein [181] und am Voter helfe, se hon etz an Haffe [182] Acker und a poor zwanzig Schtäklen Vieh aim Stoll [183], do mächt'r [184] a mehr bezwecke [185] ai dar Landwirtschaft.

Dar Owerleutnant hot dernochtern a Reet [186] geredtt, und hot de Liehrern a sofell [187] gelovt [188], doss gor [189] aus wor, har hot se de Pioniern vo dar Kultur gehasse [190], zu wos dos wieder wor, wass ich a nich, dos wird woll dos naie Regement sain, wo de Liehrern etz derzun aigezähn [191] warde [192]. Har hot a gesäht, weil mit dan Musekantern noch nich verakkerdiert [193] wor, doss die's ok billich mache solle, sonst warn wr liewerscht

---

[148] gegen 11 Uhr herum. — [149] gaben. — [150] Knechte, junge ledige Burschen. — [151] ältere Männer. — [152] gegramt. — [153] [154] dem neugierige Volk dem. — [155] hörten gleich. — [156] Wunder. — [157] sassen. — [158] sprangen. — [159] rannten. — [160] feinen, noblen. — [161] erwischt, beim Arm genommen. — [162] öfter. — [163] gerade, eben. — [164] Kirche. [165] fertig. — [166] geschlagen, applaudiert. — [167] hochleben. — [168] Zuckerzeug, Conditorwaren. — [169] Neubauer. — [170] verehren. — [171] Zuckerbäckereien. — [172] geworfen. — [173] aufgeklaubt. — [174] gegessen. — [175] mit Himbeersaft. — [176] [177] Nachbars Söhne. — [178] [179] so viel gut und neumodisch. — [180] [181] lieber zu Hause bleiben. — [182] Haufen, viel. — [183] Stall. — [184] [185] möchte er auch mehr bezwecken, erreichen. — [186] Rede gehalten. — [187] [188] soviel gelobt. — [189] gar. — [190] genannt. — [191] [192] eingezogen werden (zum Militär). — [193] akkordiert, Preis vereinbart.

de Liehrern zum Offschpiele[194] nahme, die braites eh viel besser. De Lait hon oder derzun gelacht.

Um a zwölwe rimm do wor de Pause, und do giengte[195] die maiste[196] aheim[197] zum Asse[198]. Dos is bei uns aso. Wir müsse uns doch wieder schtährke[199], doss wr wieder waiter taanze könne. Und die Madlen nahme die Fraiern[200] a mit und gan[201] ihne zu asse, doss se wieder dichtich taanze braite. De Mutter hott schon Guhdes[202] gekocht. Nudelsupp und Karbenatlen[203] mit Citronetonk und Kälwerbrätle[204] mit Flaume[205] und Klutscher[206] und dernochtern Kroppe[207] und guhder Kuorn[208] und a poor Fläschlen bairisch Bier. 's hot uns asovill guhd geschmackt, wir konte schon nimmi[209] asse.

Und dernochtern müsse sich die Madlen a de andern Klader ohziehn. Wir hon de waisse genomme und de rosa halbsaidene Schurz[210]; die Mutter säht oder, wr selle liewerscht die dreiviertelsaidene grieene nahme und de naie rotbliemiche Schalietächlen[211].

Die de durt gebliewe worn, Richters, Frankes, Owerleutnandes, die Liehrern und a Protzerandreses Tochter, die giengte[212] ai Juranekes Extraschtohw[213]. Dort hon se Schnitzlen und saure Gurke gasse und Kaffe getronke, und de Musekantern die kriechte de Broatwürschtlen[214].

Wie wr zu Juranekes zurück komte, worn die Maiste schon wieder do, und olle ai da waisse Kladern, as schieener wies ondre, und mit Schpitze und Krause und Gimpe benaht, und de saidne Schurz hon ok aso geschillert.

Do fung[215] dr Hampelfranz schon ohn zu schpiele und har säht, es wird Polnese[216] getaanzt. No docht ich mr, wos wird etz ok wieder wahrde[217], gatt[218] mr ok Ruh mit sette naimohdsche Taanz. Etz wusste se oder nich, ob dr Schulmaister oder dr Paurfrank arranschiere sell und do hon se hin und har geredt, und dernochtern hots kaner gebrait. Zudererscht[219] gieng dr Schulmaister mit ihr aim Soal rimm und dernochtern dr Paurfrank mit ihr, und de ondre Monn mit ihre Weiwer atnoch[220]. Und amol giengte wr off die Sait und amol off jänne. Se sein oder nich üweraans[221] komme, amol san de Monnsbilder under unsre Orm durchkroche und dernochtern musste wir wieder um die Karles rumgieehn, amol rechts und amol links, und off amol schtande de Weiweslait off am Haffe beisomm[222] und wusste nich ei und nich aus. Do schpielte oder dar Hampelfranz schnell an Reinländer und do derwuscht a jeder seine, und do hon wr wieder dichtig getaanzt, orntlich wie sichs gehiert.

Noch dr Polnese stond der Richter off und säht, se wärn ahaim gieehn. Har muss an Faarde Futter schütte[223] und noch a wing schlofe[224], har muss schon uma sexse off Lischwitz[225] ais Landratsamt fohrn[226]. Har wird odern Gemahnschreiwer[227] fohrn lohn[228], dermit[229] 'r under-

---

[194] Aufspielen zum Tanz. — [195] [196] [197] gingen die meisten nach Hause. — [198] zum Essen, Abendbrot. — [199] stärken. — [200] Freier, Heiratskandidaten. — [201] geben. — [202] gutes Essen. — [203] Karbonaden, Klopse. — [204] [205] [206] Kalbsbraten mit Pflaumen und Kürbis. — [207] Krapfen, Pfannkuchen. — [208] Kornbranntwein. — [209] nicht mehr. — [210] Schürzen. — [211] dickes Brusttuch, übers Kreuz um Brust und Taille geschlungen. — [212] gingen. — [213] Extrastube. — [214] Bratwürstchen. — [215] fing. — [216] Polonaise. — [217] werden. — [218] gebt. — [219] Zuerst. — [220] hinterdrein. — [221] übereins. — [222] Haufen beisammen. — [223] den Pferden Hafer einschütten. — [224] wenig schlafen. — [225] Leobschütz. — [226] fahren. — [227] Gemeindeschreiber. — [228] fahren lassen. — [229] damit.

wages[230] a noch a wing schlofe kohn[231]. Owerleutnandes giengte a schon ahaim. Die müsse immer wos appartes hon, erscht komme se zu schpieet[232] und etz renne se weg eim beste Taanze.

Oder wir hon ok immer wätter[233] getaanzt, doss de Sohle vo da Schuhch breits runder giengte. 's wor oder schieehn gemittlich[234] und 's wor a ka Zocht[235] und se hon sich a nich geschlähn[236].

Wie wr ai dr fruh ahaim koomte[237], do säht de Mutter: „Inno[238] ihr Madlen, schaamt[239] er Euch nich, bis breits ain häller[240] lichter Tahg nei taanze, die Groole[241] gieeht schon ai de Kärch".

Do schmisse[242] wr ok de Klader nunder und zoochte[243] die ahlde Jack und Kitteln[244] oh[245] und gieengte glei ain Kischtel[246] verrichte[247] und malke[248]. De waisse Schtremp oder die hon wr erscht om Owet ausgezähn. A so, Tahnt, etz ho ich Dr olls derzahlt vo dam Gesellschaftsball, etz thut mer oder schon's Maul wieh[249] vom rede".

---

[230] unterwegs. — [231] kann. — [232] spät. — [233] weiter. — [234] gemütlich. — [235] Zucht, Geschrei. — [236] geschlagen, geprügelt. — [237] kamen. — [238] Nun, aber. — [239] schämt. — [240] hellen, lichten. — [241] Grossmutter. — [242] warfen. — [243] zogen. — [244 245] Jacken und Röcke an. — [246] Kuhstall. — [247 248] verrichten, herrichten, dem Vieh Futter geben, und melken. — [249] weh.

# Literatur.

**E. Hoffmann-Krayer, Die Volkskunde als Wissenschaft.** Zürich, Kommissionsverlag von F. Amberger, 1902. 34 S. 8°. Pr.: (1 Franc) = 1 M.

Ausgehend von den noch immer schwankenden und unklaren Ansichten weiterer Kreise über Wesen und Wert der Volkskunde unternimmt der Verfasser, der Herausgeber des vortrefflichen „Schweizerischen Archivs für Volkskunde", den Versuch, von neuem diese Dinge in möglichst allgemeinverständlicher Form auseinander zu setzen, und wir können von vornherein feststellen, dass dieser Versuch sehr gut gelungen ist. Die Volkskunde hat nach ihm alle Lebensäusserungen zum Gegenstande, welche dem Volke (im social-civilisatorischen Sinne = vulgus, im Gegensatz zu populus im national-politischen Sinne) angehören: „Die primitiven Anschauungen und die volkstümlichen Ueberlieferungen: Sitte, Brauch, abergläubische Vorstellungen, Dichtung, bildende Kunst, Musik, Tanz, Sprechweise u. s. w. in ihren niederen, auf weite Schichten sich ausdehnenden Stufen". Im zweiten Abschnitt grenzt er die Volkskunde gegen ihre Nachbargebiete, Ethnographie und Kulturgeschichte, ab. Die erstere befasst sich nach ihm vorwiegend mit exotischen Völkerschaften, d. h. solchen, „die an oder ausserhalb der Peripherie unserer modernen Kulturstaaten liegen", während er in der letzteren die Geschichte aller derjenigen Faktoren sieht, „die eine Entwicklung nach dem Höheren erstreben. Für sie steht das individuell-civilisatorische Moment im Vordergrunde, für die Volkskunde dagegen das generell-stagnierende". Doch können ganz scharfe Grenzlinien zwischen den drei Disciplinen selbstverständlich nicht gezogen werden, da sie sich in vielen Punkten berühren und z. B. rein volksmässige Erscheinungen auf kulturelle Bestrebungen ebenso gut einwirken können wie umgekehrt. Weiterhin unterscheidet der Verfasser zwei Gattungen der Volkskunde, die aber in engster gegenseitiger Beziehung stehen und durchaus auf einander angewiesen sind, die stammheitliche Volkskunde, die „die primitiven Anschauungen und volkstümlichen Ueberlieferungen einer zusammengehörigen Gruppe darzustellen sucht", und die allgemeine Volkskunde, die sich mit den „Prinzipien und Grundgesetzen der volkstümlichen Anschauungen, mit den allgemeinen Agentien, die die Volksseele bewegen", beschäftigt. Die Ziele, die man auf diese Art erreichen kann, sind klar: „Das letzte Problem für die stammheitliche Volkskunde ist die Erforschung der spezifischen Eigenart eines Stammes oder Volkes", das der allgemeinen ist rein geistesgeschichtlicher, psychologischer Natur, die Erforschung und Erkenntnis jener oben genannten Grundlagen volkstümlicher Anschauungen. Für den Standpunkt des Verfassers, den wir vollkommen teilen, ist es beachtenswert, dass er diese Grundlagen eben in der menschlichen Psyche sucht,

während eine andere, naturwissenschaftliche Richtung zu deren Erklärung vorwiegend physiologische Vorgänge und Erscheinungen heranziehen will. Ueber diese Frage hat sich im Anschluss an Hoffmanns Schrift bereits eine kleine Debatte entsponnen, die man im „Korrespondenzbl. d. Vereins f. Siebenbürgische Landeskunde" 1901 Nr. 12 und 1902 Nr. 1 nachlesen kann. Der Herausgeber dieses Blattes steht auch auf Hoffmanns Seite, der Verfechter der gegenteiligen Ansicht ist ein Arzt aus Mediasch.

In den vorstehenden Zeilen haben wir nur die leitenden Grundgedanken des Verfassers hervorgehoben. Für die Einzelheiten, die näheren Begründungen und die Beispiele, die zur Erläuterung beigegeben sind, verweisen wir unsere Leser auf die Schrift selbst, deren Lesung wir aufs wärmste empfehlen können. Denn sie hat den grossen Vorzug, alle für den Freund der Volkskunde wichtigen Punkte knapp und klar herauszustellen.

Hermann Jantzen.

**Hessische Blätter für Volkskunde**, herausgegeben im Auftrage der Vereinigung für hessische Volkskunde von Adolf Strack. Band I. Heft 1. Giessen 1902.

Mit dem Erscheinen des vorliegenden schön ausgestatteten Heftes ist der hessische Volkskundeverein in ein neues Stadium seiner Entwicklung getreten. Infolge der erfreulichen Vermehrung seiner Mitgliederzahl hat er sich als selbständige Gesellschaft konstituiert und gedenkt nun in dieser Zeitschrift, welche an Stelle der „Blätter für hessische Volkskunde" tritt, vom Boden hessischer Volksüberlieferungen aus, auch allgemeinere Fragen der Volkskunde wissenschaftlich zu verfolgen. Von den Leistungen des Vereins in dieser Richtung lässt sich besonders nach den Abhandlungen „Himmelsbriefe" und „Hessische Vierzeiler", die Albrecht Dieterich und Adolf Strack beigesteuert haben, Gutes erwarten. Sehr beherzigenswert für bestimmte Kreise, die in Schlesien mit wenigen, freilich um so rühmlicheren Ausnahmen der Volkskunde gleichgültig und verständnislos, wo nicht gar feindselig gegenüberstehen, sind die Worte, mit denen ein Theologe, Professor Drews, seinen Artikel „Religiöse Volkskunde" beschliesst: „Wie sollen wir unser Volk nachhaltig und tief in seinem religiösen Leben beeinflussen, wenn wir nicht wissen, wie die Gedankenwelt ist, auf die es einzuwirken gilt? Ich gestehe es offen, nicht nur um bloss zu wissen, wie's um des Volkes Innenleben steht, treibe ich Volkskunde, sondern im Dienste meines Faches, meines Berufes. Wer aber wäre zur Arbeit auf dem Gebiete religiöser Volkskunde geeigneter als der Pfarrer, als der Lehrer? So klingt mein Wort in eine kurze Bitte gerade an diese aus: Kommt und helft uns!"

---

# Nachrichten.

In der Hauptversammlung vom 9. Januar erstattete der Schatzmeister, Kgl. Hofkunsthändler Bruno Richter, folgenden Rechnungsbericht: Zahl der Mitglieder im Jahre 1901: 541; Einnahmen im Jahre 1901: 2927,77 M., Ausgaben im Jahre 1901: 1620,51 M., Saldo 1307,26 M., Effekten-Bestand 1300 M. Nachdem die erwählten Rechnungsprüfer, Prof. Appel und Prof. London, die vorschriftsmässige Revision vorgenommen hatten, wurde in der Februarsitzung dem Herrn Schatzmeister Entlastung erteilt und der Dank für seine Mühewaltung ausgesprochen.

In den Sitzungen der Gesellschaft sind im Jahre 1901 folgende Vorträge gehalten worden: Am 11. Januar Dr. Drechsler: Ueber Tiere und Bäume in deren Beziehungen zum Gemütsleben des schlesischen Volkes. — Am 8. Februar Prof. Dr. Sarrazin: Ueber altenglisches Volksleben. — Am 8. März Privatdocent Dr. Pillet: Ueber die Sage vom ewigen Juden. — Am 10. Mai Prof. Dr. Scholz: Ueber die Kynastsagen. — Am 23. Juni auf der Wanderversammlung in Striegau Archivar Dr. Nentwig aus Warmbrunn: Ueber die Johannisfeuer. — Am 15. November Prof. Dr. Vogt: Ueber Karl Weinhold und die schlesische Volkskunde. — Am 13. Dezember Privatdocent Dr. Wünsch: Ueber antikes Zaubergerät.

---

**Nächste Sitzung:** Freitag, den 9. Mai, abends 8 Uhr, im Auditorium XIV der Universität. Vortrag des Herrn Universitätsprofessors **Dr. Norden:** Ueber Jenseitsvorstellungen in antiker Poesie.

---

Schluss der Redaktion: 2. Mai 1902.

Buchdruckerei Maretzke & Märtin, Trebnitz i. Schles.

# Mitteilungen

der

## Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde

herausgegeben

von

**F. Vogt.**

Jahrgang 1902. **Breslau.** Heft IX. № 5.



# Zur Wortzusammensetzung im Schlesischen.

Von **Dr. Paul Drechsler,** Zabrze.

## I. Zusammensetzungen mit -mann.

Die Zusammensetzungen mit Mann sind bekanntlich zahllos. Auch der Schlesier gebraucht sie in freiester Weise. Ich stelle hier einige davon zusammen, die sonst weniger geläufig sind und zum Teil auch im Deutschen Wörterbuche (DWb.) keine Aufnahme gefunden haben.

Ackermann, Ackermännchen, Männchen, das ackert, in einem Teile Niederschlesiens (Sprottau) Bezeichnung der Bachstelze, die auch in Frankreich hin und wieder semeur, Säemann, heisst; ähnlich in Schweden. Die Volkssage verglich wohl die rührige Bewegung des Schwanzes bei diesem Vogel dem Ackern. DWb. I, 174. In andern Teilen Schlesiens heisst der Vogel Bachstilze, Bachstilske (Liebenthal, Neurode): Bachstieglitz.

Ackers-, im Volksmunde Ackerschmann, der ackernde Mann, Landmann. Es liegt nahe, Ackersmann als Ersatz für Ackerersmann zu erklären, Ackerer, wie Wandersmann für Wanderersmann.

Baumann, Bauherr, seltene Singularform (bei Lohenstein) zu Bauleute. DWb. I, 1190.

Bauersmann, Pauerschmann, alltäglich, wohl nicht, wie Grimm will, Zusammensetzung mit dem Neutrum bûr, Gehöft, sondern Weiterbildung zu Bauer: der als Bauer thätige Mann, seine Frau die Bauersfrau. Ebenso sind zu erklären Freiersmann, Gevattersmann, Schwägersmann, Webersmann u. v. a. Plural Bauers-, Pauerschleute.

Bettelmann, bâtlmû'n, 1) das Trittbrett des Spinnrads (Katscher); vgl. Germanist. Abhandlungen XII (1896) S. 15; 2) der kleine Holzpflock, der die Grengelkette des Pflugs mit dem Untergestelle der Räder verbindet.

Braumann, gewöhnlich Bräumann, seltenere Form für Brauer, Bräuer.

Brautmann, Bräutmann, bräutma (Oderwald), für Bräutigam, Broitjam, broitjum (Brendel S. 91), breitjam, ahd. brûtigomo, mit dem es

sich wörtlich deckt, da gomo = lat. homo = Mann. Brautleute bezeichnet das Brautpaar, den Bräutigam und die Braut. Im Kreise Leobschütz, z. B. in Sabschütz, lebt die Form Bräutiger, in Katscher Brautrich, brätrich.

Donnersmann, im Sinne von Teufelsmann (s. u.), Teufelskerl. Der Donnerschmo'n bei Jüttner, 1, 25; vgl. der Donnersbube ebd. 2, 46.

Freimann, Mann, der für einen andern freit, Freiwerber, ausser bei Opitz und Tscherning (DWb. IV, 1, 117) auch bei Lohenstein, Himmelsschlüssel 27: Gabriel, Mariae Freymann. — In der Oberschles. Monatsschrift I, 71 sind Freileute Alte, die im Auszuge leben.

Gardemann, der bei der Garde dient, Gardist, übertragen: ein grosser, strammer Bursche, doch auch von Frauen, z. B.:

De Muhme Schindlern ei Schiewâle (Schönwalde),
Doas woar a rêner Gardemoan. Lichter, Muttersprache S. 127.

Garnmann, Garnhändler: er tritt auf wie ein Garnmann, sicher, selbstbewusst (im Eulengebirge), sonst: wie ein Schweinmann, Schweinetreiber (um den Leib die geldstrotzende „Katze").

Gaukelmann, Gôkelmann, Gaukelmännel, erwähnt wegen der überaus geläufigen Redensart: jemanden zum Gaukelmännel machen, zum Narren machen, halten.

Geiers-, Geierschmann, Mann, der des Geiers (= Teufels ist), verwünschter, verfluchter Kerl, Jüttner 1, 29; Tschampel 173, geläufig; s. Teufelsmann.

Geigelmann, nd. gîgeler 1) Geigeler, Geiger, Fiedler, 2) zappelnder, zappliger Mensch, Zappelmann, der hin- und hergeigt (schles. für allerhand zuckende Bewegungen): der Leitnant woar, wie a Geigelman, su zapplich vur Nerviosität. Heinzel, lust. Bruder S. 147; Karlemann wünscht sich u. a. a'n Geigelmoan, der urndlich zappeln koan. Vägerle flieg aus S. 76.

Gelbmännel, Gâlmannl, gelber Pilz, allgemein; dafür auch Gelbschwamm, Gâlschwämml, Gâlschwappe. Gâ-lûschel, auch Kochmännel, zum Kochen. — Scherffer gebraucht scherzhaft gêle Männlein für Goldstücke; vgl. Verf., Wencel Scherffer S. 118.

Gemüllemann, sehr geläufig: der Mann, der das Gemülle wegschafft.

Gevatters-, Gevatterschmann, gevotterschmoan, die jüngere bevorzugte Form für das zuerst bei H. Sachs belegte Gevattermann, DWb. IV, 2, 4671.

Graumann, Grômännel 1) bekannte mythische Erscheinung, 2) Hundenamen, 3) Bezeichnung des grauen Gänserichs bei Heinzel, Vägerle S. 27.

Haarmann, Mann, der Haaröl verkauft, Zeh S. 83.

Hansemann 1) kosende Form zu Hans, vgl. Karlemann, 2) lächerlicher Mann, Zappelmann, Hanswurst: das ist der reine Hansemann!

Häuslermann, Hoislamoan (Tschampel), Häusler, der nur ein Haus, kein Feld dazu besitzt.

Hausinnemann, der bei jemand zu hausinne wohnt, eingemietet ist, gewöhnlich.

Helfersmann, Helfer, Gehilfe, Stoppe, Ged. S. 146: mei Halfersmoan.

Hobelmann, bei den schlesisichen Dialektdichtern für Tischler.

Hofemann, aulicus, geläufiger Singular zu Hofeleute, Hofhörige.

Hühnermann, der Hahn als Mann der Hühner, im DWb. IV, 2, 1881 aus Rost (1769) belegt, findet sich schon bei Scherffer wiederholt; vgl. Wencel Scherffer, Spr. S. 140.

Jungmann, Junggeselle: Ihm ein Jungmann hat gesucht
eine Braut aus gutter Zucht. Scherffer, Ged. 456.

Justizmann, Mann, der dem Volke in Sachen der Justiz rät, Volksanwalt, „Winkelkonsulent". Das verbrecherische Treiben eines solchen schildert meisterhaft Max Waldau in seinem Sittenroman Nach der Natur, Hamburg 1851.

Kadelmann, Kienrussmann, Mann, der mit Kadel = Kienruss handelt. Kadel erinnert an poln. kadić räuchern; vgl. Weinhold, Beitr. 39.

Karlemann, kosend für Karlchen:
Karlemann hat Hosen an
Und ein Dutzend Knöppe dran! Vgl. Hansemann.

Kundmann, verstärktes Kunde, DWb. V b, 2633; plur. Kundleute.

Laufmann, laufender, davon laufender Mann. Das bekannte Sprichwort: Kaufmann—Laufmann umschreibt richtig Rössler, Krieg und Frieden S. 122: Der zwête Krause woar a Kôfmonn,
Und dos wiszt ir ju: „A Kôfmonn a Lôfmonn".
'S ihs schlimm, wenn der Mensch kê Glücke hoat, —
Där schluss de Bude, wurde pankroat
Und hoat sich ei 'ner finstern Nacht
Amol stockstille furtgemacht;
Nicht liess a wie de Schulden zuricke —
die laufen ni furt, sagt das Volk, sie sein kenne Hoasen! — Die Unsicherheit eines Kaufmanns kennzeichnet auch die geläufige Redensart: 'nen Kaufmann und ein fettes Schwein taxiert man erst nach dem Tode. — Anders erklärt das obige Sprichwort DWb. VI, 333.

Lautemann, in Sprottau (wo man, wie in Jauer, sagt: sie lauten aus, sie honn gelatt) für Glöckner.

Leierkastenmann, Leiermann, der die Drehorgel spielt.

Löffelmann, Löffler, verliebter Geck, verbuhlter Mensch, beides bei Scherffer und den andern Schlesiern.

Mannesmann, Mannsmann, überraschende Bildung, in Schlesien hier und da gäng und gäbe, in der Grafschaft: a Monnzm, plur. Moannzmr. Daneben findet sich a Monnsmensch (Oberglogau) Jüttner 1, 3; 2, 17, vgl. DWb. 6, 1582. Auch begegnet der Singular Mannsvolk für einen einzelnen Mann bei Günther S. 163, Jüttner und Tschampel.

Nachbarsmann, Nachbar, in mannigfaltigster Gestaltung: Nupperschmoan, Nockbersch-, Nuckwerschmûn, bei Jüttner 1, 74: Nupptber; Plur. Nupperschleute.

Ochsenmann, Uchsamoan, das mhd. ohsenære, das im bair.-österr. Sprachgebiet als Ochsner fortlebt; DWb. VII, 1139. Plur.: zuletzt koama de Uchsamonne, Lichter, Muttersprache S. 107, 112.

Odermann, Mann, der auf der Oder fährt.

Pfeffermann, Mann aus Pfefferkuchen, übertr. ein weichlicher, unmännlicher Mann: a su an Schmachtloppen willste mer zum Moanne gân, a su a Pfaffermanndl, wie ma uff'm Jurmerte fur'n Thoaler a

ganzes Schuck kriggt. Kretschmer, Uense Pauern S. 59; wêchgebacken wie a Pfeffermoan ei sitter Sache. Heinzel, lustiger Bruder S. 138.

Pôpelmann, ein vermummtes Wesen, mit dem man bei uns die Kinder schreckt. Unter ihm birgt sich der kopflose Wodan. Verf., Myth. Erscheinungen in Schlesien, 1902 S. 13. Dann bezeichnet es geradezu den Teufel: 's sôl ke Popelmoan 'woas sahn, Zeh S. 65; do ies der Popelmoan erscht lusz. Bertermann S. 174; huls der Popelmoan. Oderwald, Paperst. 53.

Quargmännel, Bezeichnung der Zwerge mit volksetymologischer Umdeutung, weil sie drei Quärge hoch seien. Zu Grunde liegt die Form Querk für mittelhochdeutsches twerc.

Quartiermann, der bei jemand im Quartiere liegt: das ist mein Quartiermann.

Rồbotmann, Mann, der Robotdienste, Frondienste, verrichtet, so allgemein für Robat — DWb. VIII, 1087.

Reisemann, reisender Mann, Reisender, öfters bei Logau und Scherffer.

Schuldenmann, Schuldner, Scherffer Ged. 632, DWb. IX, 1898 nur aus Stieler belegt.

Schwägers-, Schwagerschmann, Schwager, üblich: ôch Theiner woar sein Schwägerschmoan. Heinzel, Vägerle S. 84.

Schwefelsmann, Schwâfelsmo'n, im Sinne von Teufelsmann (s. u.) Jüttner 1, 29.

Schwein-, Schweinemann, Mann, der mit Schweinen handelt, z. B. Lichter, Muttersprache S. 78; Schweinlamo'n bei Jüttner 1, 102.

Spielmann, der zum Tanz aufspielt: Geije, geije, Schpêlmoan, de Kend'r wella Brût hoan. Spruch in der Grafschaft Glatz.

Spillbuttenmann, der Spillen zum Spinnrad verkauft (Kortnitz bei Sprottau).

Stehaufmann, Stehufmännel (Holtei), Stiehufmannla, bekanntes Kinderspielzeug.

Steuermann, der die Steuern holen kommt, die Steuern einzieht.

Tadelmann, einer, der tadelt, Tadler, bei Scherffer.

Talermann, der Taler besitzt, verstärkt: Ehr Leute, is doas a Wêb vur'n Zwanzigtoasendtoalermoan? Kretschmer, Uense Pauern S. 90.

Tanzmann, der zum Tanze aufspielt: a Bäuchla wie Tanzmoan Roberts seine grusse Drummel. Lichter, Muttersprache S. 112.

Tapermann, tâpriger Alter, beliebt.

Teufelsmann, verwünschter, verfluchter Mann, der des Teufels ist, Deibelsmann, Teixelsmann, oft Ausdruck hoher Bewunderung; für Teufelsmann tritt Donners-, Geiers-, Schwefelsmann ein.

Traubenmann, der Trauben bringt, bei Scherffer, Ged. 43 Bezeichnung des Herbstes, wie Flockenmann des Winters.

Trödelmann, Trödler, Stoppe 2, 167.

Tropfenmann, Quacksalber, der mit „Tropfen, Troppa" handelt: doas liesz sich der Truppamoan nich zwêmôl hêsza. A boand sei Packsla uf, noahm a Flaschla raus, fruppte uf und liesz a Korle orscht amôl dichtig nei richa. Lichter, Durfpum'ranza S. 41.

Türmleinmann, Termlamoan heisst in der Grafschaft der Gendarm; Termla ist der Helm mit Spitze.

Uebermann, die schlesische Bezeichnung für das so viel besprochene Uebermensch, lange vor Nietzsche und seinem Anhang: dar spielt a Êwermoan, den Uebermenschen, er will sich nichts befehlen und gebieten lassen, bekannte Wendung. In der Grafschaft: A spielt dem B a Êwermonn, der untergebene A fügt sich dem vorgesetzten B nicht mehr, der A vollbringt bei der Arbeit mehr als B, ist ihm über. Klesse in Glatzer Vierteljahrsschr. 5, 120.

Wagenschmiermann; beliebt: a soag aus wie a Woanschmiermoan.

Windelmann, Scherffer, Ged. S. 370, das in Windeln liegende Kind.

Wirtsmann, oft für Gastwirt, z. B. im Hirschbergischen, dann für Hauswirt in Katscher, seine Frau: die Wirtsfrau; plur. Wirtsleute.

Wirtschaftsmann, Wirtschaftsbeamter.

Witwers-, Witwerschmann, ganz gebräuchlich.

Wurzelmann, der mit heilkräftigen Wurzeln, Gesundheitsthee u. s. w. handelt.

Der Schlesier bezeichnet jeden Träger einer Tätigkeit, einer Beschäftigung, besonders den Verkäufer und Händler mit -mann. So kennt er den Depeschenmann, den Kohlenmann, den Krautmann, den Grünzeugmann, den Gasmann, den Wassermann u. s. w.; ähnlich wird -Weib und -Frau gebraucht. Beliebt ist auch Mensch für weibliche, gew. ledige Person in solchen Zusammensetzungen: das Küchen- oder Kuchelmensch, das Kuhmensch, das Laufmensch, das Stallmensch, das Viehmensch u. s. f.

## II. Zusammensetzungen mit -ding.

Es dient als letztes Kompositionsglied zur Bildung von Substantiven mit unpersönlicher Bedeutung und unbestimmtem Begriffsinhalt — sehr beliebte Bildung.

Blechding, Ding aus Blech, das man nicht näher bestimmen will oder kann: Doderzune bummerte a langlodiger Zigeuner uf a'm tättrigen Blechdinge rüm, a dicker Kerle tütte (tutete) uf anner Trumpete. Heinzel, lust. Bruder S. 122.

Fürchteding, fertading, Ding, das Furcht verursacht:

A schmesst die Axt aus vuller Macht
Nu nôch dam Fertadinge. Bertermann, Ged. S. 189.

Gelbmacheding, gâlemacheding, Saffran (Hirschberg), vgl. Rûtmachgâl im Eulengebirge.

Hagelsding = Teufelsding, verfluchtes Ding, wie Hagelsjunge = verwünschter Junge.

Klinkerding, klingendes Instrument, Klimperding, Scherffer, Ged. 582; Und a su a Klimperding — Pink-ber-pink. Heinzel, Vägerle S. 76.

Pfefferding, Ding aus Pfefferkuchenteig:

Und nu kêf ber noch em Jungen
Prätzeln und a Fäfferding. Schles. Provinzialbl. 1862, 371.

Pimperding, Instrument, auf dem man pimpert, Pimpanino f. Pianino, geläufig, — pimpern, einen hellen Ton hervorbringen, verächtlich von unfertigem Klavierspielen:

Sie sitzt dabei und pimpert ärnt
Uf ihrem Klapperhulz a Stückel. Heinzel, Vägerle S. 67.

Scheuche-, Schaecheding, Ding, das scheucht, schaecht, Spukgestalt, Popanz, gewöhnlich.

Teufelsding, Teixelsding, verteufeltes, verwünschtes Ding.

Umgehding, ümgihding, das umgeht, Spukgestalt: mir huckt kê Uemgihdingel uf! Philo, Leutenot S. 21.

Wunderding, wunderbares Ding; in dem bekannten Weihnachtsliede:

O Frêda über Frêda! Ihr Nuppern kummt und hiert,
Wâs mir durt auf dar Hêda für Wunderding pâssiert.

Zuckerding, Figur von Zucker.

---

# Das Neunkindermärchen in Schlesien.

Von **Dr. Arnold Meyer.**

Ludwig Bechstein erzählt in seinem Deutschen Sagenbuch ein Märchen „Neun Kinder auf einmal“ (Nr. 417 der Ausgabe von 1853). Eine sächsische Gräfin gebar um das Jahr 1000 zu Querfurt neun Kinder auf einmal. Aus Furcht vor dem Unwillen ihres Gemahls befahl sie einer Dienerin, acht Kinder in einem Kessel zu ertränken. Doch der heilige Bruno begegnete der Frau, forschte, was sie trüge, und, von ihrer Antwort: „Welfin“ [1]) unbefriedigt, sah er selber nach, legte der Frau Schweigen auf, taufte die Kinder und sorgte für ihre Erziehung. Nach Jahren führte er die Kinder, lauter Knaben, alle gleich gekleidet, ihren Eltern wieder zu. Die Mutter, obwohl längst von Reue gequält, musste zur Strafe glühende Eisenschuhe anziehen.

Ein zweites Märchen, das im Jahre 1276 in Holland spielt, von Bechstein betitelt „Soviel Kinder als Tage im Jahre“ (Nr. 145 des Sagenbuches), erzählt von einer Gräfin, die eine Mutter von Zwillingen schmähte, da eine Frau von einem Manne nicht mehr als ein Kind auf einmal empfangen könnte. Zur Strafe wurde die Gräfin von Gott mit 365 Kindern zugleich gesegnet, Knäblein und Mägdlein durcheinander, starb aber noch am Tauftage samt ihren Kindern.

Das erste Märchen von den neun Kindern findet sich, kaum verändert auch im Sagenkreise Böhmens wieder und wird von dem Chronisten Wenceslaus Hagecius unter dem Jahre 1081 erzählt [2]). Da die Knaben in einer Schachtel, böhmisch Krabicze, hatten vergraben werden sollen, wurden danach „etzliche die Krabiczen geheissen“.

Deutet das Märchen hier den Namen eines Geschlechtes, so giebt es in einem andern Falle die Erklärung eines Wappens. Der polnische Chronist Simon Okolski [3]) erzählt dasselbe Märchen wie Hagecius, doch vertieft durch das Motiv des zu zweit genannten Bechsteinschen Märchens: Die Geburt von neun Knaben erscheint als Strafe für die Schmähung einer Mutter von Drillingen.

Die Kinder sollen als Junge von Jagdhunden ertränkt werden; ihr Retter, ein Müller, erhält zur Belohnung ein Wappen mit acht jungen Hunden „loco filiorum octo“.

---

[1]) d. h. Junge von Tieren, namentlich Hunden.

[2]) In seiner Böhmischen Chronica, deutsch durch J. Sandel (Ausg. 1596, fol. 176 b).

[3]) Orbis Polonus I, pag. 512 (Cracoviae 1641).

In wieder ein wenig anderer Fassung deutet das Märchen den Namen des Welfengeschlechtes. Diesmal spielt es im alamannischen Lande, auf den welfischen Stammgütern Altorf und Ravensburg, nördlich vom Bodensee. Karls des Grossen Schwester Irmentrudis schmäht ein Bettelweib, das Drillinge geboren, und wird zur Strafe mit zwölf Söhnen auf einmal gesegnet. Ihr Gemahl, Herr Isenbart, rettet selbst die elf, die als Welfe ertränkt werden sollen, lässt sie durch einen Müller aufziehen und führt sie nach sechs Jahren, „alle nach einer Mode gekleidet", der reuigen Mutter wieder zu. Dem zwölften wird zur Erinnerung der Name Welf beigelegt. — Der Merseburger Gymnasialrektor [1]), der die Erzählung vor zweihundert Jahren niederschrieb, meint zum Schlusse: „So gut sich nun diese Erzehlung anhören läst, so wenig finden sich Leute, welche derselben Glauben zustellen". —

Dieses weitverbreitete Märchen kehrt auch im schlesischen Sagenkreise wieder. Es wird überliefert durch eine Lokal-Chronik, die Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts von den Schweidnitzer Bürgern Kaspar und Balthasar Usler (auch Isler genannt) verfasst worden ist [2]). Da die Chronik nur handschriftlich erhalten ist, scheint ihre Fassung des Märchens unbekannt geblieben zu sein. Der hier mitgeteilte Wortlaut ist dem Exemplar des Breslauer Staatsarchivs entnommen (Jauerische Mss. vol. XI, fol. 333, 334):

„Eodem (nämlich: anno 1510) im Schweidnitzer Weichbild in Schlesien hat eine Edelfrau 9 Knäblein gebohren, die man die Hunde genennet; denn alsz diese Edelfrau ausz Unbarmhertzigkeit und Kargheit einer armen Bäuerin, welche zwei Kinder gebohren und sie umb Speise und andres ansprechen lassen, alle Hülffe versagt und sie gescholten: sie hätte wie eine unzüchtige Hündin getragen, hat Gott die Edelfrau gesegnet und ihr in Abwesenheit ihres Herrn 9 Söhne bescheeret. Darüber sie hefftig erschrocken, solcher 8 alsz Hunde in ein Köberlein gethan und einer Fettel zu ersäufen befohlen und nur eins behalten. Aber im Hinausztragen der alten Fettel begegnet ihr der Herr, fragende, wasz sie trage? Sie sagte: „junge Hunde". Letzlich, als sie lang wiedergehalten, dringet er scharff auf sie, bisz sie es bekennet. Der Herr schwieg still, verbot auch der alten Fettel zu schweigen, nahm die Söhne und liesz sie heimlich im Dorffe aufziehen. Wie sie erwachsen, fordert er die Söhne und des Weibes Freundschaft zu sich, bestellet die Knaben in einer Farb gekleidet und fraget: wasz eine Mutter, die ihr Kind umbbringet, werth sey? Darnach läst er die Kinder alle hereintretten, verklaget sie (d. h. die Mutter) nach Beschaffenheit der Sachen. Aber dasz Weib und die Freundschaft baten umb Gottes Willen umb Verzeihung. Ward zu Gnaden gewendet, die Kinder alle folgends erzogen und nachmahls bis auf diese Stunde das Geschlecht der Hunde genannt".

Die zeitliche Festlegung der Geschichte mag dadurch veranlasst worden sein, dass zu dem Jahre 1510 noch von anderen Wundergeburten

[1]) Johann Hübner: Kurtze Fragen aus der Politischen Historia, VI. Theil, S. 152 ff. (Ausg. 1703).

[2]) Ueber die Chronisten siehe Zeitschrift für Geschichte und Altertum Schlesiens XII, S. 473.

zu berichten war (von einem zweiköpfigen und sechsfüssigen Kalbe, von vier Kälbern auf einen Wurf, und von einer Frau in Danzig, die fünf Knäblein und fünf Mägdlein auf einmal gebiert, ihre Kinder aber nicht lange am Leben sieht). Für die örtliche Festlegung auf das Schweidnitzer Weichbild wird kein anderer Grund vorliegen als die Herkunft der Chronisten. Denn das einzige schlesische Adelsgeschlecht, auf das die Sage sich beziehen kann, das Geschlecht der Hund von Altengrottkau, ist in Oberschlesien heimisch. Und in der That kehrt das Märchen in der Ueberlieferung dieses Hauses wieder, als Deuterin seines Namens und Wappens. In der Leichenpredigt, die der Pfarrer Gottfried Gerlach 1708 dem Ritter Wentzel Hildebrand von Hund und Altengrottkau gehalten hat, wird erzählt[1]), „dass die Herrn von Hund auss dem Uhr-Alten-Hochgräflichen Nieder-Sächsischen Geschlechte der Guelffen entsprossen, davon dero Stamm-Wappen mit dem Weissen Hunde im blauen Felde nebenst 9 Nägeln, welche die von einer Gräfin auf einmahl gebohrne 9 Junge Grafen bedeuten, nicht einen tuncklen Beweisthum giebet. Diese wurden von hochgemelder Gräfin, umb solche ungläubliche und Wunder-seltsame Geburth zu verbergen, einer Dienerin gegeben, mit Befehl, dass sie in dem nahe gelegenen Wasser solten ersäuffet werden. Es schicket sich aber durch Gottes Wunderbahre Fügung, dass Bischof Bruno dieses Weges reiset, welcher die Furchtsame Dienerin fragte, was sie so verborgen trüge? und als sie darauf antwortete: Es wären Guelffen, so war der Bischof begierig sie zu sehen, und nachdem er erkennet, dass es nicht Hunde, sondern Kinder waren, hat er solche 9 Junge Grafen ohne Verzug selbst bey diesem Wasser getauft, vor ihre künffige Erziehung fleissige Sorge getragen und zu einem ewigen Andencken Guelffen, oder wie wir sonst reden, Hunde genennet. Dahero kommet der Ursprung des vornehmen Geschlechtes derer von Hund, wie solches aus glaubwürdigen Historicis mediae Aetatis . . . zu sehen“.

Das Märchen ist also nach Schlesien verpflanzt worden durch Uebertragung einer welfischen Familiensage auf ein schlesisches Geschlecht.

---

# Absonderliche Sitten, Gebräuche und Anschauungen des oberschlesischen Volkes

## mit besonderer Berücksichtigung des Kreises Kreuzburg und seiner evang. Bewohner.

Von **H. Koelling**, Pastor prim. von Pitschen (†).

Was ich in dem nachfolgenden Aufsatz biete, das habe ich alles selbst gesammelt. Jede Darbietung ist insofern sicher und fest beglaubigt, als ich im Stande bin, den Gewährsmann oder meist wohl die Gewährsfrau zu nennen, der ich die Nachricht verdanke. Sehr vieles ist wie die Volkstrachten im Schwinden begriffen, und ist so nicht mehr vorhanden, wie es in der schriftlichen Darstellung erscheint. Indessen bin ich auch

---

[1]) Liegnitz bei Wätzoldt 1708, Seite 32.

da berechtigt, als von einer noch bestehenden Sitte und einer noch vorhandenen Anschauung zu reden, weil das im Schwinden begriffene noch nicht verschwunden und das erlöschende noch nicht erloschen ist. Ich habe geglaubt, von einer noch vorhandenen Sitte oder Anschauung reden zu dürfen, wenn mein Gewährsmann seinen Bericht schloss ungefähr mit den Worten: „meine gottselige Mutter hat uns das immer gesagt“ oder „das haben wir in unserer Jugend immer so gemacht oder machen müssen“. Manches wird deutschen Ursprunges sein und von den eingewanderten Deutschen mitgebracht worden sein. Vieles wiederum wird im polnischen Volke, das vordem schon im Lande wohnte, entstanden sein oder gar allgemein slavischen Ursprung verraten. Das Heidentum und das Christentum sind beide daran beteiligt. Vielleicht ist gar eine aus dem Heidentum stammende Sitte dadurch mit neuem Bürgerrecht versehen worden, dass man sie mit dem Kreuz oder der heiligen Dreieinigkeit in Verbindung brachte. Vieles endlich wird absonders oberschlesisch sein und zwar entweder polnisch oder deutsch, andres wiederum allgemein deutsch oder polnisch, oder gar germanisch oder slavisch. Um in der Darstellung übersichtlich zu sein, will ich zunächst alles das aufführen, was sich mit den grossen Kirchenfesten und durch sie mit den Jahreszeiten in Verbindung bringen lässt, dann aber alles das folgen lassen, was auf Familie und Haus seine Beziehung hat, und endlich drittens einige besondere Dinge besprechen.

## I. Kirchenfeste.

Wir fangen also mit dem Weihnachtsfest an und dem, was drum und dran hängt. Vom 13. Dezember ab, vom Tage Luciae an, losen die Monate (miesiące łosują) d. h.: Am 13. Dezember, am Tage Luciae, ist Januar, am 14. Februar u. s. w., so dass am heiligen Weihnachtsabend der Dezember an die Reihe kommt. Von da ab geht's rückwärts, so dass am 25. Dezember wieder Dezember ist, am 26. November und so fort bis zum Epiphanias- oder Dreikönigstage, welcher wieder den Januar darstellt. Wie nun das Wetter an diesem betreffenden Tage sich darstellt, so stellt es sich dar in dem von diesem Tage zwei Mal repräsentierten Monat. Ist zum Beispiel der 18. Dezember, der den Juli darstellt, bis Mittag klar und heiter, so ist der Juli bis zur Mitte des Monats heiter und schön. Da sich nun jeder Monat zwei Mal in einem ihn vorstellenden Tage dem Beobachter darbietet, so giebt es für das Wetter des Monats allerlei Combinationen. Viele Bürger und Bauern schreiben sich genau das Wetter des betreffenden Tages als für den entsprechenden Monat massgebend auf, viele merken es sich, und die Geschichte vom „Losen der Monate“ ist so allgemein verbreitet, dass ich auf die Frage in den kritischen Tagen, die ich an irgend einen Bürger oder Bauern richtete: „was haben wir heute für einen Monat?“ immer die richtige Antwort erhielt: heute ist Mai oder September (je nachdem).

Der Tag Luciae spielt überhaupt eine wichtige Rolle. a) Schneidet man nämlich an diesem Tage einen Kirschenzweig mit Knospen ab, steckt ihn in ein Gefäss mit Wasser und stellt ihn auf den Ofen, so erblühen die Knospen am Weihnachtstage. b) Wird vom Tage Luciae ab an jedem Tage ein Holzscheit beiseite gelegt und daraus am heiligen Abend ein Feuer angemacht, so sind die Hexen gezwungen, vor diesem Feuer zu er-

scheinen, um sich daran zu wärmen. Auf diese Weise haben der Wirt und die Wirtin des Hauses es in ihrer Hand, diejenigen Weiber des Dorfes zu erkennen, vor deren schädlichem, hexenhaftem Einfluss sie sich zu schützen suchen sollen.

Weihnachten selbst. Der deutsche Christbaum hat sich längst Eingang verschafft in allen Bürgerhäusern und zieht mit den Kleinkinderschulen auch in die Dörfer und Kolonien ein. Mit ihm nimmt die Einbescherung am heiligen Abend immer mehr überhand, und die Einbescherung am Morgen des ersten Feiertages, die früher ganz allgemein hier üblich war, nimmt ab. Es wurde früher in Tellern oder Mützen einbeschert, und die Kinder fanden früh beim Erwachen ihre Geschenke. Erwachen aber mussten sie zeitig; denn sie wurden gern zur Christnachtsfeier in die Kirche mitgenommen, und dieser Gottesdienst war und ist noch ausserordentlich beliebt, wo er des Morgens früh gefeiert wird. Am heiligen Abend wurde auf den Dörfern folgendes gegessen: Hanfsuppe, Sauerkraut mit Erbsen, Heidegrütze mit Milch und Mohnklösse. Dieses festliche Essen war zwar aufs beste angerichtet, aber es trug den Charakter des Fasttages, an dem Fleisch fehlte. An der Freude des festlichen Mahles sollten auch die Haustiere teil nehmen; so wurde dem Rindvieh von jeder Speise etwas mit Gewalt ins Maul gethan, vielleicht auch der ihm des Salzgehaltes wegen sympathische Hering gereicht; Schweine und Hühner bekamen etwas Körner. Alles das geschah mit den Worten: dziś jes wiliö Bozego narodzeniö.

a) Vor dem Essen wurde unter dem Tisch sauberes Stroh gestreut und daraus nach dem Abendbrot kleine dünne Strohseile gedreht, mit denen die Stämme der Obstbäume im Garten umwunden wurden. Diese Strohseile sieht man noch heute vielfach an den Bäumen.

b) Das heiratsfähige Mädchen fegte am Weihnachtsabend die Stube verkehrt, d. h., von der Thüre beginnend nach dem Innern zu, nahm das Kehricht in ihre Schürze und schüttete es im Hofe aus mit den Worten: scekej, scekej pies, dzie mój miły jes! (etwa: Hüudchen, Hündchen, belle hin nach meines Liebsten Stelle).

c) Die Mädchen machten sich auch von irgend welchem erreichbaren Grün kleine Kränzchen, welche sie unter den Tisch warfen. Nach dem Essen gingen sie mit den Kränzchen in den Garten und warfen sie auf Bäume. Es waren jedem Mädchen nur drei Würfe gestattet. Gelang es dem Mädchen, sein Kränzlein in einem dieser drei Würfe so auf den Baum zu werfen, dass es hängen blieb, dann konnte es sicher sein, im nächsten Jahre zu heiraten.

d) Am heiligen Abend wurde vor dem festlichen Mahl eine Zwiebel zerschnitten in zwölf Schalen, die sich in ihren Hälften bequem ablösten. diese zwölf Schalen wurden mit den Namen der zwölf Monate bezeichnet, in eine jede wurde Salz gestreut, und sie wurden bei Seite gesetzt. Nach dem Abendbrot wurden sie nachgesehen. Die Monatsschale, deren Salz bereits zerflossen war, bezeugte den entsprechenden Monat als einen feuchten.

Karfreitag. Der Karfreitag wird von sehr vielen städtischen und ländlichen Familien als Fasttag behandelt, d. h., es wird kein Fleisch gegessen, ohne dass dieser Brauch indessen mehr sein wollte als eine Sitte des Hauses.

a) Am Karfreitag früh vor Sonnenaufgang wurden die Felder begangen und mit Dreschflegeln geschlagen, damit sie vor Hagelschlag sollten bewahrt bleiben. b) Die jungen Leute gingen, wenn es nicht zu kalt war, zu einem kurzen Bade ins Wasser, um von Ausschlag und Flechten verschont zu bleiben. Selbstverständlich durfte auf beiden Gängen kein Wort gesprochen werden. c) Junge Mädchen (in den Städten meistens) holten am Karfreitag vor Sonnenaufgang sogenanntes stilles Wasser. Sie durften beim Ankleiden, auf dem Gange und beim Schöpfen kein Wort sprechen, wurden daher natürlich von jungen Leuten belauert und gestört, damit sie sprechen und sich des Segens des stillen Wassers verlustig machen sollten. Brachten sie das Wasser unangefochten, glücklich heim, so wuschen sie sich mit diesem, was natürlich sehr heilsam war und verschönte, und hoben wohl auch davon auf; denn dieses Wasser wurde natürlich nicht schlecht. d) In derselben Nacht wurde durch Schütteln und Rütteln das Frauenzimmer (die Magd) geweckt; denn weder zu ihr durfte gesprochen werden, noch durfte sie sprechen. Die Sahne wurde ins Butterfass gegossen, und die Magd butterte ohne ein Wort zu reden. Die fertige Butter wurde noch vor Sonnenaufgang gewaschen und für den gewöhnlichen Gebrauch fertig gemacht. Noch ehe sie gesalzen war, wurde ein Teil davon auf einen Teller gethan und als sogenannte Karfreitagsbutter, die nie schlecht wurde, als ein herrliches Heilmittel gegen Wunden etc. aufbewahrt.

Ostern. Hier hätte ich besonders des „dyngus" Erwähnung zu thun. Es heisst dieser weitverbreitete slavische Brauch auch śmigust. Darnach erübrigt sich wohl jeder Versuch, das Wort „Schmeckoster" oder „Schmackoster" deutsch zu erklären; es ist wohl dieses Wort nichts weiter, als ein ins Deutsche verdrehtes „śmigust". Während nun die Slaven bei ihrem śmigust oder dyngus das Wasser nicht schonten, sondern sich die Jugend weidlich begoss, natürlich die männliche Jugend meist das Subjekt, und die weibliche das arme Objekt darstellend, und es dabei auch nicht ohne Rohheiten abging, sondern manchmal die Knechte eine Magd an den Brunnen schleppten und sie dort mit dem vollen Eimer ohne Erbarmen übergossen, übte sich die deutsche schlesische Dorfjugend bei ihrem „Schmeckoster" im Handhaben der mehr oder minder geputzten Rute oder Gerte und artete dabei ebenfalls nicht selten in Rohheit aus. Das Wesen des Dyngus liegt also im Begiessen aus Liebe und vielleicht um Lohn; denn es kommen mich noch heute am zweiten Osterfeiertage meine Armen vielfach begiessen (sie thun es natürlich gar sänftiglich und bescheiden) und verlangen dafür eine kleine Gabe. Dieses weltliche Treiben des Osterfestes hat sich selbstverständlich auf den zweiten Feiertag zurückgezogen, um den heiligen Tag nicht zu sehr zu entweihen. Wie das Wort dyngus zu erklären ist, ob es mit tingo (tunken) zusammenhängt und daran erinnert, wie die Slaven, die Urbewohner des Landes, in sicherlich sehr summarischer Weise getaucht, d. h., getauft wurden, das wage ich nicht zu behaupten, weil ich es nicht beweisen kann[1]). Wie zu Weihnachten städtische Knaben mit sogenannten Krippeln

[1]) Dyngus ist das deutsche Dingnuss. W. N.

singend und Gaben heischend herumzogen und noch ziehen, so zogen und ziehen in abgelegenen Winkeln noch heute ländliche Knaben mit einem sogenannten „Kokotek“ (= Hähnchen) umher. Das war eine Achse auf zwei Rädern, auf der sich eine Scheibe wagerecht schnell herumdrehte. Auf dieser Scheibe befand sich eine Anzahl von Puppen, die bei dem Umdrehen der Scheibe wie Tänzer aussahen, und in der Mitte stand ein plastisch dargestellter Hahn, daher der Name. Der Hahn sollte wohl den Warnungshahn des Petrus darstellen. Gesungen wurde dabei eine Beschreibung des Leidens Christi und seiner Auferstehung in Versen, in die sich auch Humor mischte, z. B. O ty święty Macku Chodzis po folwacku, a zglądōs zōgony, chtory piekniej zasiōny. Haleluja. Nach der Beendigung des Liedes und dem Empfange der Gaben folgte der in anderer Melodie gesungene Dank: dziękujemy za te dary, coście ną je darowali. Zebyście się do nieba dostali a w tem niebie wiecnie królowali, ze byście tā sto lōt zyli a kazdy dzień kafej pili.

Pfingsten. Die Linde dient ganz allgemein in Oberschlesien zum Ausputzen der Häuser, besonders an den Fenstern, Thüren, Zäunen etc. Mit diesen Lindenzweigen schmücken das heisst „mojić“, d. h., maien oder mit Maiengrün schmücken. Neben dem Lindengrün spielt der Kalmus eine grosse Rolle. Selbst unsere Kirche wird zu Pfingsten mit Kalmus geschmückt. Die Kalmusblätter sehen schmalen und einfachen Palmenzweigen sehr ähnlich. Man schmückte vielleicht Häuser und Kirchen mit ihnen im Andenken an die Palmenzweige, mit denen Israel den Herrn Jesum begrüsste; man thut es zu Pfingsten, weil es zu Ostern noch keine Lindenzweige mit Blättern und keine Kalmusblätter giebt. Da aber dieser Kalmus schlesisch tatōr (d. h. tatar der Tatar) heisst (wie von den Polen der Buchweizen tatarka, d. h., Tatarenkorn genannt wird, weil er mit dem edlen Roggen und dem noch edleren Weizen nicht verglichen werden kann und ein geringwertiges, ein Tatarenkorn nur ist), so ist eine Beziehung dieses Kalmus, den man zum Pfingstschmuck verwendete, um seines Namens willen auf die Tataren und irgend eine von ihnen erduldete Unbill, vielleicht eine Zuflucht in mit Kalmusstauden gefülltem Wasser, oder auf die an den endlich flüchtig gewordenen Tataren geübte Rache, vielleicht an ihr Ersäuftwerden in den mit Kalmus durchwachsenen Wassertümpeln, sehr wohl möglich. Auf Pfingsten folgt

Trinitatis. Zu Ehren der Dreieinigkeit wird der Sarg mit der Leiche drei Mal von der Erde aufgehoben und wieder niedergesetzt, ehe denn ihn die Träger auf die Schultern heben. Drei Mal rückt der Leichenwagen an, ehe er wirklich mit dem Sarge wegfährt. Drei Kreuze macht jeder, der am Grabe niedergekniet ist und dort betet, mit seiner rechten Hand über dem Grabe. Die Dreifaltigkeit wird laut oder still angerufen mit den Worten: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes“ von dem Kutscher, der es nie unterlässt, vor der Abfahrt mit der Peitsche vor den Pferden ein Kreuz auf der Erde zu bezeichnen. Jeder, der ein Brot anschneidet, macht mit dem Messer unter den nämlichen Gedanken auf der Unterseite des Brotes das Kreuzeszeichen. Dasselbe Zeichen macht die Wirtin auf die zum Ausdrücken in die Masse fertige Butter und auf die im letzten Mass ausgedrückte desgleichen. Der fertige Teig im Backschaff wurde ebenfalls also

bezeichnet. Dagegen wurde Brot, welches auf die Erde gefallen war, ehrerbietig aufgehoben und geküsst.

## II. Familie und Haus.

a) Es wurde und wird noch heute das neugeborene Kind möglichst schnell zur Taufe gebracht. Vor der Taufe durfte das Kind auf keinen Fall die Stube oder gar das Haus verlassen. Die Mutter durfte vor dem Kirchgang nie die Stube verlassen. Besonders von Sonnenuntergang ab musste sie an der Wiege sitzen, und durch die ganzen sechs Wochen musste sie das Gesangbuch unter dem Kopfkissen bei sich haben. Musste sie sich vor dem Kirchgang durchaus am Ofen etwas zu schaffen machen, so setzte sie eine Männermütze auf, um ihr Geschlecht nicht zu verraten. Die Paten nahmen das Kind, wenn sie sich zum Taufakt rüsteten, mit den Worten auf: bierzemy poganina a przyniesiemy chrześcianina. Wenn sie den Täufling heimbrachten, legten sie ihn mit den Worten unter den Tisch: niesiemy chrześcianina a więliśmy poganina. Der Vater hob das Kind auf und reichte es der Mutter, welche ihm sofort die Brust gab. Dabei wurde dem Kinde mit dem aus den Patengeschenken entnommenen Gelde über dem Haupte geklingelt.

b) Hochzeit. Ein schöner Brautstand ist das, was dem oberschlesischen Volke vielfach fehlt; denn entweder ist er schön, dann darf aber über die Schönheit dieser Liebe, eines ἔρως, nicht gesprochen werden, oder er ist nicht schön, sondern sterbenslangweilig, dann ist darüber nichts zu sagen. Vor der Hochzeit tritt der Starosta, eine typische Figur einer oberschlesischen Landhochzeit, in seine Rechte. Der Starosta ist beim Hochzeitsmale der biblische Speisemeister, hier aber ist er viel mehr. Seine Thätigkeit im Hochzeitshause vor der Trauung vollzieht sich in althergebrachten Formen, die im einzelnen aufzuzählen über den Rahmen dieses Aufsatzes geht. Eine der alten mir bekannten Anweisungen für die Funktion des Starosta stammt vom alten Roschkowitzer Organisten Thorax. Ich habe selbst schon für mehrere Starosten solche Formulare verfasst. Die Braut wird vorgefordert, neben den Bräutigam gestellt, beide vor die Eltern der Braut geführt, um diesen zu danken und sie um den elterlichen Segen zu bitten. Alle diese Momente werden in möglichst feierlicher Sprache mit biblischer Begründung von dem Starosta hervorgehoben, welcher mit den Worten zu schliessen pflegt: und jetzt wollen wir ins Haus des Herrn, um von ihm unser Beginnen weihen zu lassen. Leider aber schwinden bei den immer moderner werdenden Hochzeiten auch diese schönen Sitten. Das Tischgebet, welches der Starosta in feierlichster Form sprach, und welches von Gesang eingeleitet und geschlossen wurde, spricht oft, da für den Starosta, einen alten Schriftgelehrten (piśmiennik) aus der Gemeinde, in der modernen Hochzeit mit Hühnerfricassee etc. kein Platz mehr ist, einer von den Musikanten, denen keine solche Achtung entgegengebracht wird, wie jenem, und ich muss sagen, dass ich jedes Mal mit Sehnsucht nach dem Starosta der alten Hochzeiten ausschaue. Die Hochzeitsgesellschaft rüstet sich zur Trauung. Die Braut sendet durch die sogenannte ältere Brautjungfer (starsō druchna, in Pless drużka) dem Bräutigam auf einem Teller das Myrtenbouquet an die Brust, das kleine Myrtenkränzlein aufs Haupt und ein Taschentuch. Dieser nimmt die Gaben mit Dank an

und wirft einen Thaler oder zwei auf den Teller. Das Geld thut die Braut (na scęście) in den rechten Schuh unter das Fussblatt und behält es dort während der Trauung und des ganzen Mahles, bis sie es dem Ertrage der für sie veranstalteten Haubensammlung, der ihr in den Schoss geschüttet wird, einverleibt. Kam der Hochzeitszug aus der Kirche, so ging die Braut zuerst allein in die Hochzeitsstube, ging drei Mal um den gedeckten Tisch herum, auf welchem ein unangefangen Brot lag, schnitt sich davon ein Ränftel ab, nahm es mit sich und hob es dann im neuen Hause zugleich mit dem Brautkranze auf. Dann erst durfte der Bräutigam auch herein kommen. Das Brautpaar sass bei Tisch immer nebeneinander über Eck; beide assen von einem Teller und wurden von den beiden ersten Brautjungfern bedient, es wurde ihnen sogar vorgelegt und vorgeschnitten. Nach dem Male wurde die Braut gehäubt, d. h., es wurde ihr die Frauenhaube aufgesetzt. Dabei gab es allerlei Vermummung, damit der Bräutigam die Braut nicht erkennen sollte. Gelang es ihm nicht, so musste er sich durch eine Gabe loskaufen. Oft gab ihm auch die Braut ein geheimes Zeichen, damit er sie sofort erkennen sollte. Eine ältere Frau setzte ihr, während alle um sie einen Kreis bildeten und alle Frauen und Mädchen sie in ihrem Reigen fest halten wollten, die Haube auf. Dabei gab es dann oft ein wildes Getümmel, wobei allerlei lustige, auch bedenkliche Schelmenlieder gesungen wurden. Gesammelt wurde für die Haube der Braut (das war die ansehnlichste Sammlung), für die Köchinnen und Aufwäscherinnen, für die Musikanten etc. Die Gäste mussten eine Menge grösserer und kleinerer Münzen in Bereitschaft halten, und jeder der Geld heischenden Sammler brachte auf dem Sammelteller ein Emblem seiner Thätigkeit mit. Auch diese Sammlungen schwinden mehr und mehr.

c) Begräbnis. Einem in der Agonie begriffenen Sterbenden soll man nicht durch lautes Wehklagen und ungeberdiges Schreien den Tod zerreissen. Wenn das geschieht, dann kann er oft lange nicht sterben. Ist er gestorben, und es ist alles das geschehen, was an letzten Liebesdiensten geleistet werden kann, so werden ihm in den Sarg ausser den Ueberresten der Stoffe zu seinem Anzuge, ausser dem Zwirn, mit dem der Anzug genäht, dem Kamm, mit dem er gekämmt worden ist, das Gesangbuch und ein Taschentuch mit in den Sarg gegeben; in die Hand aber werden ein paar (natürlich kleine) Münzen gedrückt mit den Worten: Das ist für deine Wirtschaft (To mōs ofiarę za twoję robotę). Die Uhr bleibt stehen, der Spiegel wird verhängt, und über Nacht brennt in dem Zimmer, da der Tote ruht, Licht. Ist der Verstorbene der Wirt, so wird durch seinen Sohn oder seine Frau dem Vieh im Stalle zugerufen: Twój gospodōrz umarł, już nie przyjdzie do ciebie. Die Bahre mit dem Toten wird, wie schon erwähnt wurde, drei Mal gehoben, mit dem Leichenwagen wird drei Mal angerückt. In der Zeit des Ausläutens, d. h., wenn die Glocken am Vormittag nach dem Tode der Gemeinde das Scheiden eines Gemeindegliedes verkündigen, versammelt sich die Familie um den Entschlafenen und betet um ihn herum knicend. Ist eine Mutter gestorben, welche einen Säugling an der Brust hatte, so kommt sie in der Nacht oft einmal zu ihrem Kinde, um nach ihm zu sehen und ihm die Brust zu reichen. In ihrem verlassenen Bette kann man am Morgen deutlich den Abdruck ihrer Gestalt sehen an der Stelle, wo sie gesessen hat. Die Irr-

lichter sind die Seelen von Kindern, welche gestorben sind, ehe sie getauft wurden.

d) Der Mensch und sein ländlicher Haushalt. a) Milch darf nie nach Sonnenuntergang verkauft werden. Soll es durchaus geschehen, dann werden in die Milch ein paar Körnlein Salz hineingethan. b) Wenn eine Kuh gekalbt hatte, so wurde in den ersten kritischen Tagen niemandem etwas gegeben, selbst wenn er Feuer aus dem Ofen verlangt hätte. Wurde die Kuh nach dem Kalben zum ersten Mal auf die Weide getrieben, musste sie Mistgabel und Besen, die vor der Schwelle lagen, überschreiten. Dabei wurde ihr gesagt: To jes twój wywód. c) Ein Vieh, das zum Markte aus dem Stalle hinausgeführt wurde, wurde in der Thür gesegnet, ihm dann drei Mal auf die Stirn gespuckt und die Stelle mit dem Hemde abgewischt. d) Junge Gänslein, die aus dem Ei gekrochen waren und zum ersten Mal aufs Gras gelassen werden sollten, mussten ihren Weg durch den Rockschlitz der Wirtin nehmen, bez przypor, zeby ich nikt nie oprzyrocył. e) Wenn ein Mann ein Stück Vieh zum Markte führte oder trieb, wollte er bei Leibe kein altes Weib begegnen (zejś się z babą); denn das brachte ihm Unglück. Nur einem Manne wollte er gern begegnen, sonst kehrte er lieber um. f) Kam der Hütejunge oder das Hütemädchen zum ersten Male von der Weide heim, so wurden sie mit Wasser begossen, vielleicht mit den Worten: zebyś nie spała, pasterko! Es wurden ihnen vielleicht auch ein paar Eier gekocht, damit die Kühe recht gelbe Butter erzeugen möchten. g) Ein Hund darf nicht heulen, sonst stirbt jemand in seiner Nachbarschaft. Ein Mädchen darf nicht pfeifen und eine Henne nicht krähen. Thut sie das, so wird sie bis zur Hausschwelle gemessen, d. h., genau einmal auf das andere hingelegt bis zur Schwelle. Was dann auf die Schwelle zu liegen kommt, das wird abgehackt, es sei der Kopf oder der Schwanz. h) Kommt man in einen Stall, so hat man zu sagen: $\alpha$) Viel Glück! Dej Boze sceście! $\beta$) Tez tak wcora! Gestern auch so. (Eine Veränderung ist leider sehr oft eine Veränderung zum bösen, daher ist es ein sehr guter Wunsch, wenn man unveränderten Fortgang wünscht, wie er schon gestern war.) $\gamma$) Na psa urok, na kocie ocy, ze wōs nik nie oprzyrocy. i) Ein auf der Erde liegender Mensch (noch viel weniger ein Kind) darf nicht überschritten oder übersprungen werden, sonst hört er auf zu wachsen. k) In Gegenwart von Schweinen, in der Nähe von Dünger, oder wenn von diesen Dingen die Rede ist, darf man nie vergessen hinzuzufügen: Za uczciwością Jeich oder: Jak są poczciwi i cnotliwi. Im Deutschen wird dann meistens die Rede eingeleitet mit den Worten: Vor Respekt zu sagen. Wird dagegen am Tische, der mit Speisen bedeckt ist, oder auf welchem sich Brot befindet, von Schweinen und von Dünger gesprochen, so wird hinzugefügt: za uczciwością tego boskiego daru. Etwa: mit Verlaub dieser Gottesgabe. l) Einem arbeitenden Menschen pflegt man grüssend zuzurufen: Boze wą pomōgej! Ladet nun jemand Dünger auf oder ab, oder verstreut er ihn auf dem Felde, so kommt der diesem Begegnende in ein schweres Dilemma: Gott soll dem Dünger Ladendem helfen, das ist eine unlautere Vorstellung, und den schwer arbeitenden Menschen ohne Gruss wieder zu verlassen, das ist unhöflich. m) Wird in irgend einer Weise in der Rede der Mensch mit dem Tiere verglichen,

so ziemt es sich hinzuzufügen: nie przymierzając, nicht mit einander messend oder vergleichend, nämlich den Menschen mit dem unvernünftigen Vieh.

## III. Einige absonderliche Dinge.

a) Die Mora. (sl. Wurzel mr; intransitiv: sterben, mrzeć; transitiv: schwächen, verderben, morzyć.) (wendisch: Marzana.) Entspricht dem deutschen Alb (das Albdrücken), Alp, Alf oder Elf, spielt aber eine viel bedeutendere Rolle, als der deutsche neutrale Alb = das Alb, ist vielmehr persönlich herausgebildet und ein Femininum. Die Sagen von der Mora sind ganz allgemein verbreitet. Die Vorstellung von ihr ist noch so lebendig, dass ich selbst noch jetzt eine Frau kenne, die als Mora gilt. Wie ein weibliches Wesen dazu kommt, eine Mora zu werden, das weiss ich nicht. Es können aber ebenso junge Mädchen und Frauen, wie auch alte Frauen den furchtbaren Fluch tragen, eine Mora zu sein. Eine Mora muss Gottes Geschöpfe im Schlafe ängsten, dadurch, dass sie sich auf sie legt und sie drückt und ihnen dabei, als richtige Mora, d. h., Verderberin, den Lebenssaft aussaugt. Wohl noch der, welche dieses Geschäft bei Menschenkindern ausübt; wehe der, welche Hasen und Wölfe, oder gar der, welche Dornbüsche und Bäume drücken muss. Ein Wanderbursche hatte in einem Kretscham übernachtet, neben der Schlafkammer der drei Töchter des Kretschmers geschlafen und ihre Gespräche, als sie des Morgens totmüde von ihren nächtlichen Morafahrten heimkamen, belauscht. Als die Mutter sie dann weckte und sich, da sie nicht aufstehen wollten, sehr wunderte, erzählte ihr der Wanderer seine Beobachtung. In der nächsten Nacht ging die Mutter in die Schlafkammer und fand zwar die Leiber ihrer Töchter in den Betten; denn nur die Seele macht die nächtlichen Fahrten durch in irgend einer beliebigen Gestalt als Kinderhand, als Strohhalm, als Katze, als altes Weib, als schönes junges Mädchen u. s. w. Diejenigen, welche Menschen drücken, saugen ihnen aus der Brust die Lebenskraft aus. Der Vater meiner Gewährsfrau in der Moraangelegenheit wurde auch von dem Alb geplagt, und die Sache wurde dadurch bewiesen, dass sich in seiner Brust, obgleich er ein Mann war, durch der Mora nächtliches Saugen veranlasst, Milch vorfand. Das einzige Mittel sich der Mora zu erwehren ist das, dass man ihr, falls man sie kennt und mit ihr verkehrt, jeden Wunsch, den sie in normalem Zustande äussert, erfüllt; dann kommt sie zu solchen Menschen in der Nacht nicht. Eine bekannte Bettelfrau, die noch lebt und allgemein als Mora angesehen wird, nützt diese Vorstellung in ihrem Interesse aus und sagt wohl selbst einmal: wy mi musicie dać, boch jes mora.

b) przyrok, urzecenie, verbal: oprzyrocyć = besprechen, behexen. Jede plötzliche, unerwartet eintretende Krankheit, jede aussergewöhnliche Erscheinung im Leben der Menschen und der Haustiere, für die man keine Erklärung weiss, jede ins Auge fallende Wirkung einer Ursache, die man nicht kennt, wird noch heute ganz allgemein zurückgeführt auf einen przyrok, auf ein urzecenie, auf ein Besprechen, Bereden, Bezaubern. Was das Wort urzecenie betrifft, so ist die Bedeutung klar. Es heisst „bereden, besprechen". Ebendasselbe bedeutet przyrok. Man denke nicht an rok das Jahr und urok die Interesse, obgleich auch in diesen beiden Worten derselbe slav. Stamm rk = reden, sprechen sicherlich

vorhanden ist in allerdings sehr modifizierter Bedeutung; sondern man denke an prorok der Prophet, der „Voraussager", an „wyrok" die Aussage, nämlich die feierliche Aussage Gottes. Also ist przyrok eine durch Worte hervorgebrachte zauberhafte Wirkung. Es befallen zum Beispiel einen Menschen, der nie daran litt, plötzlich heftige Krämpfe, es stellt sich beim andern ein rasender Kopfschmerz ein; es geschwillt ohne eine sichtbare Veranlassung ein Glied des menschlichen Körpers; es kann jemand, der sich gesund schlafen legte, früh nicht mehr aufstehen; es wird ein junges gesundes Pferd plötzlich von einer heftigen Kolik befallen, wirft sich in wütenden Schmerzen auf dem Stallboden hin und her — was kann die Ursache von allem solchen Elend sein? War da nicht kurz vorher, ehe sich das zutrug, ein unbekannter reisender Handwerksbursche mit einem finsteren Blick in der Hausthür und wurde vielleicht barsch abgewiesen? War da nicht kurz vorher eine alte Bettlerin da, die eine Gabe heischte? Hat nicht kurz vorher jemand das Pferd so sehr gelobt? Ja, das kann allein die Ursache sein. Das ist ein przyrok, ein urzecenie.

c) Gegen solche übernatürliche Einflüsse ist natürlich Medizin und ärztliche Hilfe machtlos. Dagegen kann nur ebensolcher übernatürlicher Einfluss aufgeboten werden, und das geschieht durch versegnen, zazegnać. Schon mit dem Hemde den betreffenden Menschen, der unter der Wirkung eines przyrok, eines urzecenie leidet, abwischen oder mit den umgekehrten Fingergliedern über den leidenden Körperteil fahren, dürfte eine kleine Linderung bieten. Wirklich wirksam ist nur „zazegnać" versegnen. Befähigt dazu ist alt und jung, Mann und Frau. Natürlich wohnt keinem Menschen unbeschränkte Kraft des Versegnens inne, sondern es hat jeder Einzelne mehr oder minder beschränkte Gebiete, die seinem Einfluss unterthan sind. Wir wollen zunächst sehen, wogegen das Versegnen besonders als Hilfsmittel in Anspruch genommen wird. Eine sehr häufige Augenkrankheit ist łuska (die Schuppe), entsprechend dem deutschen „Blümchen". Da giebt es mehr oder minder in jeder grösseren Gemeinde einen Mann und eine Frau, deren Versegnen bei dieser Augenkrankheit wirksam ist; denn ganz selbstverständlich kann bei jeglichem Versegnen ein Mann nur weiblichen Wesen helfen und umgekehrt. Ebenso wie natürlich die Kunst oder Kraft des Versegnens nur von einem Mann auf eine Frau verpflanzt werden kann und umgekehrt. Eine häufige Viehkrankheit ist der sogen. krok. Da steht das betreffende Tier, meist befällt die Krankheit Schweine, zitternd da, rührt keine Nahrung an, niemand weiss eine Ursache. Das ist nichts anders als der krok, und da ist ja auch nicht weit ein alter Mann, der den Krok versegnen kann. Die Gesichtsrose wird häufig versegnet, die Auszehrung bei kleinen Kindern, allerlei Gliederreissen und Schmerzen u. s. w. Wenn eine Feuersbrunst ausbricht, da ist es auch sehr erwünscht, dass jemand, dessen Versegnen das Feuer zu bannen imstande ist, erscheine und helfe. Die Menschen, welche die Gabe des Versegnens besitzen oder diese Kunst gelernt haben, wenden manchmal auch noch Heilmittel an; so badet eine mir bekannte alte Frau, welche bei der Auszehrung bei Kindern sehr oft in Anspruch genommen wird, diese Kinder in einem von ihr hergerichteten kräftigen Bade, aber die Hauptsache bleibt doch immer das Versegnen. So viel ich habe vernehmen können, sind die Versegnungsformeln Anrufungen Gottes, meist

des dreieinigen Gottes; oft werden auch eigentümliche Operationen mit den Zahlen vorgenommen, z. B. wird von 9—1 drei Mal rückwärts gezählt u. s. w.

d) Der Weichselzopf, kołtun, plica polonica. Ein früher in Oberschlesien sehr verbreitetes Leiden, welches jetzt in der Abnahme begriffen aber noch anzutreffen ist, ist der sogenannte Weichselzopf oder Wichselzopf. Die erste Schreibweise harmoniert mit der medizinischen Bezeichnung plica polonica; denn die Polen wohnen an der Weichsel; dort ist ihre plica zu Hause, und daher ist sie eine plica polonica. Die polnische Bezeichnung aber für das Behaftetsein mit diesem Leiden „zwiła jej się głowa" = „der Kopf hat sich ihr verwickelt" dürfte auch die Schreibweise: „Wichselzopf" für berechtigt erklären. Blosser Schmutz und Vernachlässigung des Kopfes ist die Krankheit nicht, obgleich beide Dinge sicher daran beteiligt sind. Es sind damit am häufigsten Frauen behaftet, welche von der Krankheit vielleicht nach einem langen Wochenbett befallen wurden; indessen habe ich auch Männer gekannt, die daran litten, ja sogar kleine polnische Pferde von drüben haben diese Krankheit. Das Haar verfilzt zu einem unentwirrbaren, unappetitlichen Klumpen, der so aussieht, als ob er ein fester Körper wäre. Man soll ihn ja nicht abschneiden. Dagegen kann natürlich nur ein kräftiges Versegnen helfen.

e) Das Bettnässen und das Heilmittel dagegen. An der sehr unangenehmen Schwäche der Blase, welche das nächtliche Bettnässen verursacht, leiden bekanntlich viele Menschen. Schuld allein an dem Leiden des betreffenden Menschen war seine Pate, welche ihn als Kind zur Taufe trug und auf diesem Wege stehen blieb und ihr Bedürfnis befriedigte. Daher bitten natürlich viele Mütter die Pate, welche das Kind abholt, sie möchte auf keinen Fall mit dem Kinde auf dem Arme ihr Bedürfnis befriedigen, sondern entweder gar nicht stehen bleiben; oder wenigstens, wenn es gar nicht anders ginge, das Kind während dieser Unterbrechung einer andern Pate zum Halten geben. Es giebt übrigens ein ganz sicheres Mittel dagegen. Der betreffende Leidende warte ab, bis einmal ein offenes Grab eines Menschen des andern Geschlechts eine Nacht über vorhanden ist. Er gehe ohne ein Wort zu sprechen in der Nacht an dieses offene Grab, stelle sich davor, segne sich und spreche ein andächtig Vaterunser. Dann aber lasse er (hier wird die Rede unterbrochen durch ein „jak są poczciwi a cnotliwi, etwa: unbeschadet Ihrer Ehrenhaftigkeit") sein Wasser in das offene Grab. Das Mittel hilft unfehlbar.

f) Podciepek (Unterschmeissel), der Wechselbalg. Ist ein Kind ganz merkwürdiger Weise leiblich aus der Art geschlagen, ist es ein elendes zartes Ding mit einem Gesicht vom Mondschein beleuchtet, während die sämtlichen übrigen Kinder stramme Knoten sind mit gebräunten, von Gesundheit strotzenden Gesichtern, so kann das unmöglich mit rechten Dingen zugehn. Da ist das rechte Kind weggenommen worden, weil nicht alles erfüllt wurde, was bei einem solchen kleinen Kinde erfüllt werden muss, und von derselben unheimlichen Macht, den Hexen oder gar dem Teufel, ist ein andres Kind hingeworfen oder hingeschmissen worden, daher podciepek von ciepnąć, ciepać (ganz entsprechend dem deutschen mundartlichen „schmeissen"), das „Unterschmeissel", übrigens ganz dasselbe wie das deutsche „Wechselbalg".

g) Der Ring von drei eisernen Sargnägeln. Es giebt ein bewährtes Mittel gegen Epilepsie. Eine Frau aus meiner Nähe litt lange Jahre an epileptischen Anfällen, gegen die nichts helfen wollte. Da wurde ihr geraten, von drei Nägeln, die aus verschiedenen Särgen, die in der Erde vermodert sind, stammen, sich einen Ring schmieden zu lassen und diesen Ring dann auf dem Ringfinger zu tragen. Es dauerte Jahre, bis es ihr gelang, beim Graben von Gräbern an alten längst verfallenen Grabstellen dreier alter Sargnägel von verschiedenen Särgen habhaft zu werden. Der Schmied schweisste ihr aus diesen drei Nägeln einen Ring — und die Krämpfe, so sagt sie noch heute jedem, „sind weggeblieben, als sie den Ring trug".

Bei meiner Sammlung bin ich sehr vorsichtig und nüchtern verfahren. Ich habe nicht aufgenommen und nicht aufgeführt, was vielleicht hier und da einmal ist ausgeübt worden oder welchem vielleicht dieser oder jener einmal seinem Beifall geschenkt oder zugestimmt hat. Hätte ich das aufgeführt, was manche wirkliche Hexenmeister oder manche alte Weiber thun und glauben, von Aberglauben und albernem Zeug, meine Sammlung wäre viel grösser geworden; aber sie würde nicht das bieten, was mein Aufsatz nach seiner Ueberschrift bieten will, nämlich eine kurze Uebersicht derjenigen besonderen Gebräuche und Anschauungen, welche Oberschlesien, beziehentlich dem Kreuzburger Kreise und seinen ev. Bewohnern eigentümlich sind. Was ich aufgeführt habe, das gehört alles insofern der Gegenwart an, als noch heute die Zahl der Anhänger des betreffenden Gebrauchs oder der Anschauung eine sehr grosse ist, wenn sie auch dank der immer mehr um sich greifenden Durchschnittsbildung der Massen und Germanisierung im Schwinden begriffen sind. Verschwunden und erloschen ist noch keiner der von mir geschilderten Bräuche, keine der von mir vorgetragenen Volksanschauungen. —

# Ein Besuch vor 40 Jahren

bei den Grosseltern in einem Freibauergute des Deichsathales.

Von **Waldemar Walter.**

## VI. Sympathie.

Dass auch der Aberglauben — Sympathie etc. — eine grosse Rolle in dem Hofe der Grosseltern spielte, konnte ich eines Tages gewahren, als sich Grossmutter einen neuen Wäscheschrank, natürlich zweithürig mit Kugelfüssen und hohem Aufsatz, zu den übrigen fünf breiten Schränken in der kleinen Oberkammer anthat. Tapeten oder sonst gemalte Wandmuster konnten infolgedessen erspart werden, da Schrank an Schrank eine ganze Wand einnahm, die andre aber mit himmelhoch getürmten Gast- und Ausstattungsbetten besetzt war. Als der Tischler den eichnen schweren Schrank in den Hausflur neben die Almer gestellt und auseinander genommen hatte, stellte es sich heraus, dass trotzdem die Hälfte des Schrankes nicht über die Treppe nach dem Oberstock getragen werden konnte. Für solche Zwecke wurde der „Schlag" geöffnet — es war dies eine Luke in der Bretterdecke des Hausflur's, durch welche Schränke,

Laden etc. an Strängen und Leinen in die Höhe gezogen wurden; so auch diesmal. —

Bei dieser Gelegenheit nun hiess es später, „dar Kleeknaicht hoot sich Schuada gethon“, weshalb er mittags „nischt ni nunger britte“. Borberruse war alsbald bei der Hand und schickte zur „ahla Ginthern“, die alles mit Sympathie kurierte. „O wie gutt is, doss ihr geschickt hott!“ — waren ihre Auftrittsworte — „a hoot die Verziährige“. Diese musste also vermessen werden, was die Ginthern mit Zwirnfaden, in die sie Knoten knüpfte, dreimal an verschiedenen Freitagen bei abnehmenden Monden that, wobei sie ihren Sympathieverspruch murmelte; jedesmal war die Verziährige zurückgegangen und die Knoten am Faden infolgedessen immer enger aneinander gerückt. — Dem Manne war geholfen!

Eines Tages klagte ich über Magendrücken, und da es grade Weihnachtszeit war, und mir die Mohnsemmel sehr gut gemundet hatte, konnte das Leiden wohl daher kommen, unmöglich vom Pfefferkuchen oder von sonstigen Süssigkeiten, da Grossmutter uns nie solches Genattsche, „wu die Zähne schwarz davon werden“, schenkte. Auch der allgemein Sitte gewordene Christbaum existierte nicht. Grossmutter hatte zu Weihnachten höchstens ein rotreinschnes Kopf- oder Haarband von ihren Eltern erhalten. — „Sittne Sachen“ waren bloss bei den „Grossen“ Mode. —

Nun war also nichts eiligeres zu thun, als die Ginthern zu holen, die denn auch sofort die Diagnose feststellte: „Ach Gott, dar orme Jung' hoot's Harzgespuan“. Drob Schreckensblicke und Zittern bei Grossmutter! Es half also alles nichts — auch ich musste über den Magen vermessen werden, wobei mir strengstens verboten wurde, ja nicht zu lachen, und dran zu glauben. Bei mir schien das Leiden hartnäckig zu sein, denn die Ginthern mass mich mit Kopfschütteln und bedenklicher Miene wohl acht mal, bis ich es satt hatte, da mir das Essen längst wieder mundete. Ob es der Würste und des Kleebruts wegen, welches Grossmutter jedesmal der Ginthern fürs Vermessen spendete, länger mit dem Besserwerden dauerte, weiss ich nicht, — kurz, sie liess sich vom Grossvater 9 Gerstenkörner geben, die sie in einen Blumentopf säte, — und als sie dann unter täglichem Begiessen mit Wasser und Hersagen des Sympathiespruches:

„Ihr sollt wachsen, keimen und gedeihn,
Wie das Leiden soohl vergiehn“,

wuchsen, war auch ich kuriert! Selbstredend wäre ich gestorben, wenn die Körner nicht wuchsen — wenigstens behauptete es die Ginthern.

Diese Frau konnte überhaupt alles: Rose versprechen, Hühnerwurzeln, Reissen auch beim Vieh versprechen; immer fing sie zu murmeln an: „Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes befehle ich dir, wie du entstanden bist, wieder zu vergehen“. Dabei wurde der Faden, resp. der Knoten dreimal übers Kreuz gedrückt. — Auch hörte ich einmal die Formel: „Du sollst bleiben, bis Maria einen andern Sohn gebiert“. Das eine mal war die Ginthern in ein andres Gut bestellt worden, wo eine junge Kuh, die ihr erstes Kalb gehabt hatte, sich nicht melken liess. Nichts leichter als dieses Uebel zu heben! Sie kroch unter den Backofen, der in den meisten Bauernwohnhäusern hintenhinaus gebaut war, holte sich eine Ofenkrücke, setzte sich drauf und ritt wie auf einem Pferde dreimal um den Hof in den Stall, wo die Kuh stand, strich mit

dem Krückenstiel der Kuh unter den Bauch und goss später, nachdem sie die Kuh gemolken hatte, die Milch in die vier Winkel des Stalles. Was sie dabei sagte, bekam ich nicht zu hören, aber später liess sich die Kuh auch von andren Mägden melken! „Ja!“ sagte sie, „heute glaubt eben die Welt nichts mehr, darum hilft's auch nicht“. Als ich vorlaut sagte: „Ihr könnt hexen“, kam ich schön an: Sie sei keine Hexe, aber die Lehmknaatersch-Ruse sei eine Hexe. Erstens hätte die rote Augen, und zweitens besitze sie das 6. und 7. Buch Moses, worin sie rückwärts lesen könnte. Das einmal hätte sie es von vorn gelesen, da seien so viel Schwarzkrähen geflogen gekommen, dass die Wiese vor ihrem Hause schwarz gewesen sei; endlich habe sie ihren Fehler bemerkt und wieder von hinten gelesen, da seien die Krähen und Raben mit Ach und Weh übers Dorf geflogen. Sie aber — die Ginthern — habe kein Buch, sondern ihre Sympathiemittel habe sie schon von ihrer Grossmutter überliefert bekommen zum Heil der Menschen. Das alte Weibsbild aber, die Ruse, sei sogar so schlecht, dass sie das einemal in X., wo sie habe Paten stehn sollen, eine andre Frau, die sie als eine ihresgleichen erkannt, aufgefordert habe, mit ihr hinter den Hof zu gehen, wo sie dann gesagt habe: „Du! — wull'n mir duas Kind lussen a Albla (Alp), a Hexla oder a Balgla war'n?“ Sofort hätte die andre eingestimmt, und durch Besprechen der Patenbriefe mit Zaubersprüchen wäre auch richtig aus dem Kinde später ein Wechselbalg geworden, das ist ein Idiot.

Nebenbei bemerke ich, dass der Glauben an das 6. und 7. Buch Moses noch heute ganz gemein ist; nur soll es noch in so seltenen Exemplaren zu haben sein, dass in ganz Schlesien höchstens zwei echte Bücher zu finden sind. (Fortsetzung folgt.)

## Zum Aufsuchen Ertrunkener durch Brot.

Zu den Ausführungen in Mitt. IX 21 ff. u. 53 sind weitere Belege bei F. Liebrecht, Zur Volkskunde S. 344 zu finden. Liebrecht verweist zunächst auf Wuttke S. 371, wo Belege aus der Oberpfalz (man wirft ein Brot, auf dem der Name des Ertrunkenen steht, ins Wasser) und aus Böhmen (neugebackenes Brot mit angezündeter geweihter Wachskerze) gegeben sind. Ferner citiert L. eine Stelle der Zimmerischen Chronik (2, 405): „darnach befand sich in der St. Georgenkirche zu Weiler eine hölzerne Scheibe, welche, an dem Orte wo jemand ertrunken war, in die Donau geworfen, bis an den Ort schwamm, wo sich der Leichnam befand, und dort stillstehend sich im Kreise herumdrehte; ‚man sagt auch, es sollen deren Scheiben noch mehr an der Tonau sein, die ain gleichförmige chraft haben, sonderlichen oder bei deren Kirchen, so in der des lieben hailigen ritters S. Jörgen seien geweiht‘“. — Die S. 53 aufgeworfene Frage, ob der von den Mississipi-Gegenden bezeugte Glaube durch deutsche Einwanderer hingebracht worden sei, entscheidet sich in negativem Sinne durch die ausserdeutschen Belege bei Liebrecht. Sowohl mit Quecksilber gefülltes Brot als auch Brot mit einem brennenden Licht werden zu gleichem Zwecke in England verwendet, letzteres auch in der Bretagne. Aus einem Aufsatze „Mode of discovering the bodies of the drowned“

(Frehlose, Choice Notes from Notes and Queries, London 1859) führt Liebrecht auch an, es sei Glaube der nordamerikanischen Indianer, wenn man einen Span Cedernholz ins Wasser werfe, so bleibe er über der Stelle, wo der Ertrunkene liegt, stehen und drehe sich herum. —

Als Parallele sei hier noch auf den norwegischen Glauben verwiesen (Liebrecht S. 332): „kann man die Leiche eines Ertrunkenen nicht auffinden, so rudert man mit einem Hahn im Kahne umher, der dann gerade über der Stelle, wo der Tote liegt, zu krähen anfängt". Jiriczek.

Zu den Bemerkungen über das Aufsuchen eines Ertrunkenen durch schwimmendes Brot (Mitt. IX, 21 und 53) sei noch auf folgende Quellen hingewiesen, die ebenfalls von diesem Brauch berichten: Am Urquell IV (1893) S. 53 bezeugt ihn aus Siebenbürgen, Der Urquell N. F. I (1897) S. 178 aus dem Berglande Mährens; Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube, erwähnt verschiedene Formen davon unter Nr. 371 und 175, ebenso E. H. Meyer im Badischen Volksleben S. 507, wo auch Belege aus früheren Zeiten sich finden. Ein Zeugnis aus dem Aberglauben der Bretonen, das genau mit den deutschen Formen übereinstimmt — ausgehöhltes Schwarzbrot mit angezündeter Kerze —, bringt Mühlan in den „Beiträgen zur romanischen und englischen Philologie, dem X. deutschen Neuphilologentage überreicht von dem Verein akademisch gebildeter Lehrer der neueren Sprachen in Breslau" Breslau 1902 S. 83. Bemerkenswert ist dabei die christliche Schlusswendung: „Der Finger des barmherzigen Gottes wird das schwimmende Brot an die Stelle führen, wo der Leichnam liegt; man wird ihn auffinden und in hl. Erde begraben können". H. Jantzen.

Auch in der Schweiz herrscht der Aberglaube, dass Ertrunkene *mit* Hilfe von Brot aufgefunden werden können. Nur ist es hier nicht ein beliebiges, sondern das am Agathentage geweihte Brot (sog. „Agathenbrot"), welches diese Wirkung hervorbringt.

Im Jahre 1877 soll in Graubünden der Versuch gemacht und mit Erfolg gekrönt worden sein. Prof. Dr. E. Hoffmann-Krayer, Basel.

---

# Robert Cogho †.

Am 22. Juni d. J. ist zu Warmbrunn ein Mann heimgegangen, dessen Scheiden für die Schlesische Gesellschaft für Volkskunde einen herben, im wahren Sinne des Wortes unersetzlichen Verlust bedeutet, der königliche Hauptmann a. D. Robert Cogho.

Wir entnehmen einer Rede, welche der Vorsitzende der Ortsgruppe Warmbrunn unserer Gesellschaft Herr Bibliothekar Dr. Nentwig bei Gelegenheit einer Gedächtnisfeier für den Verstorbenen gehalten und uns jetzt zur Verfügung gestellt hat, folgende Daten über den Lebensgang des Verewigten. Robert Cogho war am 16. Oktober 1835 zu Hermsdorf u. K. geboren, wo sein Vater, der Justizrat Cogho, als Patrimonialrichter in Gräflich Schaffgotsch'schen Diensten seines Amtes waltete. Zuerst durch die katholische Schule in Hermsdorf, später durch Hauslehrer vorgebildet, verriet Cogho schon in früher Jugendzeit die sinnige poetische Neigung und das kräftige Vaterlandsgefühl, die ihn bis zu seinem Tode ausge-

zeichnet haben. Von entscheidender Bedeutung für sein ganzes Leben wurde das Jahr 1848. Die politischen Vorgänge jener bewegten Zeit hatten das Herz des Knaben mächtig ergriffen, und von dem glühenden Wunsche beseelt, dereinst als Soldat das bedrohte Vaterland gegen innere und äussere Feinde schützen zu helfen, hatte er nach der Melodie „Ich bin ein Preusse“ ein Lied gedichtet, in welchem die Sehnsucht seiner wackeren Kinderseele überraschend kräftigen Ausdruck fand. Dieses Lied wurde dem Grafen Emmo Schaffgotsch und durch diesen dem König Friedrich Wilhelm IV. bekannt, der, der Neigung das jungen Dichters gemäss, dessen Aufnahme in die Ritterakademie zu Liegnitz befahl. Cogho wurde trotz seiner bürgerlichen Herkunft aufgenommen, durchlief die Klassen der Akademie und verliess 1854 die Anstalt, um als Offizier-Avantageur in das Garde-Pionierbataillon einzutreten. Später stand er als Offizier bei dem 5. Pionier-Bataillon in den Garnisonen Glogau, Neisse, Glatz und Pillau und nahm im Kriege von 1866 als Premierleutnant an den Schlachten bei Nachod, Skalitz und Königgrätz teil. Nachdem er während des französischen Krieges mit einer Pionier-Compagnie in Strassburg thätig gewesen war, kehrte er als Hauptmann und Fortificationsoffizier nach seiner Garnison Pillau zurück. Sein Gesundheitszustand, der durch die vielen Strapazen des Dienstes sehr gelitten hatte, nötigte Cogho, um seinen Abschied zu bitten. Er ging nach Glogau, wo er einige Jahre als unbesoldeter Stadtrat wirkte, und zog sich später nach Warmbrunn zurück, wo er die letzten zwanzig Jahre seines Lebens in der alten eine neue Heimat gefunden hat.

Cogho war ein Mann von vielseitigem Wissen, reicher Erfahrung und so grosser Begeisterung für alle guten und edlen Dinge, dass die ausserordentlich rege gemeinnützige Thätigkeit, die er in Warmbrunn entwickelt hat, jedem, der ihn kannte, selbstverständlich erschien. Eine ganze Reihe von Vereinen und Gesellschaften, in denen er selbstlos und fördernd, immer als der ersten einer, mitgearbeitet hat, klagen um ihn. Unter allen aber wird die Gesellschaft für Volkskunde ihn am schwersten vermissen. Cogho gehörte zu den wenigen, die bereits vor der Gründung der Gesellschaft auf dem Gebiete der schlesischen Volkskunde eifrig gesammelt und gearbeitet haben, und als die Gesellschaft im Sommer 1894 ins Leben trat, schloss er sich ihr sofort mit Begeisterung an und ist ihr treu geblieben bis zuletzt. Als treuer Sohn seiner Berge hatte er für das reich entwickelte Volkstum seiner Heimat in all seinen Gestaltungen nicht nur ein ungewöhnlich lebhaftes Interesse, sondern auch das tiefgehende Verständnis, das nur aus dem Gefühl der innigen Gemeinschaft mit seinen Heimatsgenossen hervorgehen kann. Darin liegt wohl auch das Geheimnis seines Erfolges. Coghos Bedeutung für die schlesische Volkskunde beruht auf seiner rastlosen und ungemein ertragreichen Thätigkeit als Sammler. Kaum irgend eine Seite der volkstümlichen Ueberlieferungen ist ihm dabei entgangen. Wie er Lieder und Sagen und andere wertvolle Traditionen der verschiedensten Art in grosser Zahl, was anderen nur schwer gelingt, unmittelbar aus dem Volksmunde zu sammeln verstand, so wusste er auch mit unerreichter Geschicklichkeit alte und neue volkstümliche Drucke, handschriftliche Sammlungen von poetischen oder prosaischen Volksüberlieferungen, die schon äusserlich die unverkennbaren Spuren eifrigen,

generationenlangen Gebrauches an sich tragen, bildliche Darstellungen und vieles andere aufzuspüren und vor dem drohenden Untergange zu retten. Ein grosser Teil dieser wertvollen Schätze, die sein Forschersinn und unermüdeter Fleiss zusammengebracht haben, ruht im Archiv unserer Gesellschaft und harrt hier der wissenschaftlichen Bearbeitung für die Bände von „Schlesiens volkstümlichen Ueberlieferungen"; ein anderer Teil gehört seinem Nachlasse an und wird, wie wir hoffen, der Wissenschaft gleichfalls erhalten werden. Nur selten entschloss sich Cogho dazu, einzelne wertvolle Stücke seiner Sammlungen selbst zu veröffentlichen; umso häufiger aber musste, wie ein Blick in unsere „Mitteilungen" lehrt, sein Name genannt werden, wenn es galt, über wichtige Eingänge zu unsern Sammlungen zu berichten oder manche Einzelgebiete der schlesischen Volkskunde zu behandeln, die erst durch seine Funde wirklich erschlossen wurden. Ganz besondere Verdienste hat Cogho sich um die Kenntnis und Wiederbelebung älterer schlesischer Volksbräuche erworben. Er ist der Schöpfer der „Hainer Spinnabende", die seit einer Reihe von Jahren allen Freunden volkstümlicher Sitte ein reizvolles Stück alten, absterbenden Volkslebens zur Darstellung gebracht haben.

Mit Cogho verliert die Gesellschaft für Schlesische Volkskunde einen Mitarbeiter und Mitforscher von einziger Art; aber auch als Mensch stand er uns und allen, die ihn kannten, nahe wie wenige. Und wie sein Name in der Geschichte der schlesischen Volkskunde, der er lange Jahre treuer, hingebender Arbeit gewidmet hat, niemals vergessen werden kann, so werden wir auch der Herzensgüte des bescheidenen und selbstlosen, immer liebenswürdigen und trotz aller Bitternisse, die das Leben ihm nicht erspart hatte, immer heiteren Freundes allzeit dankbar gedenken. M. Hippe.

# Anzeigen.

Der Gründer unserer Gesellschaft, unser bisheriger Vorsitzender Herr Professor **Dr. Friedrich Vogt,** hat infolge seiner Berufung an die Universität Marburg i. H. sein Vorstandsamt niedergelegt. An seiner Statt hat der Vorstand in einer Sitzung am 21. Oktober mit Stimmeneinheit seinen Amtsnachfolger Herrn Universitäts-Professor **Dr. Theodor Siebs** zum Vorsitzenden gewählt.

Alle Beiträge zu den Sammlungen, sowie alle die Redaktion der „Mitteilungen" betreffenden Sendungen bitten wir daher künftig an Herrn Universitäts-Professor **Dr. Th. Siebs,** Breslau XIII, Hohenzollernstr. 53, zu richten.

Anmeldungen zur Mitgliedschaft wolle man an den Herrn Schatzmeister Kgl. Hofkunsthändler Bruno Richter, Breslau, Schweidnitzerstr. 8, richten; für die Einwohner von Breslau beträgt der Jahresbeitrag 3 Mark, für Auswärtige 2 Mark. Jedes Mitglied der Gesellschaft erhält die „Mitteilungen" nummerweise sogleich nach dem Erscheinen unentgeltlich zugesandt. Um eine regelmässige Zustellung zu ermöglichen, sind Adressenveränderungen sogleich dem Herrn Schriftführer Bibliothekar Dr. Hippe, Breslau, Opitzstr. 3, anzuzeigen.

Die **November**-Sitzung musste ausnahmsweise auf Freitag, den 21., anberaumt werden. Die Tagesordnung lautete: 1. Einführung des neuen Vorsitzenden. 2. Vortrag des Herrn Universitäts-Professors Dr. Siebs: Zur vergleichenden Betrachtung volkstümlichen Brauches.

Mit dieser Nummer schliesst der Jahrgang 1902 (Heft IX).

Schluss der Redaktion: 12. November 1902.

Buchdruckerei Maretzke & Märtin, Trebnitz i. Schles.

# Mitteilungen

der

## Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde

herausgegeben

von

**Th. Siebs.**

Jahrgang 1903. **Breslau.** Heft X. № 1 u. 2.



# Zur vergleichenden Betrachtung volkstümlichen Brauches: der Kuss.

Vortrag bei Uebernahme des Vorsitzes der Gesellschaft.

Im Namen des Gesamtvorstandes unserer Gesellschaft haben Sie, hochgeehrter Herr Geheimrat Nehring, zur Einführung gütige und ermunternde Worte an mich gerichtet. Ihnen, dem wir so vieles danken als einer Autorität auf dem für uns sehr bedeutsamen Gebiete der slavischen Volkskunde, und zugleich den anderen Herren des Vorstandes, die Sie mich zum Vorsitzenden gewählt und mir damit den wichtigsten Teil der wissenschaftlichen Leitung anvertraut haben, gilt mein aufrichtiger Dank für das grosse Vertrauen, das Sie mir dadurch bekundet; ja Ihnen allen, die Sie mir als Mitglieder ein solches entgegenbringen, fühle ich mich verpflichtet. Ich kenne vom schlesischen Land und Volk bis jetzt wenig, und Sie setzen mich an die Stelle eines Mannes, der Jahre lang in aufopfernder Arbeit sein reiches Wissen und seinen grossen Fleiss der schlesischen Volkskunde geweiht hat. Ihm, dem Schöpfer und Förderer unserer Gesellschaft, der uns auch in der Ferne ein treuer Freund und Berater sein wird; ferner Ihnen, die Sie mir Ihr Vertrauen schenken; vor allem aber der wissenschaftlichen Sache der Volkskunde glaube ich es schuldig zu sein, dass ich meine Kraft an diese gute Aufgabe setze. Doch ich muss bitten, einstweilen Nachsicht mit mir zu üben. Was ich in den drei Jahren, die ich einst in Breslau gelebt, zur schlesischen Volkskunde gelernt habe, beschränkt sich auf die Mitteilungen Karl Weinholds in Vorlesungen und im persönlichen Verkehr; seitdem habe ich mich hauptsächlich durch die „Mitteilungen“ unserer Gesellschaft, deren Mitglied ich von ihrem Bestehen an war, unterrichtet; und so ist alles, was ich Ihnen vorerst bieten kann, einige methodische und praktische Erfahrung in der volkskundlichen Arbeit, soweit ich sie in nordwestlichen Gebieten Deutschlands gewonnen habe, und der gute Wille und das Streben, diese Erfahrung für unsere Provinz Schlesien fruchtbar zu machen und zu erweitern.

Dass in der schlesischen Volkskunde noch viele Arbeit unser wartet, das wissen Sie und haben es wieder und wieder an dieser Stelle betonen hören. Manches zwar ist schon geschaffen worden, ich darf Sie nur auf die Sammlung der schlesischen Weihnachtspiele hinweisen, auf den soeben vollendeten ersten Teil schlesischer Sitten und Bräuche, auf mehrere kleinere grammatische Darstellungen schlesischer Mundarten. Aber weit grössere Arbeit steht noch bevor. Vor allem gilt es, reiche lexikalische Schätze zu heben, auf dass wir hinter anderen Gauen des Deutschen Reiches und hinter dem Auslande nicht zurückbleiben; das wertvolle mundartliche Material, das uns Weinhold hinterlassen hat, muss — durch andere Sammlungen vermehrt, durch eignes Zutun ergänzt und nachgeprüft — ein Wörterbuch der schlesischen Mundart ergeben, und darum sind wir für jede Mitteilung eigenartiger Worte und Wendungen dankbar. Die in Schlesien lebenden Märchen werden in nicht ferner Zeit in den „volkstümlichen Ueberlieferungen“ erscheinen; die trefflichen Sammlungen von Volksliedern, die wir besitzen, harren der Bearbeitung; und was an Sagen und Sitten, an Sprichwörtern und Rätseln, an Namen und Redensarten und sonstigem noch zu sammeln und zu verarbeiten ist, darüber ist in unserer Gesellschaft oft gesprochen worden, und noch oft werden wir davon reden müssen. Nur wo viele eifrig beobachten und sich auch das Kleine, was ihnen auffällt, nicht so wertlos dünken lassen, dass es nicht mit vielem anderen zum Ganzen wirken könnte, erst da gewinnen wir den reichen sicheren Stoff, der beachtenswerte Erscheinungen des Volkslebens festzulegen und sie zeitlich und örtlich zu begrenzen erlaubt. Und so richte ich zu Beginn meiner Wirksamkeit nicht nur an Sie, die Sie aus unserer Stadt sich hier versammelt haben, sondern auch an unsere Freunde in der Provinz und darüber hinaus die dringende Bitte, unserer Sache durch werkfreudige Mitarbeit zu dienen, den von uns herausgegebenen „Mitteilungen“ und anderen Veröffentlichungen gebende und empfangende Teilnahme zu beweisen. Ganz besonders aber bitten wir jeden der Herren Geistlichen und Lehrer, die doch mit gross und klein in Land und Stadt täglich den engsten Verkehr pflegen, auf alle Eigenart des Volkslebens ein wachsames Auge zu haben und sich es nicht der geringen Mühe verdriessen zu lassen, etwaige Besonderheiten aufzuzeichnen und uns mitzuteilen; die ausführlichen Fragebogen, die wir jetzt wieder versenden, werden die wichtigsten Dinge erwähnen, auf die es uns ankommt. Mögen alle in jeder Hinsicht mit mir dahin wirken, dass wir zu reichen und sicheren Ergebnissen gelangen, auf dass wir hier in Schlesien nicht zurückbleiben hinter den anderen Provinzen und Ländern, in denen die Pflege der Volkskunde wächst und blüht; dann wird unser Freund und Führer Vogt mit Freude aus dem eifrig strebenden Hessenlande auf sein Werk und unsere Arbeit schauen.

Diese unsere Tätigkeit nun kann eine zwiefache sein: einmal die Herbeischaffung volkskundlichen Stoffes, anderseits die wissenschaftliche Verarbeitung desselben. Die eine Art der Arbeit steht keineswegs der anderen an Bedeutung nach, vielmehr ist fleissiges Sammeln die Vorbedingung aller wissenschaftlichen Verwertung! Es will aber nicht nur eifrig, sondern auch systematisch betrieben sein, das heisst es genügt keineswegs immer, eine Erscheinung des Volkslebens hier und dort fest-

zustellen und etwaige Abweichungen zu beschreiben, sondern in vielen Fällen ist es wünschenswert oder gar notwendig, dass die betreffende Erscheinung vollständig durch ein grösseres geographisches Gebiet oder durch grössere zeitliche Perioden verfolgt werde. Aus solchem erschöpfenden Material vermag dann der wissenschaftliche Verarbeiter ein anschauliches Bild der Verbreitung und Entwicklung dieser Erscheinung zu gestalten. Gerade die vergleichende Betrachtung volkstümlichen Brauches, wie er sich mit mancherlei kleineren oder grösseren Abweichungen über viele und weite Gebiete, ja über die Welt erstreckt und durch Jahrhunderte oder Jahrtausende fortgepflanzt hat, kann bisweilen die besten kulturgeschichtlichen Stützen gewinnen durch ein vollständiges aus den Provinzen zusammengetragenes volkskundliches Material. Und zum Beweise hierfür möchte ich einen volkstümlichen Brauch vergleichend betrachten, der uns allen sehr vertraut und lieb und wertvoll ist: mit ihm werden wir beim Eintritt ins Licht der Welt begrüsst, wir üben ihn unendlich oft im Leben mit wechselndem Gefühl, und für manch einen wird er die letzte Gabe des Lebens — **der Kuss.** Sonderbarerweise ist dieser reiche, vielseitige und lockende Stoff meines Wissens in neuerer Zeit von niemand zusammenhängend und übersichtlich dargestellt worden [1]), bis im Jahre 1897 der bekannte dänische Gelehrte Kristoffer Nyrop eine geistvolle kulturgeschichtliche Skizze „kysset og dets historie“ herausgab. Leider ist mir dieser Titel spät und das Werk selbst trotz aller Bemühungen noch viel später — erst durch die Güte des Herrn Verfassers — zugängig geworden, als ich meine Arbeit fast abgeschlossen hatte; wenngleich ich nun sah, dass ich manche Mühe vergeblich aufgewandt hatte, und vieles getrost streichen konnte, so lagen doch meine wesentlichsten Betrachtungen auf ganz anderem Gebiete: Nyrop legt einerseits auf die allgemein-völkerkundliche, anderseits auf die literarisch-kulturgeschichtliche Betrachtung das Hauptgewicht, während ich in erster Linie eine Studie zur deutschen Volkskunde bieten will und das Fernerliegende nur in ihren Dienst stelle, wo es zur Vergleichung oder zur geschichtlichen Erklärung nötig ist.

Sicherlich ist der Kuss häufig genug, dass er eine liebevolle Behandlung verdient; aber ist er nicht vielleicht allzu häufig, zu selbstverständlich, als dass ihm die vergleichende Volkskunde noch etwas abgewinnen könnte? Die Bewegungen des Menschen, z. B. das Gehen oder Laufen, betrachten wir doch nicht volkskundlich, sondern höchstens physiologisch; und so könnte man den Kuss als eine Kontraktion der Lippenmuskeln oder — lautphysiologisch — als „bilabialen Reibelaut mit Inspiration“ bezeichnen [2]) und von aller psychologischen Betrachtung ab-

[1]) Aus älterer Zeit gibt es mancherlei Schriften, namentlich aus dem 17. Jahrhundert, z. B. Herrenschmid, osculologia 1630; verschiedene Arbeiten „de osculis“ u. a. m., vgl. unten S. 18.

[2]) Eine etwas andere Art des Kusses scheint gemeint zu sein, wenn ein neuerer Dichter in einer „Lautphysiologischen Studie“ singt:

„Die Lippen, Mädchen, wollst du längen
Und reichen mir dies Ansatzrohr;
Alsdann soll brechen aus dem engen
Ein explosiver Schall hervor.

Ich — wissenschaftlich dies zu deuten —
Nenn's Bilabialverschlusslaut, Schatz;
Doch leider heisst er bei den Leuten
Ganz oberflächlich meist ein Schmatz“.

Sk. Aus der Liedermappe eines Sprachvergleichers.

sehen, da das Küssen eine der Menschheit angeborene Tätigkeit sei. Das nahm Steele an, indem er sagte „nature was its author, and it began with the first courtship"; und wäre wirklich der Kuss mit dem ersten Liebeswerben da gewesen, so wäre daran nicht viel zu vergleichen. Aber die Sache liegt anders. Darwin hat eine Reihe von Zeugnissen dafür zusammengestellt, dass manche Völker den Kuss nicht kennen: die Feuerländer, die Neuseeländer, die Eingeborenen von Tahiti, die Papuas, die Somalis in Afrika, die Eskimos. Bei anderen Völkern wieder, z. B. bei gewissen finnischen Stämmen, gilt er für ungehörig; der bekannte E. B. Tylor erzählt, eine Familie habe ihn auf seine Aeusserung, dass in England Mann und Frau sich küssten, geantwortet, wenn ihr Mann das probierte, so würde er mindestens eine Woche darunter zu leiden haben [1]). Bisweilen wird auch aus dem Altertum ein Zeugnis dafür geltend gemacht, dass bei den Numidern das Küssen nicht üblich gewesen sei: Valerius Maximus erzählt als Merkwürdigkeit, dass die numidischen Könige nicht küssten; für das Volk aber ist hieraus gerade das Gegenteil zu schliessen [2]). Die Völker, die den Kuss nicht kennen, haben statt seiner zumeist andere Sitten, um mit der geliebten Person in nahe Berührung zu kommen: sie ersetzen den Kuss, indem sie die Nasen an einander reiben oder drücken — so die Neuseeländer und Lappländer, afrikanische Negerstämme und auch die Malayen, weswegen man das auch einen malayischen Kuss nennt; andere, indem sie die Arme, Brust oder Bauch klopfen und reiben; bei noch anderen Völkern streichelt man das eigne Gesicht mit den Händen oder den Füssen des andern, oder man pflegt zum Zeichen der Zuneigung auf verschiedene Teile des Körpers zu blasen. Inwieweit alle diese Bräuche es nur auf die körperliche Berührung absehen oder aber, wie das Nasenreiben und der Kuss, zugleich auf den Geruchsinn wirken, ist nicht zu sagen. Vielleicht ist beachtenswert, dass das arabische Wort für „küssen" von einigen mit dem Worte für „riechen" in etymologische Verbindung gebracht wird [3]), und dass wir einige germanische Ausdrücke für den Kuss kennen, die sehr eng mit dem Worte „schmecken" zusammenhängen, das bekanntlich in älterer Zeit und (in grossen Gebieten, namentlich oberdeutschen) heute noch „riechen" bedeutet [4]). Für das Beriechen als Lieb-

[1]) Darwin in seinem berühmten Werke „über die Gemütsempfindungen bei Menschen und Tieren" S. 196 (Gesamtausg.) gibt weitere Literatur an, vor allem Steele, Lubbock, Tylor.

[2]) C. Sittl, Die Gebärden der Griechen und Römer. Leipzig 1890, S. 79.

[3]) Zu dieser Sache teilt mir Herr Kollege Brockelmann freundlichst folgendes mit: S. Fränkel hat die gegen die Lautgesetze verstossende Annahme Lagardes bekämpft, dass hebr. aram. nšq „küssen" = arab. nšq „riechen" sei (was Barth durch die gleichfalls lautlich unmögliche Gleichung arab. *šamma* = äthiop. *sa'ama* zu stützen suchte). Fränkel sagt, gegen die Bedeutungsentwicklung sei nichts einzuwenden, und vergleicht (Oesterr. Monatsber. f. d. Orient 1889 S. 145) arab. *faġame*, das „riechen" und „küssen" bedeutet. Bezeugt ist sicher die Bedeutung „stark duften", und ferner weist das Part. pass. *mâfġûm* „wohlriechend" auf eine aktive Bedeutung „riechen" zurück. Nicht belegen lässt sich eine von dem weit späteren und weit weniger zuverlässigen Fîrûzâbâdî angegebene Bedeutung *faġama* „saugen" (vom Böckchen); diese würde an *laþama* und *raffa* „saugen" und „küssen" ihre Analogie haben. Aber auch „saugen" und „riechen" werden in semasiologischem Zusammenhange stehen.

[4]) Herr Kollege Zacher macht mich auf die Stelle des entzückenden Liedes aufmerksam, wo Walther von der Vogelweide im Wortspiele die Geliebte bittet, sie möge ihn mit ihrem balsamduftenden (balsamschmeckenden) Küssen (cussinus = osculari) er-

kosung ist eine Stelle aus der Bibel (1. Mos. 27, 26) bezeichnend: „Und Isaak, sein Vater, sprach zu ihm: Komm her und küsse mich mein Sohn. Er trat hinzu und küssete ihn. Da roch er den Geruch seiner Kleider und segnete ihn und sprach: Siehe der Geruch meines Sohnes ist wie ein Geruch des Feldes, das der Herr gesegnet hat“. Weit poetischer freilich erscheint uns heute eine griechische Erklärung des Kusses, die in einem platonischen Epigramm gegeben wird: wie die Seele ein Hauch ist, so fliessen in dem Hauche des Kusses die Seelen in einander — dieser Gedanke, der in der griechischen und römischen Dichtung öfters wiederholt wird, soll auffälligerweise bei den Malayen auch zur Deutung des Nasenkusses vorkommen [1]).

Mit mehreren dieser Betrachtungen haben wir unsere Kreise schon enger gezogen. Wir wollen hier in unserer Gesellschaft für Volkskunde nicht sowohl die mit dem Beischmack des Exotischen behaftete Völkerkunde als vielmehr näherliegende Interessen pflegen: so kommt es uns hier vor allem auf die indogermanischen Kulturvölker Europas an. Aber auch auf den jüdischen Brauch müssen wir grosses Gewicht legen, denn er ist von höchstem Einflusse auf das Abendland gewesen. Im alten Testamente finden wir fast alle die zahlreichen Verwendungen des Kusses, die für das Mittelalter und die Neuzeit beachtenswert sind; und auf die Gefahr pedantisch zu erscheinen, geben wir Zeugnisse für die verschiedenen Arten, um damit zugleich eine gute Uebersicht zu gewinnen (vgl. J. Hamburger, Realencyklopaedie des Judentums, Leipzig 1896, I, 685; auch verdanke ich mehrere Hinweise der Güte des Herrn Kollegen S. Fränkel). Der Kuss der Liebenden wird erwähnt, wenn es im Hohenlied Sal. 1, 2 heisst: „er küsse mich mit dem Kuss seines Mundes, denn deine Liebe ist lieblicher denn Wein“; auch im unzüchtigen Sinne als Kuss der Verführung in den Sprüchen Sal. 7, 13. Sehr oft ist vom Kusse zwischen Verwandten die Rede: Jakob küsst Rahel als seine Base (1. Mos. 29, 11. 13), Laban den Jakob zum Grusse als seinen Neffen; Jakob küsst seine Enkel, die Söhne Josephs, und Joseph küsst seinen toten Vater (1. Mos. 48, 10. 50, 1); mit Verneigung und Kuss grüsst Moses seinen Schwiegervater Jethro (2. Mos. 18, 17). Ein Symbol der Freundschaft ist der Kuss, den Jonathan und David einander geben (1. Sam. 20, 41); der erheuchelten Freundschaft, wenn Joab den Amasa beim Barte fasst, um ihn zu küssen — er tut es mit den Worten: „Friede sei mit Dir, mein Bruder“ und stösst ihm das heimlich gehaltene Schwert in den Leib (2. Sam. 20, 9); auch der Kuss, den Judas dem Jesus gibt, ist wohl gedacht als Zeichen freundschaftlicher Begrüssung. Der zur Besieglung

---

freuen. Die Strophe ist auch deswegen beachtenswert, weil sie den hübschen scherzenden Gedanken von der Rückgabe des Kusses (vgl. unten S. 17) in reizender Form enthält:

Si hât ein küssen, daz ist rôt:
gewünne ich daz für mînen munt,
so stüende ich ûf ûz dirre nôt
und wære ouch iemer mê gesunt.
Dem si daz an sîn wengel legt,
der wonet dâ gerne nâhen bî:
ez smecket, sô manz iender regt,
alsam ez allez balsme sî.
daz sol si lîhen mir:
swie dicke sô siz wider wil, sô gibe ichz ir.

[1]) Vgl. Sittl a. a. O. S. 36. Plat. ep. 1 (Antholog. 5, 78). *τὴν ψυχὴν, Ἀγάθωνα φιλῶν, ἐπὶ χείλεσιν εἶχον· ἦλθε γὰρ ἡ τλήμων ὡς διαβησομένη.* In ähnlichem Sinne bei Theokrit (36. Idyll) *αἴθ' αὐτὰν δυνάμαν καὶ τὰν ψυχὰν ἐπιβάλλειν* „wenn ich doch die Seele selbst mit dazugeben könnte“.

der Freundschaft gegebene Kuss wird zum Symbol des Friedens und der Versöhnung: Esau küsst den Jakob zum Zeichen des Friedens, und so auch David den Absalom (2. Sam. 14, 33). Der Freundschaftskuss kann auch ein Sinnbild der Herablassung sein, wie denn Absalom (2. Sam. 15, 5) alle die küsst, welche sich anbetend seinem Richterstuhle nähern. Aber auch als Zeichen der Verehrung wird der Kuss gegeben, freilich zumeist nicht wie sonst auf Angesicht, Hals, Augen oder Bart, sondern es werden Hand, Fuss oder Knie geküsst, auch wohl der Saum des Kleides oder gar die Erde, die der Fuss betrat. So heisst es Sirach 29, 5 „er küsset einem die Hand, dieweil man ihm leihet, und redet so demütig um des Nächsten Geld“; im Hause des Pharisäers küsst das Weib die Füsse Jesu; und Jesaia 49, 23 wird gesagt: „sie werden vor Dir niederfallen zur Erde auf das Angesicht und Deiner Füsse Staub lecken“. Auch wird das Göttliche so verehrt, wie ja bei den Arabern der Kuss des Steines als Kulthandlung bezeugt ist. So heisst es vom Baaldienst (1. Kön. 19, 18): „alle Knie, die sich nicht gebeugt haben vor Baal, und allen Mund, der ihn nicht geküsst hat“ und Hosea 13, 2 „wer die Kälber küssen will, der soll Menschen opfern“. In Bezug auf diese Stelle ward später den Reformirten nachgesagt, dass sie die Katzen küssten; schon im 12. Jahrhundert ward den Ketzern schuld gegeben, sie küssten die Katzen, das Tier des Teufels, und das mag wieder in einer falschen Deutung des Wortes Ketzer = griech. *καθαρός* seinen Grund haben. — Schwer ist es zu entscheiden, ob der Kuss, der den Königen nach der Salbung gegeben wird, als Zeichen der Verehrung und Huldigung aufzufassen ist, oder ob mit ihm der Salbende als Vertreter Gottes den König symbolisch in eine engere Gemeinschaft aufnehmen will. Nach 1. Sam. 10, 1 „nahm Samuel ein Oelglas und goss auf sein (Sauls) Haupt und küssete ihn und sprach: siehest Du, dass Dich der Herr zum Fürsten über sein Erbteil gesalbet hat?“ Mir scheint hier eher die Verehrung und Huldigung beabsichtigt zu sein. Anderseits auch gibt der König seinen Untertanen den Gnadenkuss, wie David dem Barsillai (2. Sam. 19, 39).

Alle diese Arten, den Kuss der Liebenden, der Verwandten und Freunde, den Kuss des Friedens und der Versöhnung, der Verehrung und der Herablassung finden wir in den mannigfaltigsten Verwendungen auch bei den indogermanischen Kulturvölkern. So ist bei den Griechen der Kuss eine übliche Form der Begrüssung, und häufig wird darum *ἀσπάζεσθαι* gesagt, das für den Gruss bei Begegnung und Abschied gilt. Das eigentliche Wort für „küssen“ war *κυνεῖν*, es wird aber mehr und mehr durch das — auch im Neugriechischen herrschende — *φιλεῖν* „lieben“ ersetzt; auch *καταφιλεῖν* „abküssen“ wird gern dafür gebraucht, und das würde besonders gut passen für die verschiedenen Stellen, auf die geküsst wird: das Auge, „die Quelle der Liebe“; ferner Stirn, Haar, Nacken und Bart werden geküsst zur Liebkosung und durchaus nicht nur in sinnlicher Empfindung; auch Schultern, Kopf und Hände [1]). Das alles gilt von Liebenden und Verwandten, aber auch Freundschaft kennt den Kuss; ja Gegenstände der Liebe und Verehrung werden geküsst: die Gattin küsst den Wagen des scheidenden Mannes, man küsst den Brief von liebender Hand, Epaminondas

[1]) Vgl. Sittl a. a. O. In der Odyssee φ 224 heisst es *καὶ κύνεον ἀγαπαζόμενοι κεφαλήν τε καὶ ὤμους. ὣς δ' αὔτως Ὀδυσεὺς κεφαλὰς καὶ χεῖρας ἔκυσσεν.*

küsst — so erzählt Justinus — glückselig den Schild, den er in der Schlacht verloren geglaubt hatte und nun gerettet sieht; man küsst den heimatlichen Boden, den man verliess und wiederschaut, und bekannt ist ja die Erzählung, wie Brutus vom Orakel heimkehrend die Mutter Erde küsst. Als Begrüssung soll der Kuss, wie Herodot (I, 134) berichtet, von den Persern eingeführt sein: man gibt ihn je nach Rang und Stand auf den Mund oder auf die Wangen, der Untergebene aber leistet niederfallend die Proskynesis. Von hier aus sei er auch im griechischen Orient und in Aegypten gebräuchlich und dann auch nach Italien eingeführt worden; natürlich handelt es sich bei allen diesen Fragen nur um die zeremonielle Verwendung des Kusses, der intime Gebrauch wird als ursprünglich überall daneben bestanden haben. So werden uns z. B. bei den Griechen allerlei besondere und raffinierte Unterscheidungen des Liebeskusses bezeugt. Der zeremonielle Kuss aber hat, wohl nach orientalischem Vorbilde, in der Salutatio während der römischen Kaiserzeit reiche Verbreitung gefunden: es gab genaue Etikettenregeln, wer auf den kaiserlichen Kuss ein Anrecht habe und wer nicht; dem Nero und Domitian soll es sehr verdacht worden sein, dass sie sich beim Betreten und Verlassen der Stadt der Verpflichtung entzogen hätten, die Senatoren zu küssen; diese Sitten und Pflichten scheinen sehr mit dem Stande des Kaisertums gewechselt zu haben. — Auch der Kuss göttlicher Verehrung war bei den Römern üblich, man küsste die Statuen der Götter im Gebet — ein Gebrauch, der sich ja auch, im Orient wurzelnd, als kirchlicher Ritus bis heute bewahrt hat; ebenso war die leichtere Form der Kusshand, durch die das Unerreichbare gegrüsst wird und mit der man im Volke Israel die Gestirne verehrte, bei den Aegyptern und bei den Griechen häufig. Eine Kusshand warfen die Griechen den Toten zu, eine Gebärde der Verehrung des Höheren und Besseren; das ist auf attischen Lekythen dargestellt[1]. Auch in den römischen Usus ging die Kusshand über, der Bettler grüsste so den unerreichbaren Vornehmen, der Schauspieler das Publikum, der Kaiser das ferne Volk; als Zeichen religiöser Verehrung finden wir sie bei den Christen wieder, und bei der Heiligenverehrung ist sie, namentlich in Spanien, sehr lange im Gebrauch geblieben.

Bei den Römern nun war der Kuss insbesondere ein Symbol für den enggeschlossenen Familienkreis. In älterer Zeit freilich galt es nicht als anständig, vor anderen zu küssen, und Plutarch berichtet im Cato, dass es bestraft worden sei, als einer seine Frau in Gegenwart der Tochter geküsst habe; wie möchte der alte Cato gar über das reichliche Küssen verlobter Pärchen vor anderen geurteilt haben! Ja, es wäre ihnen wohl gar unter sich verboten gewesen, denn das eigentliche Kussrecht, das ius osculi, bestand darin, dass sich die Frauen mit ihren und ihres Mannes Kognaten bis zum Grade der consobrini küssen sollten; es war das eine der Frau von ihren Angehörigen gebrachte Ehrung, die freilich von antiken Erklärern wie Plutarch fälschlich durch das Verbot des Weintrinkens der Frauen gedeutet worden ist: man habe auf solche Weise erkennen wollen, ob die Frau des Weines genossen. Das ius osculi dehnte sich nur auf die engste Verwandtschaft aus, also genau soweit als die Ehe verboten war.

---

[1]) Sie gilt den Toten als den *βελτίονες καὶ κρείττονες,* vgl. E. Rohde Psyche[2] II, 346.

Dieser Verehrungskuss, der eine sittlich-rechtliche Grundlage hatte, wird als *osculum* (= Mündchen) bezeichnet, während der Kuss der liebenden Zuneigung mit *basium*, der Kuss der Lust mit *suavium* benannt wird, so dass Donat und Servius sagen, ein osculum werde zwischen Vater und Sohn gegeben, ein basium der Gattin, das suavium aber (eigentlich „ein Süsser") sei niedriger Art. Der Name *bāsium* ist in die Literatur erst durch Catull eingeführt worden und ist seitdem allgemein; dass dieser aus Verona im transpadanischen Gallien stammte, darf man als Stütze für die keltische Herkunft des Wortes betrachten. Seine Etymologie ist nicht ganz sicher. Keineswegs darf es von mittelirisch *bus* „Lippe" gaelisch *bus* „Schnauze, Mund" getrennt werden; auch wenn im Englischen die Formen *buss*, *boss* und *bass* für „Kuss" erscheinen, so möchte man letzteres sicherlich mit dem keltischen *bāsium* verbinden, während bei *buss* sowohl keltische als germanische Herkunft angenommen werden kann. Denn da entsprechende Formen im Deutschen genügend bezeugt sind (wie *busserl* u. s. w. vgl. unten S. 11, 12), und da auch andere indogermanische Sprachen verwandte Formen zeigen, so wird man mit gutem Rechte für das Indogermanische ein mit *bh* anlautendes Wort ansetzen können, das in verschiedenen Ablautstufen (*bhōs* : *bhus*) erschien [1]). Mag aber auch die Vorgeschichte des Wortes *bāsium* noch nicht aufgehellt sein, um so klarer übersehen wir seine Weiterentwicklung. Aus dem Vulgärlateinischen ist das Wort in alle romanischen Sprachen übergegangen, und zwar berührt sich hier die Bedeutung „Kuss" mit der (doch wohl ursprünglichen) „Lippe" aufs engste: so heisst span. *beso* „Kuss" *bezo* „Lippe", portug. *beijo* „Kuss" *beiço* „Lippe", italien. *bacio* (*bagio*) provenz. *bais* „Kuss" vgl. franz. *baiser*; inwiefern rumän. *buză* „Lippe" hiermit oder mit slavischen Worten zusammenhängt (vgl. unten S. 14), vermag ich nicht zu entscheiden, doch spricht span. *buz* „Handkuss" für ersteres. — Uebrigens kommt auch im Engl. *lip* für „Kuss" vor.

Eine sehr bedeutsame Rolle spielt der Kuss bei den Christen schon in der frühesten Zeit; man darf hier nicht an eine Uebernahme des römischen Symbols engster Verwandschaft denken, vielmehr ist der jüdische Kuss als Symbol des Friedens und der Versöhnung zu einer Kulthandlung in den ältesten Christengemeinden geworden. Das *φίλημα ἅγιον* oder osculum sanctum wird als Gruss der engen Gemeinschaft beim Kommen und Gehen üblich, zugleich als Ausdruck der engen familiären Gemeinschaft, der Freundschaft (Matth. 26, 48) und des Friedens (Lucas 15, 20), und in apostolischer Zeit geht er dann in den Gottesdienst über. So fordert Paulus die Christen auf „*ἀσπάσασθε ἀλλήλους ἐν φιλήματι ἁγίῳ*" (I. Kor. 16, 20), in dem ersten Briefe des Petrus (5, 14) heisst es „*ἐν φιλήματι ἀγάπης*", womit der Kuss des Liebesmahls gemeint ist. Hierher gehört auch der aus der griechischen Kirche stammende Osterkuss: am Ostertage nach dem Morgengebet stellte sich der Priester vor die heilige Tür des Chores (*βῆμα*) und hielt das Evangelienbuch, mit dem silbernen Kreuze geschmückt, vor die Brust. Dann traten die Gläubigen hinzu und küssten die heiligen Bilder, das Bild des Evangelienbuches, und dann die

[1]) Demgemäss ist jede Vergleichung mit unserem Worte „Kuss" abzulehnen. Vielleicht aber ist altirisch *bél* „Mund" heranzuziehen, das aus *bhēslo-* entstanden sein könnte (bisher ward es meistens aus * *betlo-* erklärt und zu got. *qiþan* gestellt).

beiden Schultern des Priesters mit den Worten „Χριστὸς ἀνέστη“, worauf er sie auf Wangen und Mund küsste mit den Worten „ἀληθῶς ἀνέστη“. Das ist in die russische Kirche übergegangen. Nachdem die Evangelien verlesen sind, tritt der vornehmste Geistliche aus der θύρα ἁγία, der Hauptpforte der Bilderwand, d. h. des Chor und Schiff trennenden Gerüstes, an dem die heiligen Bilder angebracht sind. Er hält in der Rechten das Kreuz, in der Linken brennende Kerze und Rauchfass, um ihn versammelt ist der Klerus; er ruft „Christos woskrese (Christ ist erstanden)“, und es ertönt Glockenläuten, Kanonendonner und Chorgesang; dem Priester wird geantwortet „woistin woskres (fürwahr, er ist erstanden)“, dann findet mit Fahnen, Kerzen und Gesang eine Prozession durch die Kirche statt, und darauf küssen die Gläubigen das Kreuz des Priesters, seine Hand und Wange und zuletzt sich untereinander [1]). Auch dieses ist das alte φίλημα ἅγιον, ein richtiger Kuss des Friedens; darum wird er griechisch auch εἰρήνη, lateinisch aber osculum pacis, pax (pacem) oder salutatio genannt. Diese Pax ward in apostolischer Zeit bereits in die Liturgie eingeführt und hatte (in Anlehnung an Matth. 5, 24) ihre Stelle ursprünglich vor der Consecratio und vor der Opferung, nach dem allgemeinen Gebet; später aber nach der Consecratio, in engerer Verbindung mit der Communion. Bis ins 13. Jahrhundert hinein hat der Friedenskuss allgemeine Geltung gehabt, gegen Ende des 13. Jahrhunderts erst kommt er ab, und es wird die Kusstafel, das osculatorium oder instrumentum pacis, eingeführt, eine Tafel mit einem Christusbilde, die zuerst von Erzbischof Walter von York angewendet sein soll. Bemerkenswert ist ein Zeugnis des Augustinermönches Johannes Bechofen aus Mittelfranken, der in seiner „quadruplex missalis expositio“ (erschienen Basel 1505) berichtet, der Friedenskuss sei zu seiner Zeit noch oft auch dem Laien gegeben, meist aber habe man zur Vermeidung von Ungehörigkeiten ein Pacificale mit dem Crucifixus oder ein gemaltes Kreuzbild oder Reliquien zum Kusse gereicht [2]). In den verschiedensten gottesdienstlichen Handlungen spielt der Friedenskuss eine Rolle: bei der Taufe ward er dem Neophyten gegeben, und noch heute ist das vade in pace am Ende der Taufe ein Rest davon; er ward auch wahrscheinlich bei der Absolution erteilt — das mag damit zusammenhängen, dass im Evangelium (Lucas 15, 20) der Vater den verlorenen Sohn küsst; bei der Consecratio des Bischofs und der Ordinatio des Priesters ward er gegeben und ist somit recht eigentlich ein Sinnbild der Weihe geworden; vor allem aber ward er bei den Sponsalien geübt: der Bräutigam reicht beim Verlöbnis zuerst der Braut den Ehering, den annulus pronubus, und darauf das osculum pacis. Damit setzt hier das ius osculi, das verwandtschaftliche Kussrecht, in seiner alten Rechtskraft ein, und Verlöbnisse mit osculum haben deshalb andere vermögensrechtliche Folgen, als diejenigen ohne Kuss. Während der Trauungsmesse bei der Pax trat der Bräutigam an den Altar, empfing vom Priester den Friedenskuss und gab ihn der Braut. Alles dieses ist späterhin von der

---

[1]) Man vergleiche die Encyklopaedie von Ersch und Gruber, unter „Osterfeier“.

[2]) Ad. Franz, die Messe, Freiburg 1902, S. 594. — Wie mir Herr Kollege Koch freundlichst mitteilt, ward noch in seiner Jugend bei den Benediktinermönchen im Kloster nach dem Hochamt unter den Mönchen der Kuss geübt. — Richard Wagner lässt im ersten Akte seines „Parsifal“ nach dem Liebesmahle die Ritter einander küssen.

katholischen Kirche aufgegeben worden. Luther hat die Pax in die „deutsche Messe“ nicht aufgenommen. — Auf christliche Einflüsse auch scheint es zurückzuweisen, wenn im deutschen Rechte der Friede- und Sühnekuss erscheint. Zeugnisse für ihn sind häufig; es mag genügen, ein paar Stellen aus altwestfriesischen Rechtsquellen anzuführen, z. B.: *als thio seke sened and thi kos kessed is* (nachdem die Sache gesühnt und der Kuss geküsst ist), Rechtsqu.[8]) 387, 3; an verschiedenen Stellen ist die Wendung überliefert *„hwa so focht ur sette sone and ur kessed mund and ur suerene ethan“* (wer da kämpft, nachdem die Sühne gesetzt und der Mund geküsst ist und die Eide geschworen sind), z. B. Rechtsqu. 423, 10; *„thera agen him elkerlik, ther him thine fretheth swerth, mith sine munde kessa, ende thermethe tha faithe to urtiane“* (und jeder von ihnen, der den Friedeeid schwört, hat mit seinem Munde zu küssen und damit die Fehde aufzugeben), Rechtsqu. 411, 35.

In dieser kurzen Uebersicht über die kulturgeschichtliche Bedeutung des Kusses haben wir schon mehrfach Gelegenheit gehabt, deutsche und fremde Benennungen zu erwähnen. Mancherlei weitere Aufklärung wird es uns gewähren, wenn wir die vielen verschiedenen Worte für den Kuss einmal genauer ansehen. Es sind ihrer sehr viele, das wollen wir wenigstens am deutschen Sprachgebiete zeigen, indem wir es durchwandern. Natürlich ist überall dank der Herrschaft der Schriftsprache das Wort „Kuss, küssen“ bekannt und gebräuchlich; daneben aber finden wir mancherlei mundartliche Worte. Sie zu sammeln, hat grosse Mühe gemacht; wahrscheinlich bin ich nicht einmal ihrer aller habhaft geworden, und leider hat sich gar nicht feststellen lassen, ob und inwieweit mehrere neben einander im Gebrauche sind. Es ist mir dabei so recht der Mangel eines reichhaltigen schriftsprachlich-mundartlichen Wörterbuches fühlbar geworden, das für die vergleichende deutsche Volkskunde, Kulturgeschichte und Sprachgeschichte höchst wertvoll sein würde. In unseren Dialektwörterbüchern wird das mundartliche Wort durch das schriftsprachliche erklärt und übersetzt, z. B. im schweizerischen Idiotikon „Butsch“ durch „Kuss“; in dem von mir gewünschten Werke aber würden dem Worte „Kuss“ die in den deutschen Mundarten gebräuchlichen Benennungen geographisch geordnet gegenübergestellt werden. Ich wage einen schwachen Versuch, dieses Beispiel auszuführen.

In Ostpreussen, um Königsberg, und auch in Westpreussen gilt *possen*, auch ist es in der Lautform *pussen* im Brandenburgischen üblich. In Hinter- und Vorpommern herrscht *küssen* vor, doch auch *pussen* und *pîpen* wird verzeichnet, während für einen lauten Kuss gern *smats* gebraucht wird. Auch in Mecklenburg herrscht das hochdeutsche *küssen* vor. In Holstein und um Hamburg ist neben *küssen* bei feinerer Verwendung besonders *snûtern*, bei gröberer *slabben*, *flabben* und *smakken* üblich, dazu auch *afsnûdeln* „abküssen“; ausserdem wird *smukken* (*smukhand* „Kusshand“) gebraucht und für ein besonders derbes Küssen *smatschen*; der Kuss heisst auch *snûtappel*. Aus der Bremer Gegend wird *smakken* genannt, ferner (das für Pommern verzeichnete) *pîpen* und

[8]) Altfriesische Rechtsquellen, herausg. von K. Frhr. v. Richthofen, Göttingen 1840.

endlich *flabben, flobben.* Für den Osten sei noch das im Posenschen vorkommende *musche* „Kuss“ und *muschen* „küssen“ nachgetragen.

Aeusserst zahlreich sind die mundartlichen Benennungen in den friesischen Gebieten. Das zu Schleswig gehörende Nordfriesland bietet im Süden *ǣpkə* (*ǣ* ist kurzer, offener Laut, wie in bühnendeutsch „Männer, Welt“, *ə* ist das e in „Gabe“), in den nördlicheren Festlandsmundarten *măkə* und *mǣkə;* auf der Insel Amrum heisst „küssen“ bei Liebenden *klêbĭ,* sonst *āpkĭ*; auf Sylt gilt *tötjə.* Auf der ostfriesischen Insel Wangeroog ist *tûtik* für „Kuss“ üblich, im ostfriesischen Saterlande *ōp* (langes offenes *o*, ähnlich wie in engl. *all*) und *pîp*, als Zeitwort *ōpjə* und *pîpjə* (auch *sündkjə* wird verzeichnet; ich habe dieses Wort nur als *sǣndkjə* sprechen, aber ausdrücklich als ein Fremdwort beurteilen hören, das wohl aus dem Niederländischen stammt). Dementsprechend sind auch im plattdeutschen Ostfriesland die Worte zahlreich: hier gilt für das Verbum teils *tûtjə* (*dûtjə*) bezw. *en dût (dûke,* aus **dûtke* oder *dûk), dûtjə geven,* teils *kükken,* teils *sônen* oder *sôntjən*, teils *smukken* (Subst. *smŭk*); auch *flabben*, *flobben* (vgl. jeverländ. *flup* „Kuss“).

Jenseits der niederländischen Grenze gelten neben *kussen* die Worte *smokken, zoenen* (sprich *sûnən*) und *poenen* (sprich *pûnən),* z. B. in Drenthe, um Groningen *smokk* „Kuss“ und *smakken* „küssen“, im grössten Teil der Niederlande aber *zoenen* bezw. *en zoen geven* neben *kussen kustegen,* im Limburgischen *poenen,* in Ost- und Westvlandern und in Brabant zumeist *kussen, kissen,* vereinzelt aber in Ostvlandern auch *tuitjen geven,* in Westvlandern *pîper geven;* in französisch Vlandern gilt *ombrasseeren* = franz. *embrasser.* Als besonders beachtenswert sei noch erwähnt, dass in Westfriesland neben *tŷtśjə* „küssen“ auch *patśjə* (in Hindeloopen *päikjə*) gilt; auf der Insel Urk ist *poesen* (sprich *pûsən*) üblich.

Ueberschreiten wir in den Rheingegenden wieder die Grenze, so finden wir im Niederrheinischen, um Köln und Düsseldorf *bütsen;* um Aachen wird *pützschen* verzeichnet; in Westfalen gilt neben herrschendem *küssen* auch *bussen, pîpen* und *pûpen,* aus dem Münsterlande wird auch *püsken* (vgl. Subst. *pütsch*) angegeben, vgl. Frommanns Mundarten, VI, 430. Weiter rheinaufwärts in Hessen und in der Wetterau ist neben *Schmatz* (Verbum *schmetzen)* das geläufige Wort für Kuss *Maul,* auch *Mäul,* wofür niederhessisch *mûl, mull, müll, mill* gelten; in Oberhessen kommt *münkel* vor; ein weit selteneres Wort ist in Hessen *munds* „Kuss“ und im Geisgrunde (sonst aber kaum erhört) das Verbum *mundsen.* Hiermit steht in engster Beziehung der siebenbürgische Gebrauch. Genauere Mitteilungen über ihn danke ich meinem Freunde Pfarrer Dr. Adolf Schullerus. Nach ihm gilt *kässn* (besonders in der Wendung *kässn də händ)* und *pussi* (Kuss) nur in gezierter städtischer Sprache und wird hier als Lehnwort aus dem Hochdeutschen empfunden; das übliche Wort für küssen ist *matsn* (Hermannstadt), *mǫtsn* (in den Dorfsmundarten); „Kuss“ ist *matskn* (Hermannstadt), *mǫtskn* (Dorfsmundarten); dies Wort gehört zu hessisch *mundsen,* österr. *mondsen, monsen,* althess. *mutz* (Mund) u. s. w.; das zu Grunde liegende Wort *mund* ist nicht mehr üblich, statt dessen vielmehr die Entsprechungen von „Maul“. Die Worte *maul, mäulchen* für Kuss sind auch in Ostmitteldeutschland gebräuchlich; der Frankfurter Goethe braucht es („sonst, ein leicht gestohlnes Mäulchen, o wie hat es mich entzückt!“),

aber auch der Sachse Gellert und der Schlesier Günther[1]). Freilich überwiegen in Sachsen und Schlesien andere Ausdrücke, vor allem neben „Kuss" das sehr verbreitete *schmatz;* ausserdem ist für Sachsen (um Hohendodeleben) bezeugt *gaf en 'ne nûtə* „gab ihm einen Kuss"; für das Königreich Sachsen das Zeitwort *heizen*; in Schlesien ist das übliche Wort *guschel* „Kuss" und *guscheln* „küssen". Daneben aber gilt auch schlesisch *pussen* (z. B. *pusse das patschel* „küsse das Händchen" bei Günther), das auch in Sachsen als *bussen, pussen* (Substantiv *bus, pus*) bezeugt ist, z. B. sagt Luther in seinen Briefen *„puszt mir den jungen Hansen von meinen wegen"* und an anderer Stelle *„grüsze mumen Lenen und gib ir einen bus"*; auch die Form *pusseln, püsseln, busseln* ist im Gebrauch[1]). Die grösste Verbreitung hat dieses Wort im bayrisch-österreichischen Sprachgebiet, wo *bussen* und als Hauptwort *busserl* üblich ist; auch wird *bus, busserle* für das Schwäbische verzeichnet. Als Einzelheiten mögen noch erwähnt sein, dass im Lesachtale in Kärnthen *puss'n* für „umarmen, küssen", *puss'l* für „Kuss" herrscht; letzteres findet sich auch um Pressburg; aus der Sprachinsel Gottschee wird *pusen* „küssen" angegeben (Frommanns Mundarten IV, 499, VI, 527). Wenn im Schweizerischen *butsch* genannt wird (Staub-Tobler, schweizerisches Idiotikon IV, 1934), so möchte ich auch darin kein rätoromanisches, sondern ein deutsches Wort sehen; dasselbe Wörterbuch gibt *mutschi* und *mutz(i)* als ein Wort der Kindersprache für „Kuss" an, aber auch *mutz, mutzi, mützili* als Synonyma von *schmutz* (IV, 605. 622). Dieses nämlich scheint das gebräuchlichste alemannische Wort für „Kuss" zu sein, wenigstens ist es (so teilt mir gütigst Herr Professor Martin mit) auch im Elsass das herrschende, während hier *bus* und ähnliche Worte gar nicht vorkommen und höchstens für das Unterelsass noch *krächerle*, für das Oberelsass *klöpferle* als Bezeichnungen derberer Küsse in Betracht kommen können. Uebrigens geht das Wort *schmūtz* (Zeitwort *schmūtzen, schmūtzeln)* weit über die alemannische Grenze hinaus[1]), und man wird das schon in mittelhochdeutscher Zeit als *smuz* bezeugte Wort von mhd. *smuc* „Umarmung" und von den genannten niederdeutschen Formen *smukken* nicht völlig trennen wollen (über ihr Verhältnis zu mhd. *smaz* (*Schmatz*) und niederd. *smakken* vgl. S. 16). *Schmutz* ist ausser der Schweiz und dem Elsass für das Schwäbische (neben *schmatz* und *kuss*) bezeugt; in Bayern gilt *schmatz* und das Deminutiv *schmätzerla* — gegenüber dem altbayrischen *busserl* — ganz besonders für Franken (so teilt mir freundlichst Herr Kollege Brenner mit); in der fränkisch-hennebergischen Mundart gilt auch das Deminutiv *schmötzla* (Plur. *schmötzlich),* vgl. Frommanns Mundarten I, 285. *Schmūtzen* bedeutet auch „den Mund zum Lächeln verziehen"; man hat beides als eine Weiterbildung **smugezen* zu „schmiegen" erklärt.

Ein Wirrsal von vielen Worten, wie sie wohl mannigfaltiger im Deutschen für einen anderen Begriff kaum vorhanden sind! Die wenigsten wird der Laie ihrer Bedeutung nach verstehen, ja vielleicht werden ihm diese volksmässigen Ausdrücke zum Teil gewöhnlich und minderwertig dünken. Solche Auffassung ist alt, denn so schien es z. B. auch dem guten Chr. F. Picander (eigentlich Henrici), der um die Mitte des 18. Jahrhunderts

[1]) Deutsches Wörterbuch VI, 1800; VII, 2278; II, 570; IX 1135.

Steuereinnehmer zu Leipzig war und in seinen müssigen Versen Johann Christian Günther nachzuahmen strebte; er hat eine „Anweisung zu einer critique über das verliebte Küssen“ gedichtet, und da heisst es[1]) in einem Hochzeitcarmen (I, 357 ff.):

„Der sechste Punkt verwirft das pöbelhafte Wesen
Und Reden, so wir noch in alten Schriften lesen.
Als: bossen; dieses Wort ist längstens ausgestört.
Kaum, dass man selbiges annoch bei Kindern hört!
Ein Guschel klingt zu thumm, die Menschen sind nicht Schweine[2]);
Ein Tunsch[3]), wie auch ein Maul läst eben gar nicht feine;
Ein Schmatz ist zum Gehör der Bauern eingericht“.

Doch lässt sich in diese Fülle von mundartlichen Ausdrücken, die aus der deutschen und den verwandten Sprachen jedenfalls noch vermehrt werden könnten, ein gewisses System bringen, indem sie sich zu gewissen Gruppen zusammenschliessen. Um das zu zeigen, müssen wir vor allem die verwandten indogermanischen Sprachzweige heranziehen.

1) Die häufigste Bezeichnung ist die nach dem Munde oder den Lippen, die den Kuss geben. So bedeutet lateinisch *osculum* „Mäulchen, Mündchen“. — Genau so ist zu beurteilen friesisch *tûtikə tötjə tÿtšjə* und ostfrs. plattdeutsch *tûtje*, denn sie alle sind von niederd. *tût* „Mund, Mündung (Rohr)“ (man vergleiche hochd. *zute*) abgeleitet; ob die ostfrs.-plattd. Formen *dût dût dûtje dûke* dasselbe Wort sind, ihr *d* aber der Tatsache verdanken, dass sonst in vielen Fällen neufrs. anlautendes *t* (aus *þ* = *th*) einem plattd. *d* entspricht, oder ob sie mit niederd. *dutte* „Röhre“ (vgl. Deutsches Wörterb. II, 1768), oder ob sie gar mit mhd. *duz* „Schall, Geräusch“ zusammenzustellen sind, lasse ich unentschieden, vgl. unter 6. — So auch schlesisch *guschel*, das ein Verkleinerungswort zu *gusche gosche* „Mund“ ist. — So *snûtern, snûdeln* u. s. w., das von plattd. *snûte* „Schnauze“ gebildet ist; dieses Wort *snûte* aber scheint seine *s*-lose Nebenform in *nûte* „Kuss“ zu haben; beachtenswert ist, dass das Wort „Schnauze“ ebenfalls von einem Ausgussrohr gebraucht wird, vgl. *Zute*. — Ebenso ist *flabben flobben* von *flabbe* „Maul“ abgeleitet. — Desgleichen gehört hierher *mundsen mondsen matsen münkel* u. s. w., vgl. engl. *to mouth*. — Ebenso stelle ich posensches *musche* zu dem lettischen Worte *mute* „Mund, Maul“, es ist wahrscheinlich (wie das bezeugte *mutite*) eine Verkleinerung, etwa **mutuže*. — Auch *bāsium*, das keltische Lehnwort im Lateinischen, und seine Verwandten sowie seine romanischen Nachkommen hatten wir zu „Mund, Lippe“ in Beziehung gesetzt, und somit auch engl. *bass* (es stammt direkt aus dem Keltischen, das französische *bais* würde im Englischen **beace* ergeben haben). Wir hatten (S. 8) eine mit *bh* anlautende indogermanische Wurzel *bhēs* : *bhōs* : *bhus* angenommen und werden hiervon die

[1]) Zu den hier und an späteren Stellen gegebenen Zitaten aus der neueren Literatur vgl. Deutsches Wörterbuch V, 2865 ff. Auch Kr. Nyrop a. a. O. hat manches Hübsche beigebracht, besonders aus den romanischen Literaturen.

[2]) *Kusch* ist Lockruf für Schweine.

[3]) Mit dem Worte „Tunsch“ weiss ich wenig anzufangen; sollte es etwa dem plattdeutschen *duns* „dumpfes Geräusch“ entsprechen und so der Bedeutung nach mit elsäss. *Krächerle* zu vergleichen sein? Oder ist es etwa für *tuusch* missverstanden und mit *dûtje, dütje* u. s. w. zusammenzustellen?

vielen deutschen Benennungen *bus bussen busserl* nicht trennen wollen. Auffällig ist freilich der häufig vorkommende Anlaut *p*, der sich keineswegs immer durch mundartliche Lautverhältnisse erklärt; nahe liegt es, diese *p* durch Aufgeben des Stimmtones nach vorangehenden stimmlosen Lauten zu erklären — freilich befriedigt mich das nicht völlig. Diese *p*-Formen liegen auch im schwedischen *puss* „Kuss" vor, welches Herr Kollege Prof. A. Noreen nach freundlicher Mitteilung (mit Rydquist) für ein deutsches Lehnwort hält [1]). Nicht minder auffällig sind die im Wortinnern statt des *s* erscheinenden *ts tš*, z. B. *bützen pütschen* u. s. w.; vielleicht handelt es sich hier um eine substantivische *t*-Bildung (wie sie im dialektischen engl. *bust* vorliegt) und weitere verbale *j*-Ableitungen von dieser, vgl. litauisch *buczkis* und (edler) *bucziãwimas* Subst. *(pa)bucziů́ti* „küssen" (lettisch vgl. *butschofchana*), die sämtlich *t*-Bildungen voraussetzen. Alle diese Worte wird man ungern trennen einerseits von den slavischen (polnisch *buzia* [2]) eigentlich „Mund", dann übertragen „Kuss", im polnischen Litauen *busia;* mehr familiär *buziak*, im poln. Litauen *busiak*), anderseits von neupersisch *būzak* „Kuss" [3]). Sie alle lassen sich mit der genannten indogerm. Wurzel *bhēs* : *bhōs* : *bhus* vereinigen. — Die gleiche Bedeutungsentwicklung wird — so teilt mir A. Noreen mit — aus den schwedischen Dialekten bezeugt, denn im dalekarlischen ist *lihlmunn* „Kuss" (eigentlich kleiner Mund) oder bloss *lihle* „der kleine" = altisländ. *litle* zu *litell* üblich [4]). — Aber auch die slavischen Sprachen bieten noch verschiedene Beispiele. Im čechischen heisst *huba* „Mund", wozu die Koseform *hubička* „Mündchen" und „Kuss" — es wird zu neuslovenisch *gôbe* „Maul" gestellt (aus **gomba*); russisch *lobzanie* „Kuss", eigentlich „das Küssen" wird mit lat. *labium* altsächs. *lĕpur* „Lefze, Lippe" in Verbindung gebracht. — Ja selbst aus dem Rotwelsch, der Zigeunersprache, lassen sich Analogien beibringen: hier heisst *morf* und *murf* (daneben auch *sjmerf*) „der Mund", *murfen* aber „küssen". — Und so wage ich es auch, unser Wort „Kuss" entgegen den üblichen Ansichten [5]) mit dem Begriff „Mund" zu verbinden. Ahd. mhd. *kus,* altsächs. *cus cos* (gen. *cusses cosses*) altnord. *koss* altfries. *kos(s)* altengl. *coss* (dazu das Verbum altnord. *kyssa* altengl. *cyssan* afrs. *kessa* neuengl. *kiss,* dessen Form auf das Hauptwort übertragen ist, u. s. w.) werden von einigen mit irisch *bus* u. s. w. verglichen — das ist unhaltbar, zumal da man die deutschen und slavischen *b*-Formen wie *busserl* u. s. w.

[1]) Vgl. aber Johansson in Kuhns Zeitschr. f. vgl. Sprachforschg. XVI, 355. — In der Vermutung, dass es aus der Kindersprache stamme und für „Kuss" stehe, kann ich N. nicht beistimmen, denn bei diesem Worte spielt die Kindersprache sonst nirgends eine Rolle, auch wäre wohl *t* statt *p* zu erwarten. — Aus dem Schwed. stammt auch finn. *pusu* „küssen".

[2]) Die Mitteilungen aus den slavischen Sprachen verdanke ich der Güte des Herrn Geheimrat Nehring.

[3]) Herr Kollege Bartholomae in Giessen teilt mir auf meine Anfrage betreffs eines persischen *busek* „Küsschen", das ich in J. C. v. Schmids schwäbischem Wörterbuche (S. 109) erwähnt gefunden hatte, freundlichst Folgendes mit: „Ich kenne dieses Wort nicht, vermag es auch in den mir zu Gebote stehenden Wörterbüchern nicht zu finden; neupers. *b-* ist arisch *b- bh-* und *u̯-; -s-* hinter *u* ist schwerlich arisch *-s-*, ich erwartete *š,* höchstens *tş*. Vielleicht ist *busak* statt *būzak* geschrieben und dann mit dem Idg. Forsch. 9, 271 besprochenen Wort zusammengehörig".

[4]) De svenska landsmålen IV, 138 (IV Heft 2, S. 114).

[5]) J. Schmidt (Pluralbildungen S. 148) verbindet es mit skr. *sajṓshas* „vereint".

damit unberücksichtigt lässt; aus dem gleichen Grunde ist ganz unbefriedigend die Deutung mittelst einer indogerm. Wurzel *gu gus* „stopfen", die in griech. *βύω (βύνω) βῦσαι* vorliege und „Kuss" als ein Stopfen des Mundes benenne (Fick, vgl. Wörterb. I⁴ 408); mit griech. *κυνέω* „küsse" lässt sich „Kuss" lautlich nicht vereinen (Prellwitz, etym. Wörterb. der griech. Sprache S. 169 stellt zu *κυνέω* ein altind. *kusyati* „umarmt" und vergleicht ein kornisches Wort *cussin*). Ich meine, wir dürfen das Wort *Kuss küssen* unter keinen Umständen trennen von gotisch *kukjan* = ostfrs.-plattdeutsch *kükken* „küssen", dieses aber ist eine Verbalbildung zu dem Worte *kok(k)*, das im Altfriesischen wahrscheinlich „Sprecher" und „Mund" bedeutete[1]) und wahrscheinlich auch in dem altnord. *kok* „Kehle" vorliegt. Stellt man es zu got. *qiþan* „sprechen", so müsste man eine indogermanische substantivische *-go*-Bildung zur Stufe *gut* (der Wurzel *g*ᵘ*et* vgl. germ. *qeþ*) ansetzen, sodass idg. **gut-go-* im germ. **kok(k)a-* ergeben hätte, vgl. Brugmann, Grundr. der vgl. Gramm. II, 260. Nimmt man zu ebenderselben Wurzelstufe eine indogerm. *-tu*-Bildung **gut-tú-s* an, so müsste diese germ. **kussus* ergeben, welches die Bedeutung „Mund" und weiterhin „Kuss" haben konnte. Von diesem Substantiv würde dann das Verbum **kussjan* „küssen" gerade so gebildet sein wie got. *kukjan* vom germ. **kok(k)a-*. Beachtenswert ist, dass im ostfrs. Plattdeutsch das Wort *kûker* für „Mund" bezeugt ist. — Übrigens ist es eine nur allzu naheliegende Bedeutungsentwicklung, wenn der Kuss nach dem Munde benannt wird, denn der spielt nicht nur gebend, sondern auch empfangend die Hauptrolle beim Küssen; wie denn Logau das sehr hübsch in einem Epigramm gesagt hat:

„Wer küssen will, küss auf den Mund,
Das andre giebt nur halb Geniessen;
Gesichte nicht, nicht Hals, Hand, Brust,
Der Mund allein kann wieder küssen".

2) Eine zweite Gruppe von Benennungen bilden die Bezeichnungen des Süssen: so sagt man z. B. in den plattdeutschen Gebieten der Unterweser „gif mi 'n sȫten" im hochdeutsch „gieb mir 'nen Süssen" — das gleiche wie lateinisch suavium.

3) Eine dritte Gruppe bilden die Worte für „lieben, grüssen, Heil wünschen", z. B. griech. *φιλεῖν* „lieben" (S. 6); serbisch *poljubac* (von *ljubiti* „lieben") eigentlich „Liebeszeichen", vgl. čechisch *polìbenì* (hypokoristisch *polìbeničko*) zum Verbum *lìbati* „lieben"[2]); hieher gehört griech. *ἀσπάζεσθαι*, lat. *salutatio* vgl. das Verbum span. *saludar* rumän. *saruta* (engl. *salutation*); ebenso altsloven. *čělovati* „küssen" vgl. *čělŭ* heil = lit. *kailùs* gotisch *hails*, dazu *pečěluy* „Begrüssung", poln. *pocałunek* kroat. *cjelov* „Kuss".

4) Die Worte für „umarmen", z. B. franz. *embrasser* franz. Vlandern *ombrasseeren;* hieher gehört das bisher unerklärte nordfriesiche Wort *klêb* „Kuss" (Verbum *klêbĭ*), das auf Amrum gebräuchlich ist: es entspricht einem neuengl. *to clip* altengl. *clyppan* umarmen (mit unserem „klauben" verwandt) = altfries. *kleppa;* bezeichnend ist eine Stelle der altfriesischen Rechtsquellen: *eftha thetma en wif kleppe and kesse* „oder wenn man ein Weib umarmt und küsst". Unsicher ist und bleibt, ob zu dieser Gruppe

[1]) Vgl. Verf. bei Heck, altfriesische Gerichtsverfassung. Weimar 1894. S. 163; über die Wurzel *g*ᵘ*et* vgl. auch Verf. in Kuhns Ztschr. f. vgl. Sprachforschg. XXXVII, 316.

[2]) So auch altdän. altschwed. *minna* altisld. *minnask* „küssen", vgl. Kock, Ark. f. n. fil. 4, 170.

das Wort mhd. *smuc* niederländ. *smock* gehört, zu dem wir auch vielleicht *schmutz* (und seine *s*-lose Parallelform schweizerisch *mutz mutschi*) zu stellen haben: falls es mit *schmiegen* (vgl. engl. *to smug*) zu verbinden ist, kann es sehr wohl „Umarmung" bedeuten, es kann aber auch im besonderen auf das Anschmiegen des Mundes bezogen werden, wie denn polnisch *smoktać* eigentlich „saugen", dann auch übertragen „laut küssen" bedeutet (für die Entwicklung saugen : küssen vgl. Seite 4 Anm. 3). Es wird sich aber anderseits schwer feststellen, ob alle diese Worte nicht zu

5) der onomatopoetischen Gruppe gehören und kurzerhand mit *schmacken* (engl. *smack*) *schmatzen* (aus *smackezen?*) als ablautende Formen zu vergleichen sind. Freilich sind ja auch diese Worte nicht alle kurzweg als schallnachahmende zu erweisen, weil für gewisse Fälle (vgl. S. 4 Anm. 4) Zusammenhang mit „schmecken" bezw. riechen denkbar ist. Freilich spricht für die onomatopoetische Bedeutung, dass *s*-lose Parallelformen (vgl. nordfriesisch *makə mǟkə*, die auf **mĭkə* zurückweisen, wie auch hochd. *schmicken* „peitschen, schlagen, klatschen", das mit *schmacken* bezw. *schmecken* und mit *schmuck* in Ablaut steht) ebenfalls „schlagen, klatschen" bedeuten: um Altena *makke* „Handschlag", vgl. dänisch *smäkke.* — Uebrigens sei noch daran erinnert, dass möglicherweise die Formen *bütz(sch)en butzen* u. s. w. nicht (vgl. unter 1) mit *busserl* zu verbinden, sondern onomatopoetische Bildungen mit der Bedeutung „schlagen" sind. — Sicher sind als Schallworte *krächerle* und *klöpferle* zu beurteilen.

6) Einer sechsten Gruppe mögen einige unsichere Worte zugewiesen werden: onomatopoetisch scheint *pûpen* zu sein; ob auch das saterländische *pîpjə*, niederd. *pîpen* niederl. *pîpers geven,* bleibt zweifelhaft, denn es kann, wie bei *dûtjə* u. s. w. (S. 13) erwähnt, auf das röhrenförmige Zuspitzen des Mundes gedeutet werden; gleichfalls unsicher ist das sächsische *heizen*, das als „liebkosen, streicheln, küssen" erklärt und mit tirolisch *heien heideln* (einem unserer Bildung *„eien"* vergleichbaren Worte) zusammengestellt wird[1]); ganz unklar ist mir saterl. *ōp* „Kuss" *ōpjə* „küssen" (offenes *ō*), nordfrs. *āpkĭ* und *ǣpkə*[2]); *pûnə* (ndl. *poene*) scheint wie im Niederdeutschen eigentlich „stechen, stossen" zu bedeuten; ob *poesen poessen* (das nur auf Urk. vorhanden und durch Kilians Wörterbuch als *poesen* bezeugt ist) mit *pussen* u. s. w. vereinigt werden muss, oder ob es etwa „hauchen, blasen" bedeutet, ist unsicher; als mir unverständlich nenne ich endlich noch das lettische Wort *ſkuhpstiſchana (ſkuhpstiht)* „küssen".

7) Eine weitere, durch ihre Bedeutungsentwicklung besonders interessante Gruppe machen die im ganzen niederländischen und zum Teil im ostfriesischen Gebiet verbreiteten Formen *sône zoene zoentje* aus: das bedeutet „sühnen", also hier ist der Begriff des Sühnekusses auf alle Küsse angewendet worden. Und das ist keine blosse Vermutung, sondern lässt sich historisch durch die ganze mittelniederdeutsche und mittelniederländische Literatur verfolgen; z. B. kommen da Wendungen vor wie *se kusseden ene vrüntlike sone, ene sone sonen.* Ähnlich sind

---

1) Deutsches Wörterbuch IV, 2, 929, 814.

2) Dass es zu niederd. *āpen* „äffen, Possen treiben" gehören sollte, ist doch kaum glaublich; Herr Oberlehrer Prof. Oberdieck macht mich darauf aufmerksam, dass griech. *πίθηκος* „Affe" und *πίθηξ* „Zwerg" zu *πίθων* „Schmeichler" gestellt werden, somit unser Wort vielleicht „schmeicheln, liebkosen" bedeuten könne — auch das bleibt ein Notbehelf.

8) die Worte friesisch *patšjə (pāikjə* Hindeloopen) „küssen", *pāik* Subst. „Kuss" zu beurteilen; es ist aus *pac* entstanden und nennt den Friedenskuss, dessen Name hier auf alle anderen Küsse ausgedehnt ist. Auch das lässt sich durch die ganze mittelalterliche Literatur verfolgen: mhd. *pace pæce* mnd. *dat* oder *de pace* oder auch *pese petze* wird gleichbedeutend mit mnd. *vredekus* „Friedenskuss" (altnord. *fridarkoss*) gebraucht. Der *tš*-Laut im friesischen *patšjə* ist ganz jung, erst im 15. Jahrhundert erfährt das *k* in solchen Fällen die Veränderung zu *ts*. Aus lat. *pacem* sollte eigentlich überall ein *ts*-Laut entwickelt sein; wenn trotzdem *k* erscheint, so wird sich das entweder durch sehr frühe Entlehnung (vor dem 7. Jahrh.) oder aus dem Einflusse des als kirchlicher Ausdruck gebrauchten Nominativs *pax* oder des Verbums *pacare* erklären. — Auch diese Uebertragung des Friedenskusses ist keineswegs bloss für die germanischen Sprachen bezeugt; im Altirischen kommt *pogaim* „ich küsse", *poc* „Kuss" häufig vor; es ist die lautgesetzliche Entwicklung des lateinischen *pāc*-.

Wir hatten, bevor wir uns der sprachlichen Betrachtung zuwandten, die verschiedenartige Anwendung des Kusses erörtert und hatten den Kuss der Liebe, der Verwandtschaft und Freundschaft, den der Versöhnung und des Friedens, den der Gnade und den der Verehrung, insbesondere des religiösen Kultus kennen gelernt. Es erübrigt, zur kulturgeschichtlichen Entwicklung noch einige wichtige Punkte hinzuzufügen. Der Liebeskuss hat nicht nur in der Praxis, sondern auch in der Phantasie von jeher eine grosse Rolle gespielt; und von den Troubadours und Minnesängern bis auf die Dichter unserer Tage ist er gar viel besungen worden; ganz besonders phantastische Auffassungen aber begegnen uns um die Mitte des 18. Jahrhunderts in der sogenannten anakreontischen Poesie, „wo Lauben und Büsche von Küssen rauschen", wo das „Küsserauben" zu einer viel geübten Tändelei und zu einem Pflichtbegriff für den Liebenden geworden ist — wir finden es ja von Goethe in den Liedern der Leipziger Zeit noch viel erwähnt. Eine hübsche Auffassung ist, dass, wer den Kuss geraubt, ihn auch zurückgeben müsse — der witzige Gedanke ist unzählige Male von Walther von der Vogelweide, dessen Worte wir mitgeteilt haben (Seite 5), bis auf unsere Tage benutzt worden. Es sei hier nur auf unseren schlesischen Dichter Karl von Holtei hingewiesen, der in seinem „Uben naus" sagt (Schlesische Gedichte 20. Aufl. Breslau 1894, S. 97):

Wull ber nich a Brinkel singen,
Ehb der Sunneschein vergiht?
Lusst de gaalen Geegen klingen,
Sing ber ock a Schänscherlied:
„Hopsa, hopsa, rüber und nüber,
Gi'm mer a Guschel, ich ga dersch wieder,
Hopsasa!"

Ob dieses Küsserauben und der Anspruch auf die Rückgabe juristisch haltbar ist? Ueber solche Fragen hat ein gewissenhafter Jurist des 18. Jahrhunderts eine lange Abhandlung geschrieben: „Von dem Rechte des Frauenzimmers gegen eine Mannsperson, die es wider seinen Willen küsset" [1]). Die Ansichten von derartigen Rechten und Pflichten des

[1]) Das erwähnt Nyrop a. a. O. S. 62, ohne den Verfasser zu nennen. — Da Nyrop

Küssens und Nichtküssens scheinen unter den Gelehrten sehr verschieden gewesen zu sein: so wendet sich der Gelehrte Thomas Lansius in seiner „commentatio de academiis“ edit. Helmstad. 1666 gegen die Behauptung des Kornmannus (linea amoris von 1606, cap. IV), zu Tübingen gelte es als ein grande nefas, *„si juvenis ad puellam veniens ipsam non osculetur et amplexetur“*; auf des Lansius Standpunkt stellt sich auch Hekelius [1]), der in seinem gelehrten Discursus *„de quaestione, an licitum sit foeminis oscula admittere“* zu dem Resultate kommt, abgesehen von dem Falle, wo es sich um *benevolentiae argumenta* handle, *„non licet foeminis alicuius basia admittere, nisi eadem a viro, cui iunctae sunt matrimonio, ferant“*.

In der Poesie der neueren Zeit handelt es sich nun keineswegs nur um die „oscula corporalia atque oralia“, wie sie von jenen Polyhistoren genannt werden, sondern sehr häufig wird der Kuss in einem übertragenen Sinne gebraucht. Namentlich die Romantiker lieben das: „es war als hätte der Himmel die Erde still geküsst“, singt Eichendorff; der Mond küsst die Lotosblume mit seinem Licht (Heine); „es küsset in der Frühe das Morgenrot mich wach“, heisst es in Geibels Mailiede.

Ganz besondere Wandlungen hat im Laufe der Zeiten der Kuss der Freundschaft erfahren. Er wird heute fast nur unter Frauen geübt, unter Männern bei uns nur in seltenen Fällen grösster Vertraulichkeit — freilich machen die souveränen Fürsten, die Kuss und Liebkosung unter sich tauschen, eine Ausnahme. In anderen Ländern, namentlich in den romanischen, herrschen andere Sitten, z. B. kann man in Italien zur Ankunft und zum Abschied überall ein reichliches Küssen beobachten, und wenn gar einer im Parlament eine längere Rede gehalten hat, so drängen sich die Parteifreunde zu Kuss und Umarmung eifrig heran. Hier wäre auch des in Russland üblichen Osterkusses zu gedenken, der ja freilich auf religiösen Ursprung zurückgeht (vgl. oben S. 8 ff.). In Deutschland war früher der Kuss der Freundschaft auch unter Männern sehr verbreitet; in seinem Gedichte „an die Freude“ sagt Schiller: „Seid umschlungen Millionen! Diesen Kuss der ganzen Welt!“ Weniger begeistert klingt es, wenn Klopstock an Gleim schreibt: „vergessen Sie nicht, zu mir auf einen Kaffee und auf einen Kuss zu kommen“; der Mann ist als Vermittler des Kusses der Damen gedacht, wenn Klopstock an anderer Stelle demselben Gleim schreibt: „schicken Sie mir . . . auch von den Damen und Demoisellen in Magdeburg einen gemeinschaftlichen anakreontischen Kuss“ — der sollte auf eine vorgezeichnete Stelle gemalt werden, wie auch unsere Kinder wohl im Briefe, wenn sie Küsse senden, recht anschaulich die Stelle malen. Von Männern erscheint uns solch kindliches Treiben heute absonderlich.

Auch der Verehrungskuss hat seine besondere Entwicklung gehabt: als Kuss religiösen Kultes erscheint er, wenn der Altar oder die Reliquien geküsst werden, und ähnlich wohl ist es zu beurteilen, wenn — wie einst der Herculesstatue in Agrigent — heute noch dem heiligen Petrus in der Peterskirche zu Rom von allen Gläubigen, auch vom Papste,

---

in der kulturhistorisch-literarischen Betrachtung des Kusses reichhaltigen Stoff bringt, diese Dinge auch nicht zu meiner Aufgabe gehören, fasse ich mich im folgenden ganz kurz. Für meine Angaben verweise ich, ausser auf Nyrop, noch auf das „Deutsche Wörterbuch“ V, 2865 ff.

[1]) Hekelius, I. F., De osculis (editio nova). Lipsiae 1689.

der Fuss geküsst wird; wenn wiederum die Kardinäle dem Papste das Knie oder den Fuss küssen, und wenn auch dem Kaiser solche, ursprünglich orientalischer Sitte entstammende Verehrung gezollt wird. Auch zwischen Papst und Kaiser ist der zeremonielle Kuss im Mittelalter üblich. Bei der Krönung Heinrichs VI. am 15. April 1191 in der Peterskirche küsst nach dem Zeremoniell der erwählte Kaiser mit seiner Gemahlin und allen seinen Baronen, geistlichen und weltlichen, dem Papst die Füsse. Nachher erhält der Kaiser auf Stirn und Kinn (rasiert muss er sein, wird hinzugesetzt), dann auf Wangen und Mund den Friedenskuss. Und nachdem er dann als Sohn der Kirche aufgenommen ist, küsst er dem Papst die Brust. Später folgen dann Salbung und Krönung und feierliches Mahl. Vielleicht hängt es damit zusammen, wenn zur Aufnahme in bestimmte Ritterschaften, z. B. in den Orden des goldenen Flieses, der Kuss als Zeremonie geübt wird; und auch der Doktorkuss, der früher an manchen Universitäten vom Dekan dem Promovierten gegeben ward und in der juristischen Fakultät unserer Breslauer Universität bis zum Jahre 1889 üblich war, ist ein Symbol solcher Rezeption. Desgleichen fand die Belehnung des Vasallen mit einem Kusse statt, sodass ein symbolischer Rechtsausdruck ist „jemand mit Hand und Mund belehnen“ — das Handreichen war ein Sinnbild des Aufhebens vom Fussfalle, der Kuss wohl ein Friedenskuss. Mochte es doch öfters geschehen sein, dass sich mächtige Vasallen sträubten, dem Lehnsherrn den Fussfall oder auch den vielfach bezeugten Hand- oder gar Fusskuss zu leisten; von dem stolzen Normannenhäuptling Rollo wird erzählt, dass er, um diesen auszuführen und sich doch nicht dabei zu beugen, Karls des Einfältigen Fuss ergriffen und zum Munde geführt habe; im „Roman de Rou“ wird das so erzählt[1]):

*Quant baiser dut le pie, baisier ne le deigna,*
*La main tendi aual, le pie al rei leua,*
*A sa buche le traist e le rei enuersa;*
*Asez s'en ristrent tuit, e li reis se dreça.*

Ein Verehrungskuss auch ist es wohl, der zur Abwendung des Zaubers gegeben wird. Schon aus dem Altertume hatten wir das Küssen der Erde kennen gelernt. Ein solches auch wird im Volke heute noch zum Schutze gegen das Gewitter geübt und ist vielleicht heidnisch: man bekreuzt sich in Mähren beim ersten Frühlingsgewitter dreimal (das ist selbstverständlich christlich) und küsst dann dreimal die Erde. Als Sühnekuss aber ist es wohl aufzufassen, wenn so oft die Geister und die Verzauberten durch den Kuss erlöst werden: der Gequälte, der zur Strafe für die Schuld, die er an den Menschen begangen, umgehen muss, findet Verzeihung und Sühne durch den Kuss. Auch in unserem Schlesien gibt es vielleicht manche Kusssagen, die dafür sprechen könnten. Freilich muss man bei der Deutung solchen Brauches sehr vorsichtig sein; denn da festgestellt ist, dass der Kuss überhaupt in der christlichen Kirche zum Symbol geworden war, ist damit die Möglichkeit gegeben, dass er als solches gegen alles heidnische Teuflische schützt, also auch gegen allen Zauber zu wirken vermag.

---

[1]) Nach Nyrop, a. a. O. S. 124.

Die Verwendungen wie die Benennungen des Kusses, die wir hier verfolgt haben, lassen sich sicherlich noch aus manchem Gebiete Deutschlands und anderer Länder vermehren, und die Wissenschaft der Volkskunde muss für einschlägige Mitteilungen sehr dankbar sein: in diesen wie in anderen Fällen gibt uns die Fülle zuverlässiger Berichte, auch scheinbar unwichtiger, erst die sichere Grundlage für die vergleichende volkskundliche Forschung.

---

# Weiteres vom Wassermann aus Oberschlesien.

Mitgeteilt von **Dr. Wahner**, Gleiwitz O.-S.

## Erster Teil: Aus Gleiwitz und Umgegend.

Der in ganz Oberschlesien verbreitete Glaube an den Wassermann (poln. utopłiec) ist besonders lebendig noch im wasserreichen Klodnitzthale. Arbeiter und Handwerker, Dienstboten und Schüler wissen viel davon zu erzählen.

I.

Geht man in Laband, erzählt der Schüler Mitschke von dort, abends an der Klodnitz oder am Klodnitzkanal entlang, so hört man ein fortwährendes Plätschern, und es hüpfen rote Enten umher; das sind Wassermänner.

II.

In der zu Laband gehörigen Waldkolonie Pschyschowka gingen einst nach der Erzählung der von dort stammenden Köchin Marie Schlifka eine Anzahl Kinder, Knaben und Mädchen, um die Mittagszeit baden. Badeplatz war ein Tümpel in einer ehemaligen Lehmschachtgrube. Ein Knabe, der nicht schwimmen konnte, ertrank. Die Kinder eilten sofort nach Hause und holten Leute herbei. Die brachten ein ausgehöhltes Brot, in das ein brennendes Licht (geweihte Kerze) gestellt wurde. Das Brot mitsamt dem „Lebenslichte" setzte man auf das Wasser. An der Stelle, wo es halten blieb, lag die Leiche des Knaben. Ein Mann, der gut tauchen konnte, holte sie herauf. Den Knaben hatte der Wassermann, der rote Hosen trägt, geholt.

III.

In Gleiwitz bei der Goretzkymühle, wo ein beliebter Badeplatz, aber auch eine von Selbstmördern gern ausgesuchte tiefe Stelle in der Klodnitz ist, darf man mittags von 12—1 Uhr nicht baden. Denn da kommt der Wassermann in roten Hosen und roter Zipfelmütze. Zuerst klascht er in die Hände. Sieht man neugierig nach, so greift er mit den Händen zu und zieht hinunter. Er kann sich auch in einen Frosch, in eine Maus oder in einen Hasen verwandeln. Läuft man den Tieren nach, so ertrinkt man. (Erzählung des Schülers Liboschik und anderer.)

IV.

Ein Mann in Gleiwitz wollte sich in der Klodnitz ertränken. Schon hatte ihn der Teufel (oder der Wassermann) gepackt, um ihn hinabzuziehen, da warf ihm ein anderer ein Skapulier zu, und dadurch wurde er vor dem Tode bewahrt.

V.

Der alte Münzer, der frühere Besitzer einer Dampfmühle in Gleiwitz, soll seinen Tod im Klodnitzkanal gefunden haben, der dort vorbeigeht. Vor seinem Tode sah man an der Unglücksstelle einen Mann in roten Hosen. Das war der Wassermann.

VI.

An der über einen Seitenarm der Klodnitz führenden Brücke beim Gleiwitzer Schlachthaus sollen abends öfters bunte Bänder hängen. Nun kamen einmal dort Arbeiterinnen vorbei und wollten sich die Bänder, die ihnen ausserordentlich gefielen, nehmen. Wie sie sich aber darnach bückten, wurden sie von den Bändern ins Wasser gezogen.

(Mitteilung des Schülers Haber.)

VII.

Dem Tertianer Bergmann verdanke ich die beiden folgenden Sagen:

Ein Herr ging abends nach der Klodnitz Fische fangen. Er hatte einen ziemlich weiten Weg. Als er schon lange am Wasser sass und angelte, tauchte vor ihm im Wasser eine Gestalt auf. Er erschrak darüber, liess die bereits gefangenen Fische liegen und eilte hinweg. Die Gestalt aber folgte ihm und blieb stehen, sobald der Herr Halt machte und sich umdrehte. Als er nach der Stadt kam, ging er in das Haus eines Freundes. Da rief ihm die Gestalt noch nach: „Morgen bin ich bei dir!“ Am nächsten Tage aber war die Tochter des Herrn eine Leiche.

VIII.

Ein Mann erwartete für den Abend seinen Bruder aus Amerika. Zuvor ging er noch in den Wald, um Holz zu sammeln. Dazu nahm er einen grossen Sack mit. Als er denselben mit Holzspänen und Klötzen gefüllt hatte, nahm er ihn auf den Rücken und machte sich, immer in Gedanken an seinen Bruder, auf den Heimweg. Auf einmal hörte er aus dem Sack eine Stimme, die ihn mit Namen rief. Voll Schreck liess er den Sack fallen und lief fort. Als er sich von fern umsah, stand eine rote Gestalt am Sack, die in die Hände klaschte und sich freute ob des gelungenen Streiches. Als der Mann nach Hause kam, war sein Bruder bereits eingetroffen; aber auch das gesammelte Holz lag schon auf dem Tische.

IX.

Einstmals verkleideten sich Strolche in Gleiwitz, um die vom Wochenmarkte heimkehrenden Bauern zu überfallen. Sie zogen rote Kleider an und setzten sich rote Kappen auf und versteckten sich im hohen Korn. Als die Bauern vorüberkamen, nahmen sie ihnen das Geld ab. Die Bauern gaben es auch sofort her, ohne jemandem ein Wort von dem Ueberfall zu sagen, aus Scheu vor dem Wassermann.

(Erzählung des Schülers Löwy.)

X.

Ein verheirateter Pferdeknecht in Gleiwitz ritt einst, erzählt der Schüler Meyer, mit den Pferden in die Schwemme und nahm dazu auch seine Kinder mit. Als er die Pferde in der Klodnitz gewaschen hatte, liess er sie auf den Wiesen grasen. Dann badete er seine Kinder, und

schliesslich nahm er selbst ein Bad, während die Kinder am Ufer spielten. Da verschwand der Vater plötzlich vor den Augen dieser. Der Wassermann hatte ihn ertränkt. Andere Knechte fanden seine Leiche nahe am Ufer an einer ganz seichten Stelle.

XI.

An der jetzigen evangelischen Kirche in Gleiwitz war früher ganz sumpfiger Boden; die Leute, die zur Kirche gingen, mussten dort vorbei, da es keinen andern Weg gab. Nun sass da immer ein kleiner Mann und lächelte. Man fürchtete ihn allgemein als den Wassermann. Ein Mann der sich nicht vor ihm zu fürchten erklärte, wurde einst von dem Wassergeiste gefasst und zu Boden geschmettert. Seine Frau sprach eiligst einige Gebete und blieb verschont. Sie gelangte glücklich nach Hause, während der Mann erst viel später dort anlangte, noch ganz ausser Atem. (Erzählung der Frau Fleischermeister Liboschik.)

XII.

Auch die aus Ottmachau berichtete und von Kühnau Mitteil. IX, 2, S. 21 verzeichnete Sage kennt man hier in Gleiwitz in etwas verändeter Form, die mir der Schüler Simonides übermittelte. Darnach kam der Wassermann, nicht ein Wasserweib, zum Fleischer. Wo er stand, bildete sich immer eine kleine Lache, und Wasser floss ihm aus dem linken Ohre.

Die übrige Erzählung deckt sich mit dem Bericht bei Kühnau.

Derselbe Schüler teilte mir auch die drei folgenden Sagen mit:

XIII.

Geht man den schmalen Weg an der Ostropka nach der Neuen Welt (grosses Gartenlokal und Restaurant in der Vorstadt von Gleiwitz), so kommt man über eine schmale Brücke. Dort haust der Wassermann. Ein Mann aus Tryneck (ehemaliges Dorf, jetzt Stadtteil) rang dreimal mit ihm. Zweimal schadete es ihm nicht; beim drittenmal musste er sterben.

XIV.

Eine Waschfrau, die abends an derselben Stelle vorbeikam, sah dort den Wassermann liegen. Erst ging sie ruhig vorbei. Da er aber ihrem Manne sehr ähnlich sah, hielt sie ihn für diesen, kehrte um und rüttelte ihn, um ihn aufzuwecken. Nun erkannte sie den Wassermann und lief fort. Er verfolgte sie und hätte sie erreicht, wenn nicht ihr Haus in der Nähe gewesen wäre. Ihren Mann fand sie schon zu Bett.

XV.

Beim Städtchen Tost stand früher eine alte Mühle, bei der es nicht heimlich war. Vom Rade her hörte man nachts viele Stimmen und ein schreckliches Heulen. Da kam einst ein Spielmann zum Müller und erbot sich, den Wassermann zu vertreiben. Der Müller war einverstanden und versprach dem Spielmann eine ansehnliche Belohnung. Alle Bewohner der Mühle wollten der Vertreibung zusehen und versammelten sich in der Mühlstube.

Um Mitternacht kam der Wassermann, um den Spielmann ins Wasser zu ziehen. Der aber fing an, mit der linken Hand auf seinem Instrument

zu spielen. Dann machte er, wiederum mit der linken Hand, drei Kreuzzeichen, ergriff einen langen Strohhalm, machte abermals mit der linken Hand drei Knoten und band damit den Wassermann hinter dem Kachelofen an. Dann sagte er noch den Müllersleuten, sie sollten dem Gefesselten niemals auch nur einen Tropfen Wasser geben.

Eines Tages nun waren der Müller und seine Frau fortgegangen und das kleine Töchterchen des Müllers allein zu Hause. Beim Spielen kam das Kind in die Nähe des Ofens. Da bat es der dort angebundene Wassermann um eine Tasse Wasser. Das Mädchen brachte sie ihm bereitwillig. Als der Wassermann davon getrunken hatte, verschwand er und ward nicht wieder gesehen.

XVI.

Der Schüler Burger erfuhr von einer Frau folgendes Begegnis, bei dem sie selbst als Mädchen beteiligt gewesen zu sein versicherte:

Bei dem nordöstlich von Gleiwitz gelegenen Dorfe Zernik ist ein Teich, an dem Kinder öfters Kühe hüteten. Da sahen sie einst in dem Teiche einen grossen Fisch, den sie mit Steinen zu werfen begannen. Der Fisch aber verschwand. Nach einer halben Stunde kam ein kleiner Junge und sagte zu den Kindern, sie sollten doch in dem Teiche baden. Schon waren die Kinder im Begriff, dem Zureden zu folgen, als eine Frau hinzukam, die dem fremden Jungen zuschrie: „Mach' dass du fortkommst! du willst wohl die Kinder ertränken?“ Und zu den Kindern sagte sie: „Es ist der Wassermann; gestern stand er auch hier und wollte mich, als ich vorüberkam, ins Wasser ziehen“.

XVII.

Ueber einem Teiche bei Peiskretscham hängt bisweilen eine silberne Uhr an silberner Kette. Sie gehört dem Wassermann. Wer gerade an den Teich kommt, wenn dies der Fall ist, stürzt hinein, während die Uhr verschwindet. (Erzählung des Tertianers Schüller.)

XVIII.

Demselben Schüler erzählten bei einem Besuche in Tarnowitz seine dortigen Verwandten:

Tarnowitzer Frauen pflegten bei einem Ziehbrunnen Wasser zu holen. Als sie einstmals den Eimer mit Wasser gefüllt heraufgezogen, war derselbe sehr schwer, denn der Wassermann sass darin. Bei diesem Anblick stoben die Weiber entsetzt aus einander und liefen kreischend nach Haus. Der Eimer aber schwebte mit dem Wassermann ganz langsam wieder zum Wasserspiegel hinunter, obgleich ihn die Frauen mit aller Kraft abgestossen hatten.

XIX.

In Schwientochlowitz bei den Grubenteichen, berichtet der Tertianer Czech, ging abends ein Grubenarbeiter vorbei. Da sprang ihm unversehens etwas auf den Rücken. Der Arbeiter merkte, es sei der Wassermann. Und wirklich zog ihn der auch ins Wasser hinab, so dass er ertrank.

XX.

Aus Zabrze und Umgegend weiss der Ober-Sekundaner Dzivk folgende fünf Wassermannsagen zu berichten:

Ein Bergmann ging früh 4 Uhr zum Schacht. Dabei musste er auf einem nur aus zwei schmalen Brettern bestehenden Steg das Beuthener Wasser in Alt-Zabrze überschreiten. Wie er bis an die Brücke kam, suchte ihm ein kleines Männchen den Uebergang zu wehren und ihn ins Wasser zu ziehen. Als aber alle seine Anstrengungen vergebens waren, sprang es ins Wasser, klatschte in die Hände und rief: „Danke Gott, dass du ein Skapulier bei dir hast, das hat dich gerettet“.

XXI.

An einer andern Brücke, östlich von Zabrze, gegenüber der Konkordiengrube wehrte einst ein Pferd einem Bergmanne den Uebergang. Derselbe war evangelisch. Er hatte aber oft von seinen katholischen Mitarbeitern gehört, das Kreuzzeichen schütze gegen den Wassermann. Daran erinnerte er sich jetzt und machte eiligst das Kreuz. Sofort war das Pferd verschwunden.

XXII.

In der Nähe derselben Brücke ging einmal der Oheim des genannten Schülers spazieren; da erschien ihm ein Männchen in roter Kappe. Da er aber schon vom Wassermann erzählen gehört hatte, ergriff er schleunigst die Flucht. Darauf klatschte das Männchen in die Hände, dass es weithin schallte.

XXIII.

Ein Dienstmädchen aus Gwosdek bei Zabrze erzählte, jeden Abend sei ein Mann in schwarzer Kleidung in ein Haus des Ortes gekommen und habe Feuer für seine Pfeife verlangt. Dabei pflegte er, von seinen Kollegen zu erzählen, die viel kleiner als die Menschen wären. Dadurch stutzig gemacht, ging der Besitzer des Hauses dem Fremden eines Abends nach und sah, wie der Mann plötzlich ins Wasser sprang und nicht wieder hervorkam.

XXIV.

Bei Sosnitza, Kr. Zabrze, stehen an der Krümmung des Klodnitzkanals eine Menge Sträucher mit roten Knospen (soll heissen: Samenkapseln; gemeint ist offenbar das Pfaffenhütlein, das wirklich dort stark vertreten ist). Wenn man diese abreissen will, so erscheint ein Mann mit roter Kappe, der einen ins Wasser zu ziehen sucht.

XXV.

Im Zaborzer Walde ist ein grosser Teich. Dorthin ging ein Knabe fischen. Als er schon viel gefangen hatte, sah er einen Hasen herbeilaufen. Der Knabe liess sogleich die Angelrute fallen und jagte dem Hasen nach. Plötzlich sprang der ins Wasser. Der Knabe ihm nach. Da versank der Hase auf einmal, und an derselben Stelle auch der Knabe. Der Wassermann hatte ihn hinuntergezogen.

(Mitteilung des Schülers Ciupka.)

XXVI.

Dem oben genannten Schüler Liboschik teilte ein Fleischergesell mit, dass man in Myslowitz oft einen Jüngling am Wasser sitzen sah, der etwa achtzehnjährig zu sein schien. Er trug eine rote Mütze, sah

blass aus und hatte Pferdefüsse. Vom linken Rockzipfel tropfte ihm beständig Wasser. Als man ihn fragte, woher er wäre, und wie alt er sei, konnte er keine Antwort geben. Nun wollte man ihn erst nicht loslassen. Erst nach 2 Tagen that man es; da verschwand er und erschien seitdem wieder am Wasser.

XXVII.

Einen neuen Zug enthält noch die Mitteilung des Oberprimaners Konietzny:

Als unser Herrgott die bösen Engel aus dem Himmel warf, fiel ein Engel in die Hölle, in das Feuer, ein anderer ins Wasser. Der letztere war der Wassermann.

Wenn der Wassermann verschwindet, so lässt er ein höhnisches Hahaha hören.

Er soll auch Töchter haben, die ganz von seiner Art sind. Sie mischen sich z. B. im Wirtshause unter die Tanzenden, bezaubern alle und verschwinden plötzlich, ohne dass es jemand merkt. Junge Burschen folgten ihnen einst nach und sahen sie auf einmal im Flusse untertauchen.

## Zweiter Teil: Aus dem Kreise Neustadt OS.

I.

In Neustadt OS. gibt es nach der Mitteilung des Schülers Mentzler, dessen Eltern früher dort wohnten, einen Brunnen, aus dem der Wassermann bei Nacht hervorkommt. Wen er trifft, den sucht er hineinzuziehen. Die Mütter machen den Kindern mit dem Wassermanne Angst und lassen sie nicht gern dort vorbeigehen.

II.

In der Nähe von Neustadt OS. liegt auf einem Hügel ein verzaubertes Schloss. Es gehört dem Wassermann. Nebenan wohnte ehemals in einem Häuschen eine arme Weberfamilie. Die Tochter der Webersleute pflegte das gesponnene Garn in die Fabrik zu tragen.

Als sie der Schule entwachsen war, kam sie aufs Dienst zu einer stolzen Frau. Diese musste sie öfters auf Spaziergängen nach dem Kapellenberge begleiten.

Einst aber ging sie allein denselben Weg. Da kam ein feingekleideter Herr, dem ihr sittiges Benehmen überaus gefiel. Er erkundigte sich eingehend nach ihren Verhältnissen.

Davon erfuhr die Herrin des Mädchens. Sie wurde darob ganz eifersüchtig und schickte das Mädchen, um eine weitere Begegnung zwischen ihm und dem Herrn zu verhindern, auf eine Reise.

Dann zog sich die Frau die Sachen des Mädchens an und ging täglich denselben Weg spazieren, auf dem ihre Bedienung die Begegnung gehabt hatte.

Eines Tages kam denn auch derselbe Herr, erkannte wegen der gleichen Kleider die Täuschung nicht und sprach die Frau an. Das geschah nun öfters, und zuletzt wollte er sie auch heiraten.

Der Hochzeitstag war schon festgesetzt, und die Braut schon festlich angekleidet. Da kehrte unerwartet das Dienstmädchen von der Reise zu-

rück. Sie trat dem Brautpaare auf dem Wege zur Kirche entgegen. Der Herr erkannte sie sofort, liess, ergrimmt über die arge Betrügerei, seine bisherige Braut stehen und führte das Mädchen zum Altar und als Gemahlin auf sein Schloss.

Die stolze Frau, die das Mädchen erst schlecht behandelt und sie um ihren Bräutigam hatte betrügen wollen, ward in einen Wachthund verwandelt, den der Wassermann später ertränkte.

(Erzählung desselben Schülers.)

III.

Bei Neustadt wurde einmal eine Treibjagd veranstaltet. Wie die Hasen von den Treibern herangescheucht wurden, bemerkten die Schützen einen Hasen von ungewöhnlicher Grösse darunter, der eine rote Blume hatte. Natürlich wollte den jeder erlegen. Es schossen auch alle Jäger auf ihn, aber keiner traf. Auf einmal lief der Hase aus der Schusslinie in den Wald zurück. Das wiederholte sich dreimal.

Endlich aber wurde der merkwürdige Hase doch gestellt, und nun lief er direkt auf die Schützen los. Einer derselben schoss eine Ladung gröberen Schrot auf ihn und traf auch.

Der Hase lief bis an einen Teich, schoss einen Purzelbaum in den Teich hinein und blieb verschwunden. Nun war aber der Teich über und über gefroren, und auf der ganzen Eisdecke war auch kein Loch zu sehen. Alle wunderten sich sehr darüber; und noch im folgenden Sommer, als der Teich ausgetrocknet war, suchte man nach dem Hasen; es war jedoch nichts zu finden.

IV.

Als der Vater des Schülers Simonides, teilt mir dieser mit, noch ein Knabe war, ging er einst im Garten seiner Eltern zu Gross-Müllmen, Kreis Neustadt, spazieren. Da sprang in dem Graben plötzlich ein schwarzes Kalb umher mit einem Pferdekopf und langen Ohren, dass das Wasser emporklatschte so hoch wie die Bäume. Er lief schreiend weg und konnte lange nicht sprechen. Als sein Grossvater sich das Wasser ansehen ging, war es ganz klar.

V.

Ein andermal ging derselbe Knabe (jetzt Barbier in Gleiwitz) mit einer alten Frau aus Gross-Müllmen nach Klee am Mühlteich vorüber. Aus diesem zweigt sich ein Graben ab und darüber führt ein schmaler Fusssteig. Hundert Schritt vor dieser Brücke sahen die Frau und der Knabe einen Jungen darauf sitzen, der mit den Füssen im Wasser herumschlug. Bekleidet war er mit blauer Hose, roter Jacke und grüner Mütze. Der Knabe hielt ihn für einen Spielkameraden und wollte zu ihm eilen; aber die Alte hielt ihn fest und sagte: „Das ist ein Wassermann!“ Dann betete sie einige Vaterunser. Als sie geendet hatte, lachte der Junge auf der Brücke laut auf, sprang in den Mühlgraben so, dass das Wasser hoch zu den Bäumen emporschlug und war verschwunden.

VI.

Am Mühlteiche in Gross-Müllmen, berichtet derselbe Erzähler, wohnte in einer elenden Hütte eine alte Frau. Eines Tages hatte sie

Gras geschnitten, um es den Kühen vorzulegen. Als sie das Gras zusammenrechen wollte, sprang ein kleiner Frosch immer neben ihr her, und sie hörte, wie eine Stimme immer ihren Namen rief, ganz laut und vernehmlich. Ebenso verstand sie deutlich die Worte: „Nächsten Sonntag kommst Du um 9 Uhr vormittags an den Teich. Da wirst Du drei Ruten finden. Diese sollst Du ausreissen und dreimal damit den Teich schlagen. Dann wird sich Dir ein Weg bilden, an dessen Ende Du ein Häuschen sehen wirst. In dieses gehst Du hinein und thust, was Dir die Frau dort sagen wird".

Die Alte ging darauf zu einem Priester und erzählte ihm das Begegnis.

Der riet ihr, sie solle tun, was ihr geheissen, und gab ihr geweihte Kreide, geweihtes Brot und geweihte Kerzen.

Sie ging nach Hause, und am nächsten Sonntag früh fand sie am Teiche alles so, wie es der Frosch gesagt hatte. Sie schlug mit den drei Ruten den Teich, und sofort bildete sich ein Weg, zu dessen beiden Seiten ein natürlicher Zaun war. Am Ende des Weges sah sie das einstöckige, ganz grün angestrichene Häuschen. Als sie eintrat, sagte die Frau drinnen: „Ach, Ihr seid schon da! Nehmt das Kind hier und geht mit mir in den Garten hinter das Haus!" Die Alte tat so; und als sie im Garten standen, nahm die Frau aus dem Häuschen eine Hand voll Sand und besprengte damit das Kind. Dann sagte sie jener: „Trage das Kind zurück und kehre die Stube aus!" Auch diesem Geheiss kam die Alte nach und nahm, der Weisung der Frau entsprechend, das Kehricht in der Schürze mit nach Hause.

Unterwegs hörte sie alle Verwandten und Freunde, die ihr begegneten, rufen, sie solle warten und sich umdrehen. Aber sie tat es nicht.

Als sie daheim ankam, sagte ihre Tochter: „Seid Ihr schon da? Was habt Ihr denn da in der Schürze?" Die alte entgegnete: „Ich habe das Kehricht wegzuwerfen vergessen". Wie die beiden nun nachsahen, war das Kehricht zu Gold geworden.

Um sich zu überzeugen, ob es richtiges Gold sei, fuhren sie am nächsten Tage in die Stadt zum Goldarbeiter, der es ihnen sofort abkaufte.

## VII.

Dem Mühlteiche zu Gross-Müllmen, wo der Wassermann hausen soll, gegenüber steht ein Wirtshaus. In dieses kamen immer zum Tanze drei schöne Mädchen. Sie erschienen jedesmal um Punkt 9 Uhr und verschwanden ebenso regelmässig um $^3/_4$1 Uhr.

Eines Tages folgten ihnen bei ihrem Weggange einige Bauern, denen es aufgefallen war, dass die Mädchen immer so pünktlich kamen und sich entfernten. Die Männer sahen, dass sie hinter der Brücke, welche über den Mühlgraben führt, verschwanden. Sie gingen hin zu der Stelle und untersuchten die ganze Umgebung, ohne aber etwas zu entdecken. Da dachten sich die Bauern gleich, dass es die Töchter des Wassermanns gewesen seien.

Am nächsten Tanztage bestellten sie bei den Musikanten ein Stück, das von $^3/_4$1 Uhr bis $^1/_4$2 Uhr dauern sollte. — Wieder erschienen die Mädchen. Als sie aber um $^3/_4$1 Uhr, wie gewohnt, fort wollten, liessen

dies die Bauern nicht zu, sondern tanzten mit ihnen bis zum Schluss des Stückes.

Als endlich dieser Tanz beendet war, stürmten die Mädchen fort; die Bauern setzten ihnen nach und sahen gerade noch, wie jene hinter der Mühlgrabenbrücke ins Wasser sprangen. Hoch auf spritzte dieses, und als die Bauern bis hinkamen, war es mit blutigrotem Schaum bedeckt.

(Von demselben.)

## Dritter Teil: Aus dem Kreise Pless.

Im Plesser Kreise, der mit seinen grossen Fischteichen und den Grenzflüssen Przemsa und Weichsel wohl der wasserreichste des polnischen Oberschlesiens ist, kennt man den Utopłiec natürlich allerwärts.

I.

Bei Nicolai gab es früher viele Teiche, zwischen denen schmale Wege hinliefen. Einst kam ein Weib des Weges und sah, wie ein feiner, schwarzgekleideter Herr immerfort ins Wasser hineinsprang und wieder herauskam. Während die Frau noch dastand und nicht wusste, was das bedeuten sollte, wurde sie von einem herbeilaufenden Knaben gewarnt, sich ja nicht umzusehen; sonst sei sie verloren, denn jenes wäre der Wassermann. (Mitteilung des Schülers Simonides.)

II.

In Wôschütz bei Orzesche heisst es, in einem Teiche, aus dem Wasser über eine Schleusse rauscht, darf man nicht baden; denn dort wohne der Wassermann. Er haust in einer Höhlung (konski-do = Pferdeloch). Seine Farbe ist rot und schwarz. Fällt einem beim Baden etwas ins Auge, so darf man nicht weiter baden; denn dann kommt der Wassermann. Ertrunkene „hat der Wassermann geholt".

(Vom Primaner Gerlatzek.)

III.

In Gross-Chelm ging eine Schar Kinder in einen Teich baden. Nach beendetem Bade verliessen alle den Teich bis auf einen Jungen. Dieser verschwand plötzlich unter der Oberfläche, und es kam den andern schon am Ufer befindlichen Kindern so vor, als wenn er von jemandem hinuntergezogen wurde und er sich heftig dagegen sträubte. Noch einmal kam er an die Oberfläche, um dann wieder zu verschwinden. Nun liefen ihm die andern zu Hilfe und zogen ihn besinnungslos unter grosser Anstrengung heraus.

Bald darauf gewahrten sie alle oben auf dem Wasser ein kleines Männchen in blutroter Kleidung, dessen Beine in einen Fischschwanz ausliefen. Es hatte verschiedene Spielsachen und Näschereien bei sich, wie Bänder, Malztafeln u. s. w., und lockte die Kinder damit. Diese aber liefen schleunigst weg, und auch der aus dem Wasser gezogene Knabe, der inzwischen die Besinnung wiedererlangt hatte, eilte ihnen nach. Das Männchen verfolgte ihn und rief ihm nach: „Kehre doch um, Kleiner, ich will dir viele schöne Sachen schenken". Doch der Knabe liess sich nicht betören, sondern folgte seinen Altersgenossen, die ihm warnend zuschrieen: „Komm doch! Es ist der Utopłiec!" (Vom Primaner Radwański.)

IV.

Wenn man abends in der Przemsa baden will, so muss man, heisst es in Gross-Chelm, zuvor das Kreuz machen, sonst kommt man nicht mehr heraus; der Wassermann holt einen. (Von demselben.)

V.

In Gollawitz bei Gross-Chelm ging ein Bauer, dessen Frau erkrankt war, abends nach Alt-Berun, um aus der dortigen Apotheke Arznei zu holen. Vor dem Rückweg trank er in einem Gasthaus noch einige Glas und schlug dann einen kürzeren Weg über die Wiesen ein. Dabei musste er auf einem schmalen Brettersteige einen Graben überschreiten.

Dort trat ihm ein kleines, weisses Männchen mit roter Kapuze entgegen und grüsste ihn. Der angetrunkene Bauer aber gab eine unfreundliche Antwort. Daraufhin packte ihn das Männchen bei der Gurgel und suchte ihn ins Wasser zu ziehen. Der Mann aber war kräftig und wehrte sich. Da fuhr ihm der Wassermann so arg im Gesicht herum, dass er ganz verkratzt zu Hause ankam. (Von demselben.)

VI.

Ein Postbeamter aus Alt-Berun ging eines Nachmittags nach Neu-Berun, um etwas zu besorgen. Nach Erledigung seiner Geschäfte machte er sich gegen Abend auf den Heimweg. Um diesen abzukürzen, schlug er einen Feldweg ein, der ihn über eine Wiese nahe an einem Teiche vorbeiführte. Von Ferne sah er am Rande des Teiches einen kleinen Jungen, der flott tanzte und dabei sang. Anfangs hielt er ihn für einen Hirten, wunderte sich aber, dass kein Vieh zu sehen war. Der Beamte setzte seinen Weg fort, und als er nur noch wenig entfernt war, erkannte er in jenem ein kleines Männchen, das sich gar nicht in seinem Tanze stören liess. Er näherte sich ihm immer mehr und musste, um ganz zu ihm zu gelangen, einen Abflussgraben des Teiches überschreiten. Ueber diesen führten zwei aneinandergelegte Bretter. Wie er sich nun daran machte, sie zu passieren, sah er plötzlich, dass das kleine Männchen sich vergrösserte und dass schliesslich eine Gruppe von gewaltigen Männern daraus entsand, und es schien ihm, als ob diese ihn am andern Ende des Brückensteges erwarteten. Erschrocken bekreuzte er sich, wandte den Rücken und eilte, so schnell ihn seine Beine tragen konnten, hinweg.

Nachdem der Beamte eine Strecke gelaufen war, blieb er stehen und schaute zurück. Im gleichen Augenblicke sah er, wie ein Feuerstrahl von der Stelle aus, wo die Gruppe der Männer stand, nach Art eines Blitzes im Bogen an ihm vorbei in den Teich sauste. Dann war alles verschwunden. Der Mann aber traf erst den nächsten Tag um die Mittagszeit zu Hause ein und beteuerte, dass die Erscheinung der Wassermann war. (Von demselben.)

---

## Die Spillahulle.

Von **Dr. Kühnau.**

Lange Zeit war es mir unmöglich, etwas von der Spillahulle aus dem Volksmunde zu erfahren. Es schien fast, diese alte schlesische Spuk-

gestalt sei aus dem Volksbewusstsein geschwunden. Nun habe ich sie aber doch entdeckt.

Die 62jährige schwerhörige Frau Meisel aus Woitz bei Ottmachau erzählt von ihr:

Mei Voater woar aus Kupperhommer. Und dô mussta de Kinder (in der Familie des Grossvaters) immer jeda Tâg de richtige Zoahle spinna. Nuppersch Kinder sponna ô, aber se wurda immer ni fertig. 'S sullda immer 50 Gebind a Tâg gespunna sein. — Nu hotta se bei a Nupperschleuta an Taller mit Holunderpappe uf-m Fanster stihn. Doas is anne schworze Pappe, die werd eis Kühle gestallt, und wenn se an Tâg gestanda hôt, dô werd se asu feste wie Gollerte. Doas êne Mâdla woar nu wieder amôl ni fertig gewurn, und dô spricht der Voater zur Mutter: Setz ock doas Ding ufs Fanster naus bei de Holunderpappe, dô koan se de Spillahulle mitnahma. Und dô hoan se se nausgesotzt. Wie se nu beim Obendassa sitza, spricht der Voater: Sieh ock amôl nôch, ich hür ju nischt meh vô dam Mâdla. Und wie se nochsahn, dô îs kê Mâdla meh dô und kêne Holunderpappe meh. Nu hoan se gesucht, überoalle nuppergleiche und eim ganza Durfe und hoan gefroat. Aber kê Mensch hotte woas vôn-er gesahn, se woar halt weg wie vô der Arde verschwunda. Und dô soata se: De Spillahulle hätt se werklich gehullt. De Aeldern aber hoan sich doas asu sihr zu Herze genumma, doss se sich hoan eigeläit und nôch sechs Wucha sein se olle bêde gesturba. Doas hôt mei Voater derzâhlt. Wie mer Kinder woarn, dô hiess ock immer: De Spillahulle giht im, und mer sellda fleissig sein, doss mer de Zoahle ûfbrächta. De Spillahulle sitt dorchs Fanster, und wenn ma ôbends no ni fertig îs, do spricht se:

Verzage nich, verzage nich!
Warum spinnst du die Zahl am Tage nich?

Se îs a verwünschtes Ding, a su a Bolg wie de Wossernixe, altfränksch, mit kurza Benn und Ôrma, halt a su a klênes verwünschtes Weibsbild.

Eine geborene Leobschützerin teilt mit, dass in Leobschütz die Spillagritte bekannt sei. Als sie noch Kind war, hat ein Dienstmädchen ihr und ihren Geschwistern immer von der Spillagritte erzählt, einem Wesen, das den noch abends arbeitenden Spinnerinnen durchs Fenster zuruft:

Verzage nicht, verzage nicht!
Was spinnst du die Zahl am Tage nicht?

Wenn der Wind im Feuer des Ofens heulte, da hiess es, die Spillagritte komme vom Ofen her in die Stube herein.

---

## Kleine Mitteilungen.

Wie Herr Professor E. Hoffmann-Krayer in Basel uns freundlichst mitteilt, ist die in den „Mitteilungen“ Heft IX S. 26 als unecht verdächtigte Sage sehr weit verbreitet, man vergleiche Lütolf, A., Sagen, Bräuche und Legenden aus den fünf Orten Luzern, Uri u. s. w. Luzern 1865, S. 324. Auch das S. 45 genannte Spiel ist, vielleicht etwas abweichend,

in der Schweiz bekannt: in Basel nennt man es **Möpperle** (substantivierter Infinitiv).

In Heft VIII Nr. 3 (S. 26) der „Mitteilungen" war angefragt worden, ob etwa für das Erntevergnügen, das in Kohlhöhe (Kreis Striegau) „**Hafertanz**", sonst auch „Erntevalet" und „Sichelbier" genannt wird, noch andere Bezeichnungen bekannt seien. Hierzu schreibt uns Fräulein Marie **Röhlicke** in Breslau folgendes: In Ruppendorf, Kreis Sagan, wie in mehreren Dörfern in der unmittelbaren Umgebung von Sorau NL., findet an einem Sonntag im Juli der „**Lobtanz**" statt. Ueber die Art dieser Erntefeier habe ich nicht viel mehr erfahren, als dass Kuchen gebacken wird und am Abend Tanz im Gasthause stattfindet. Der frühe Zeitpunkt dieses Erntefestes erklärt sich daraus, dass in der Gegend sehr wenig Getreidebau getrieben wird.

Zur Erinnerung an unser jüngst verstorbenes hochverdientes Mitglied Hauptmann R. **Cogho** zu Warmbrunn werden wir auf ein sinniges Gedicht des Kgl. Sanitätsrats Dr. **Baer** in Hirschberg aufmerksam gemacht, das bei einer Feier für Cogho am 16. Oktober 1895 gesungen ward. Es heisst „Der neue Rübezahl". Darin heisst es unter anderem, nachdem vom alten, bösen Rübezahl die Rede gewesen ist:

Doch einen neuen Rübezahl
Will ich heraufbeschwören;
Das ist ein Geist nach unsrer Wahl
Und wert der höchsten Ehren. . . .
Ihr habt ihn ja schon oft gesehn
In strammen Wadenstrümpfen,
Mit Schnürschuhn wie gemacht zum Gehn
Auf trocknen Hochmoorsümpfen,
Mit Wettermantel, Stock und Hut
Und runder Leibesfülle;
Aus buschgen Brauen schaun so gut
Die Augen durch die Brille.

So wandert er bergauf, bergab,
Und in den stillsten Gründen
Mit seinem goldnen Zauberstab
Weiss er den Schatz zu finden. . . .
Holzhacker hält er an im Wald,
Die müssen ihm berichten,
Was durch des Volkes Mund noch schallt
Von Sagen und Geschichten. . . .
So wandelt er durch Wald und Flur
Nun schon seit sechzig Jahren,
Und Segen spriesst auf seiner Spur,
Wir haben's all erfahren u. s. w.

Ss.

# Literatur.

**Carl Klimke, Das volkstümliche Paradiesspiel und seine mittelalterlichen Grundlagen.** (Germanistische Abhandlungen, hrsg. von F. Vogt, XIX. Heft.) Breslau, Verlag von M. & H. Marcus, 1902. VIII und 96 S. 8°. M. 3.—.

Unter den Resten mittelalterlicher dramatischer Volkspoesie, die sich bis in die volkstümlichen Ueberlieferungen der Gegenwart hinübergerettet haben, nehmen neben den Weihnachtsspielen die Paradiesspiele einen verhältnismässig breiten Raum ein. Es sind dies diejenigen, die die Geschichte des ersten Elternpaares, Adams und Evas, und des Sündenfalles zum Gegenstande haben. Ursprünglich bildete dieses Ereignis nur den ersten Akt in der Entwicklung des grossen christlichen Weltdramas, das nach mittelalterlicher Auffassung Anfang und Ende aller Dinge in sich schliesst. Dem entsprechend finden wir den Sündenfall im Mittelalter auch durchweg in den Rahmen der grossen Passions- und Fronleichnamsspiele als Eingangsscene eingefügt. Die Volksspiele der neueren Zeit haben dagegen die Geschichte selbständig ausgestaltet, wobei einmal eine Bearbeitung Hans Sachsens von 1548, dann „das grosse Leben Jesu Christi" des Kapuzinerpaters Martin Kochem von 1680 von grossem Einfluss gewesen ist. Von neueren Spielen die thatsächlich noch die alte Grundlage durchschimmern lassen, weiss unser Buch neun Fassungen anzuführen, die sich über das ganze deutsche Sprachgebiet vom Elsass bis nach Ungarn hin verteilen; auch ein schlesisches ist dabei. Klimke hat sich nun mit seiner Aufgabe, die Geschichte dieser Gattung zu verfolgen, recht hübsch abgefunden. Er betrachtet im ersten Teil seiner Arbeit die mittelalterlichen Dramatisierungen des Sündenfalles, indem er ihre Stellung innerhalb des gesamten geistlichen Dramas bestimmt, dann die einzelnen Fas-

sungen mit einander vergleicht, ihre Uebereinstimmungen und Verschiedenheiten feststellt, einen Ueberblick über die Entwicklung aus der lateinischen Grundlage giebt und schliesslich auf die Art der Aufführung eingeht, wobei aber auf R. Heinzels „Beschreibung des geistlichen Dramas im M.A.“ hätte Bezug genommen werden können. Den Uebergang zum nächsten Teile vermittelt der Schlussabschnitt dieses ersten, in dem die gegen Ende des Mittelalters hinzukommenden geistlich-gelehrten und tendenziösen Elemente erörtert werden. In ganz ähnlicher Weise wird auch der zweite Teil, der sich mit den Paradiesspielen der neueren Zeit befasst, durchgeführt. Es erfolgt zunächst ein kritischer Vergleich der neueren Spiele mit den mittelalterlichen, dann eine Vergleichung der neueren unter einander, wobei besonders das Verhältnis von Hans Sachsens Werk eingehend behandelt wird, das seinerseits übrigens auf dem lateinischen Stück „Protoplastus“ von Hieronymus Ziegler (1545) beruht. Nachdem dann auch hier noch einiges über die sehr einfachen Aufführungen gesagt ist, schliesst die dankenswerte Arbeit mit einem zusammenfassenden Ueberblick über die Verbreitung dieser volkstümlichen Schauspiele. H. J.

---

# Anzeigen.

Am 9. Januar fand die Hauptversammlung der Gesellschaft statt. Auf Vorschlag des Vorstandes ward unser Gründer und langjähriger Leiter Prof. Dr. Fr. Vogt in Marburg einstimmig zum Ehrenmitgliede erwählt. Sodann gab der Vorsitzende einen Überblick über die Tätigkeit der Gesellschaft im Jahre 1902 und gedachte der verstorbenen Mitglieder Hauptmann Cogho in Warmbrunn und Prof. Dr. Scholz in Breslau. Dann legte Herr Hofkunsthändler Bruno Richter als Schatzmeister Rechnung, und schliesslich fand die Wahl des Vorstandes statt.

Im Jahre 1902 wurden folgende Vorträge gehalten:

am 10. Januar Gymnasialdirektor Prof. Dr. Feit über „Breslauer Häusernamen“;
am 14. Februar Univers.-Prof. Dr. Skutsch über „Sternglauben und Sterndeuterei“;
am 14. März Oberlehrer Dr. Jantzen über „Volkskunde und Psychologie“;
am 9. Mai Univers.-Prof. Dr. Norden über „Jenseitsvorstellungen in der antiken Poesie“;
am 21. November Univers.-Prof. Dr. Siebs über „die vergleichende Betrachtung eines volkstümlichen Brauches: der Kuss“;
am 12. Dezember Lehrer Reinelt (Philo vom Walde): „Streiflichter auf das schlesische Volksleben, nach seiner Dichtung ‚Leutenot‘“.

Ausserdem fand am 26. Januar das Winterfest der Gesellschaft statt, auf dem schlesische Volkslieder unter Prof. Dr. Bohns Leitung gesungen und altschlesische Bauerntänze getanzt wurden und „'s Julerle von Priezelte“ zur Aufführung kam. Am 8. Juni ward das Stiftungsfest mit einem Ausfluge nach Patschkau gefeiert; es sprachen Prof. Vogt über die Ziele der Volkskunde und Prof. Skutsch über Sternglauben (Fortsetzung).

---

Beiträge für die „Mitteilungen“ sind zu richten an den Herausgeber Univ.-Prof. Dr. Th. Siebs, Breslau XIII, Hohenzollernstrasse 53 II.

---

Anmeldungen zur Mitgliedschaft wolle man an den Herrn Schatzmeister Kgl. Hofkunsthändler Bruno Richter, Breslau, Schweidnitzerstr. 8, richten; für die Einwohner von Breslau beträgt der Jahresbeitrag 3 Mark, für Auswärtige 2 Mark. Jedes Mitglied der Gesellschaft erhält die „Mitteilungen“ nummerweise sogleich nach dem Erscheinen unentgeltlich zugesandt. Um eine regelmässige Zustellung zu ermöglichen, sind Adressenveränderungen sogleich dem Herrn Schriftführer Bibliothekar Dr. Hippe, Breslau, Opitzstr. 3, anzuzeigen.

---

Am 9. Januar hielt Prof. Dr. K. Zacher einen Vortrag über „Rübezahl, sein Werden und Wesen“; am 13. Februar trug Dr. Karl Hauptmann aus Schreiberhau seine (noch nicht gedruckte) Erzählung aus dem schlesischen Volksleben „Die Bradlerkinder“ vor; am 6. März sprach Museumsdirektor Dr. Seger über „Die Denkmäler der Vorzeit im Volksglauben“.

In der nächsten Sitzung, die am **8. Mai** stattfindet, wird Prof. Dr. O. Hoffmann einen Vortrag halten.

---

Schluss der Redaktion: 8. März 1903.

**Buchdruckerei Maretzke & Märtin, Trebnitz i. Schles.**

# Mitteilungen

der

## Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde

herausgegeben

von

**Th. Siebs.**

Jahrgang 1903. **Breslau.** Heft X. № 3 und 4.



# Rübezahl und seine Verwandtschaft.

Von Prof. **Dr. K. Zacher.**

Mit dem Namen Rübezahl verbindet jeder Schlesier, ja fast jeder gebildete Deutsche, eine ganz bestimmte Vorstellung. Es tritt ihm sofort das Bild des mächtigen Berggeistes vor die Seele, des launischen Wetterherren, der auch mit Menschen freundlich und feindlich verkehrt, gern Schabernack spielt, aber doch im allgemeinen dem Ehrlichen und Braven gegenüber wohlwollend und hilfreich ist, während er die Schlechten bestraft.

Es ist nun aber ganz klar, dass dieser Rübezahl erst das Produkt einer dichterischen Tätigkeit, sei es einzelner, sei es des ganzen Volkes, ist. Die Vorstellung einer so mit konkreten individuellen Zügen ausgestatteten, plastisch herausgearbeiteten Persönlichkeit kann sich nur erst allmählich entwickelt haben. Da entsteht denn die natürliche Frage: was ist denn Rübezahl eigentlich von Haus aus und ursprünglich? Aus welchen älteren Elementen ist die heutige Vorstellung erwachsen?

Diese Frage ist merkwürdiger Weise erst seit einigen Dezennien ernsthaft aufgeworfen worden[1]) und hat zu sehr verschiedenen Beantwortungen geführt; völlig gelöst ist sie auch jetzt noch nicht, obwohl die Forschung schon eine Anzahl wichtiger Anhaltspunkte ergeben und den Weg, der zum Ziele zu führen verspricht, gewiesen hat.

---

[1]) Die Veranlassung dazu gab eine vom österreichischen Riesengebirgsverein Dec. 1882 ausgeschriebene Preisfrage „Rübezahl, seine Begründung in der deutschen Mythe, seine Idee und die ursprünglichen Rübezahlmärchen“. Die dies Thema behandelnden Arbeiten von L. F. Richter, J. Böhm, Frhr. v. Schulenburg, E. Schranka sind in der Zeitschrift „Das Riesengebirge in Wort und Bild“ 1883—1884 abgedruckt (auch in Buchform zusammen gedruckt, Hohenelbe 1884). Weiterhin hat sich besonders Prof. Dr. Regell um den Gegenstand verdient gemacht, in Aufsätzen in der Schlesischen Zeitung (vor allem d. Feuilleton „Zur Rübezahlsage“ in Nr. 678, 681, 684 des Jahrg. 1894) und im „Wanderer im Riesengebirge“, indem er namentlich auf die Notwendigkeit einer strengen methodischen Quellenkritik hinwies. Die Schrift von A. Lincke „Die neuesten Rübezahlforschungen“, Dresden 1896, ist verdienstlich wegen der reichen Materialsammlung, aber unübersichtlich und unkritisch.

In der ersten Begeisterung griff man nach dem höchsten und glaubte in dem mächtigen Beherrscher des Gebirges, wie er uns vor der Seele steht, eine der Gottheiten sehen zu müssen, welche die Germanen einst auf den Höhen des Gebirges verehrten, und man hat in ihm bald Wodan, bald Donar, bald den Sonnengott finden wollen, oder gar eine Mischung aus allen Dreien.

Es ist ja nun richtig, dass unter dem, was von Rübezahl erzählt wird, sich manches findet, was mit dem Wesen, der Erscheinungsform und den Mythen jener Gottheiten übereinstimmt. Aber das sind doch immer nur vereinzelte Züge, oft recht nebensächliche (wie wenn von der Erzählung, dass Rübezahl sich einmal in ein Wagenrad verwandelt, auf seine Natur als Sonnengott geschlossen wird). Fassen wir sein Gesamtbild ins Auge, so ist nicht zu verkennen, dass er vielmehr zu denjenigen Wesen des Volksglaubens gehört, welche man seit Grimm elbische zu nennen gewohnt ist. Darunter sind verstanden alle die untergeordneten göttlichen und halbgöttlichen Wesen, welche nach dem Glauben des Volkes die Luft, Wald und Feld, das Innere der Erde und der Gewässer bevölkern, die Wald- und Feldgeister, Drachen und Kobolde, Riesen [1]) und Zwerge, Moosweiber und Nixen u. dgl. m. An sie glaubte das Volk in heidnischer Zeit neben den grossen Göttern, an sie glaubt es noch jetzt neben Gott und den Heiligen. Es sind das nicht etwa heruntergesunkene Gottheiten, sondern sie sind von jeher neben den Göttern dagewesen, ja sie sind vielleicht älter als diese. Denn sie sind das Erzeugnis einer niedrigeren Stufe mythischer Anschauung, welche die Naturobjekte selbst noch als empfindend und lebenbegabt auffasst. Es ist das Verdienst Mannhardts, durch vieljährigen, in grossartiger Weise systematisch betriebenen Sammelfleiss festgestellt zu haben, dass diese Vorstellungen sich im wesentlichen gleichartig bei den verschiedensten Völkern Europas finden, dass sie auch im klassischen Altertum schon vorhanden waren, ja sich auch in noch älterer Zeit noch nachweisen lassen. Seine Tätigkeit ist auch für die Rübezahlfrage fruchtbar gewesen, obwohl er sie selbst kaum streift, weil sich aus seinen Sammlungen zahlreiche Parallelen zum Rübezahl aus dem Volksglauben anderer Gegenden Deutschlands und anderer Völker entnehmen lassen.

Dass die Figur Rübezahls nicht aus einer im Riesengebirge einst verehrten germanischen Gottheit entstanden sein kann, geht auch aus der Betrachtung der geschichtlichen Verhältnisse hervor. Die jetzige deutsche Bevölkerung Schlesiens und Nordböhmens ist bekanntlich nicht uransässig, sondern erst seit dem 12. Jahrhundert eingewandert. Bis dahin war das Land slavisch. Allerdings hatten die Slaven selbst Germanen verdrängt, die früher einmal, bis ins 6. Jahrhundert, hier gesessen hatten, aber das war viele Jahrhunderte her, und dass von jenen Urgermanen noch irgend ein Rest etwa im Gebirge sich erhalten hätte, ist im höchsten Grade unwahrscheinlich. Wir wissen, dass die Slaven bis ans Gebirge heran und ins Gebirge hinein sassen. Slavisch sind die Namen der Bäche, die an der Koppe entspringen, der Lomnitz und Eglitz auf preussischer Seite, der Aupa auf böhmischer; slavisch ist der Name der höchst gelegenen Ansiedelung im Aupatale: Petzer Kretscham. Die einwandernden Deutschen

[1]) Im weiteren Sinne auch von den mit den eigentlichen Elben verwandten Wesen gesagt.

fanden also das Gebirge entweder unbewohnt oder von Slaven besiedelt. Wenn daher Rübezahl aus einer heidnischen im Gebirge verehrten Gottheit entstanden sein soll, so könnte das nur eine slavische sein, und aus dieser Erwägung heraus hat Donath[1]) die Behauptung aufgestellt: „Unser Berggeist ist ursprünglich ein slavischer, durch das in Schlesien eingedrungene christliche Germanentum erniedrigter Gott, wahrscheinlich der ‚Swantewit', und ‚Rübezahl' ist ein diesem von den christlichen Deutschen beigefügtes Schimpfwort und hat von Anfang an keine andere Bedeutung gehabt als ‚Rübenschwanz'." Gegen diese Annahme spricht dasselbe, was ich vorhin gegen eine Identifizierung Rübezahls mit Wodan oder einer anderen germanischen Gottheit einwandte; es sind nur einzelne Züge in denen das Wesen Rübezahls mit dem Swantewits sich berührt, noch dazu solche Züge, welche bei Rübezahl wahrscheinlich gar nicht ursprüngliche sind, oder wenn sie ursprünglich wären, seine Benennung unerklärlich sein liessen. Denn wenn Rübezahl den Swantewit wiederspiegelt als „den Herrscher der Welt, der die Guten belohnt und die Bösen bestraft, Krankheiten heilt und an menschlicher Freude und menschlichem Unglück teilnimmt", so ist es doch offenbar höchst unwahrscheinlich, dass man ein so gütiges Wesen mit einem Schimpfnamen bezeichnet hätte.

Wenn Rübezahl, was wir als das wahrscheinlichere erklärten, von Haus aus ein elbisches Wesen ist, so können ihn die Deutschen von den slavischen Bewohnern des Landes übernommen, oder sie können ihn mitgebracht haben. Jenes ist an sich durchaus nicht unmöglich. Durch die oben erwähnten Mannhardtschen Forschungen ist erwiesen, dass slavischer und germanischer Volksglaube sehr viel verwandtes haben, und wo Slaventum und Germanentum sich berühren, ist Glaube und Brauch beider Völker oft so vielfach durcheinander gemischt, dass sich die ursprünglichen Bestandteile schwer sondern lassen. Dass aber gerade die Gestalt des Rübezahl nicht slavisch, sondern germanisch ist, also von den einwandernden Deutschen mitgebracht, geht hervor aus dem Namen selbst und aus dem Umstande, dass sowohl der Name als verwandte Gestalten des Volksglaubens in echt deutschen Gegenden nachweisbar sind.

Der Name Rübezahl ist schon sehr früh Gegenstand mannigfacher Erklärungsversuche gewesen. Nicht nur Praetorius, der in seinem Satyrus etymologicus nicht weniger als 100, zum grossen Teil allerdings scherzhaft gemeinte, Etymologieen gibt, sondern auch andere Gelehrte des 17. Jahrhunderts haben den Namen auf die verschiedenste Art und aus den verschiedensten Sprachen ableiten wollen. Noch Grimm hielt ihn für slavisch[2]). Es ist aber jetzt festgestellt, dass die gewöhnliche Benennung des Geistes Rübezal (früher oft auch Rübenzal oder Riebenzal) entstanden ist aus der älteren Form Rübezagel (oder Rübenzagel), wie er in mehreren der frühsten Erwähnungen genannt wird. Dies bedeutet aber weiter nichts als Rübenschwanz. Denn Zagel ist ein altes,

---

[1]) Im „Wanderer im Riesengebirge", 16. Oktober 1882; schon vor ihm Grohmann, Sagenbuch v. Böhmen u. Mähren I, 321.

[2]) Nur der Kuriosität wegen sei der Deutung Veckenstedts gedacht, der (im I. Bd. der Ztschr. f. Volksk. 1889, S. 71) Rübezahl erklären will als den Fischkaiser, aus *ryba* und *czar*, was sprachlich unzulässig ist (s. Regell, Schl. Ztg. 1894 Nr. 678) und zu dem Wesen des schlesischen Gebirgsgeistes in keiner Weise passt.

dialektisch auch jetzt noch vorkommendes Wort für Schwanz und auch Zal ist in derselben Bedeutung noch heut in mitteldeutschen Dialekten, namentlich auch dem schlesischen, gebräuchlich. So sagt Andreas Gryphius mehrfach „wider Zöl noch Schwanz“ (z. B. Gedd. 56, 4), und noch heute redet man in Schlesien vom Zäl des Ochsen als dem Hinterviertel.

Dieses Wort Rübezagel nun ist uns aus dem Mittelalter mehrfach urkundlich als deutscher Personenname belegt. In einer Urkunde aus dem Jahre 1230 in einem Würzburger Kopialbuche lesen wir den Namen *Hermann Rubezagel*; ebenso erscheint ein *Hermannus Rubezagil* in einer Fuldaer Handschrift des 13. Jahrhunderts, und zu Salmansweil im Pfälzischen 1262 ein *Heinricus Rübezagel*[1]).

Also gerade in Mitteldeutschland, d. h. derjenigen Gegend Deutschlands, aus der sicher der grösste Teil der schlesischen und böhmischen Kolonisten stammte, findet sich gerade zu der Zeit, wo jene Einwanderung nach Schlesien stattfand, das Wort Rübezagel wiederholt als Eigenname. Es wäre geradezu unsinnig, wenn wir daraus nicht auf einen Zusammenhang mit dem schlesichen Berggeist Rübezagel schliessen wollten. Sondern wir werden annehmen müssen, dass eine Figur des Volksglaubens jener Gegenden so hiess, nach der einzelne Leute einen Beinamen erhielten, wie wir ähnliche Beinamen auch sonst finden. So ist uns urkundlich, auch aus dem 13. Jahrhundert, ein *Heinricus dictus Coboldus* belegt, und so finden wir auch *Sauzagil* als Personenname[2]). Sauzagel aber[3]) ist ursprünglich gleichfalls Benennung eines Geistes, nämlich des im Wirbelwinde sich betätigenden.

Eben das letztgenannte Wort Sauzagel gibt uns wahrscheinlich auch einen Anhalt zur Erklärung des Wortes Rübezagel als Bezeichnung eines Geistes. Denn der Wirbelwind heisst nicht nur Sauzagel, sondern auch Saukegel, Sauarsch, Saudreck, und geradezu Windsau[4]). Das zugesetzte „Zagel“ ist also nur eine Verstärkung (oder Verkleinerung) des ersten Hauptteils (wie wir ja auch noch scherzend sagen: „Du Affenschwanz“, statt „Affe“)[5]). So könnte auch Rübezagel nur als eine

---

[1]) Die Nachweise gibt E. H. Meyer in Grimms Mythol. III S. 139. Ebenda Belege für das Wort als Ortsname. Bei Nussloch ein Feld „Der Rübenzagel“, und in der Pfalz 20 Morgen Ackers „im Rübenzagil“.

Aus dem 15. u. 16. Jh. wird der Name in Obersachsen als Personenname nachgewiesen von Pfotenhauer in d. Ztschr. des Vereins f. Gesch. u. Altt. Schles. XIII S. 527. Unter den Censualen, welche ein aus der Zeit von 1402—1436 stammendes Zinsregister des Stifts zu S. Afra in Meissen namhaft macht, erscheint auch ein Valtin Rubeczale zu Seilitz; in den Protokollbüchern der Stadt Freiberg findet sich 1571 ein Mann namens Rubenzal oder Rübenzail. (Nach freundl. Mitteilung des Herrn Hugo Jaekel.)

[2]) Arnsburger Urk. 410, 426.

[3]) Schweinezahl bei Praetorius, Daemon. Rubinz. III, 120.

[4]) Grimm, Myth.[4] 236. III, 91. 180. Mannhardt, Wald- u. Feldkulte II, 99. E. H. Meyer, German. Mythol. S. 102.

[5]) Für die Verwendung eines angehängten *Zagel* oder *Zal* zur Bildung von Schimpfnamen oder Spottwörtern gibt schon Praetorius Belege. Wer am ersten Pfingstfeiertag am längsten geschlafen hat, wird Pfingstzahl gerufen (es wird ihm allerdings auch ein Schwanz angeheftet); der Personenname Lemmerzahl in Saalfeld kann nach Praetorius Meinung „anfänglich einem Manne ungezweiffelt aus Possen und Hohn zugeleget seyn“ (Daemon. Rub. III, 121 ff.). Als Nackzahl verhöhnt man ein nackendes Kind „umb Querfurt und Eger (da es zohl oder Zogel vorgebracht und pronunciiret wird)“. Satyrus S. 24. In Böhmen ist *Sauzål* Bezeichnung eines unflätigen Menschen. Böhm,

Modifikation eines einfachen „Rübe" gedacht sein. Und in der Tat findet sich Rübe als Name eines Geistes, und sogar eines Berggeistes. Den Taunus soll nach dem Volksglauben einst ein mächtiger Berggeist Riebe beherrscht haben, dessen Eigentum alle Schätze des Gebirges waren; nach ihm sei Ribhain unterhalb des Feldberges benannt[1]).

Und einen solchen Geist Riebe oder Rübe kann man vielleicht auch sonst noch in Ortsnamen oder Personennamen nachweisen. Zwar dass er in dem Ortsnamen Rübeland stecke, den man mit Rübezal hat in Verbindung bringen wollen, ist wenig wahrscheinlich. Dafür würde allerdings der Umstand sprechen, dass bei Rübeland die berühmte Baumannshöhle liegt, welche ihren Namen nicht, wie meist fälschlich erzählt wird, von einem Bergmann Namens Baumann hat, der sie 1670 zuerst durchkrochen habe (denn sie ist schon Mitte des 16. Jahrhunderts als Bumannsholl oder specus Bumanni bekannt), sondern von dem Bumann (= Buttmann, Butzemann, wilden Mann), d. h. dem Geist, der in ihr haust[2]). Aber die älteste bekannte Namensform des Ortes (im 15. Jahrhundert mehrfach urkundlich belegt) ist Röveland (d. i. Raubeland), latein. rapacum ager, die dort belegene Eisenhütte wird zum Rovelande oder tom rovenlande genannt, und ortskundige Forscher führen den Namen auf das einst in der Nähe gelegene Raubschloss Birkenfeld zurück[3]). Eher könnte man den Namen eines Daemons zu finden meinen in dem Riewenheiwet oder Riewenhaupt bei Niedersachswerfen in der Nähe von Nordhausen, einer vorhistorischen Begräbnisstätte, die dann als Dinggerichtsstätte diente, und an die sich die Sage knüpft, dass ein Riese den Hügel aus seinem Schuh geschüttet habe, weil ein paar Sandkörner ihn gedrückt hatten. Die Sandkörner sind die Steine gewesen die auf dem Hügel liegen[4]). In Zusammensetzung mit Au finden wir das Wort Rübe in Rübenau im Erzgebirge, in der Nähe der Bergstädte Annaberg und Marienberg; in Zusammensetzung mit aha in Rübenach bei Koblenz. In Otternhagen (Hannover) ist ein Rübenberg[5]), in Mecklenburg neben einem Berg, in dem eine verwunschene Prinzessin sitzt, ein Rübenteich (Röbendik)[6]). Im ersten Teil dieser Namen, und es wird ihrer sicherlich noch mehr geben, kann wohl der Name jenes Geistes stecken, wie wir ja auch sonst vielfach Ortsnamen von elbischen Wesen abgeleitet sehen, die nach dem Volksglauben dort ihr Wesen trieben[7]). Und auch in Personennamen mag er

---

a. a. O. S. 4. — Personennamen aus älterer Zeit: *Stritzagel*, Lang Reg. 5, 107 (a. 1166). *Hasinzal*, Arnsburger Urk. 416.

[1]) Jung, d. Regierungsbez. Wiesbaden. Wiesb. 1870 S. 14.

[2]) Proehle, Sagen des Unterharzes S. 216. G. Heyse in d. Ztschr. des Harzvereins III (1870) S. 711 ff.

[3]) Nach freundlicher Mitteilung des Herrn Archivrats Ed. Jacobs in Wernigerode.

[4]) Durch gütige Vermittlung des Herrn Archivrats Jacobs mir zugekommene Mitteilung des Herrn Lehrers Karl Meyer in Nordhausen.

[5]) U. Jahn, Opfergebräuche S. 181.

[6]) Bartsch, Sagen und Märchen aus Mecklenb. I Nr. 357.

[7]) Eine reiche Zusammenstellung aus spätmittelalterlichen Handschriften gibt Mone im Anzeig. f. Kde. d. dtsch. Vorz. VI, 1837 S. 227 ff. Da finden wir u. a.: Wettelbrunnen und Widelborn (für Wichtelbr.); Elbental, Elbatal, Trötschenbrunnen; Buttenberg Butzenthal, Puzzinberch; Schrottenweg, Schratenperg, Schrettlen Aecker, und vor allem sehr viel vom Teufel hergenommene Bezeichnungen: Teufelsloch, Teufelsacker, Tüffelswissen etc. etc. Auch heut aber ist bekanntlich noch viel dergleichen erhalten. In Süd-

ein Zeugnis seiner einstigen Existenz hinterlassen haben. Wie die Personennamen Schratt und Schrott von dem Waldschrat oder dem Hausschrätlein hergenommen sind, wie Butz oder Buttmann zum Familiennamen geworden ist, wie wir Leute finden, die Kobel oder Kobelt heissen oder Wicht oder Wichtel[1]), so mag z. B. der ziemlich verbreitete Name Riebeck oder Ribbeck nur ein Deminutivum von Riebe Rübe sein. Im Breslauer Adressbuch finde ich noch folgende Namen die solcher Abstammung sein könnten: Rübe, Riebe, von Rieben, Rive, Riebeth, Rübel, endlich Rübekeil und Rübarsch[2]), die sich zu Rübezagel verhalten würden wie Saukegel und Sauarsch zu Sauzagel.

Dass der Geist Rübe nach dem Pflanzengebilde genannt sei, ist wenig wahrscheinlich, denn es fehlt die Beziehung. Man hat daran gedacht, dass die Rübe als Symbol der raschen und üppigen Zeugungskraft der Natur aufgefasst sein möchte[3]), aber das wäre doch wohl eine zu allgemeine unbestimmte Vorstellung. Oder man hat daran erinnert, dass die Rübe als etwas gemeines, wertloses gilt, und das Wort „Rübe" daher als Schimpfwort verwendet wird („dämliche Riehbe", „alte Rübe", „alte Runkel")[4]). Man kann auch daran denken, dass zu den elbischen Geistern die Geldbringenden Alraune gehören, die in Gestalt menschenähnlicher Wurzeln gedacht werden[5]). Aber vielleicht hat der Name des Geistes ursprünglich mit der Rübe gar nichts zu tun, sondern ist erst später wegen des zufälligen Gleichklangs mit ihr zusammengebracht worden. Der Name Rübe, althochdeutsch *Rubio* oder *Rubo*, kann abgeleitet sein von derselben Wurzel, die im Griechischen *κρύπτω* steckt. Aus ursprachlichem *krubh* musste germanisch *hrub* werden; also *Hrubo*, der Versteckte, Verborgene[6]). Das wäre kein übler Name für einen Berggeist[7]). Die Weiterbildung Rübezagel setzt allerdings voraus, dass man später, als die Grundbedeutung vergessen war, bei dem Namen des Geistes an die Rübe dachte; vielleicht

---

deutschland z. B. Schrezheim, Schrozberg, Schrattenthal, Schrottenkogl; in Nordwestdeutschland Alfhausen, Alfstedt; in Preussen Kobbelgrube, Kobbelbude; Gibichenstein (Hübichenstein, Gawekenstein) im Harz, bei Halle a. S., bei Grund am Winterberge, beim Dorfe Stöckse, bei der Bergstadt Gmünd. In Schlesien der Herrleberg bei Langenbielau, und häufig Quarg- oder Querxlöcher oder -Steine, Popelberge, Popellöcher, Popelsteine (Weinhold, Verbreit. u. Herkunft d. Deutschen in Schl. S. 241); im Isergebirge Kobelwasser, Kobelhäuser, Kobelhütte.

[1]) Im Breslauer Adressbuch von 1903 sind verzeichnet: 1 Kobel, 1 Kobelt, 2 Kobelke, 5 Kobilke, 8 Graumann, 4 Butz, 4 Schruttke, 6 Riese, 3 Quarg, 1 Wicht, 1 Elfgen, 2 Elflein, 1 Teufel, 2 Teuffel, 84 Engel.

[2]) Dies kann, wie ich nicht verhehlen will, auch polnischer Herkunft sein, und „Fischer" bedeuten, von *ryba* Fisch.

[3]) Lincke, S. 32—34, der auch Zagel als Phallus fassen möchte, S. 42.

[4]) Schulenburg S. 12. Auch in den Bauernnamen der Fastnachtspiele diente die Rübe solchem Zweck: Rübenschlund, Rübendunst u. dgl.

[5]) Die auch zum Teil als beseelte lebende Wesen aufgefasst werden, wie der Kobold (die Uraundl oder Tragerl in Niederösterreich, Vernaleken Mythen u. Gebr. d. Volkes in N.-Oest. S. 258), ja sogar in die Vorstellung des gespenstischen Waldgeistes übergehen (der dunkle Wald, wo das Alräunchen wohnt, bei Chur; Vernaleken, Alpensagen S. 60).

[6]) *Rubo* (allerdings immer ohne h) ist althochdeutsch als Personenname in Förstem. Namenbuch mehrfach belegt (vom 8.—11. Jahrh.), einmal *Ruabo* a. 926. Dazu Ortsnamen: *Rubenhus, Rubenlewa, Rubendorf.*

[7]) Es scheint mir jedenfalls anderen Ableitungen vorzuziehen, an die man denken könnte, etwa von ahd. *riub (ăriub)* = severus trux, oder nd. *riw* = freigebig.

verband man dann damit die Vorstellung von einer bestimmten äusseren Erscheinung desselben: ich erinnere an eine Stelle in Grimms Deutschen Sagen I, 397: „Da entblösste sich der Geist; sein Antlitz war kaum faustgross, verdorrt wie eine Rübe und gerunzelt als ein Schwamm“.

Doch wie dem auch sei, eins scheint nach dem bisher gesagten festzustehen: dass im christlichen Mittelalter in Mitteldeutschland mit dem Namen Rübe oder Rübezagel ein dämonisches Wesen bezeichnet wurde, das in bergigen Gegenden als Berggeist auftrat, und dass die Besiedler des Riesengebirges den Glauben an diesen Geist mitbrachten.

Damit ist aber freilich nicht gesagt, dass jener Geist dem heutigen Rübezahl in allen Stücken entsprochen habe. Es ist vielmehr an sich wahrscheinlich, dass sich die ursprüngliche Vorstellung unter den neuen Verhältnissen verschiedentlich modifiziert und entwickelt hat. Und das geht auch aus einer Betrachtung der Geschichte des schlesischen Rübezahl, soweit wir sie übersehen können, hervor.

Der Rübezahl, den wir kennen, ist der Rübezahl des literarisch ausgebildeten Märchens, ein Produkt längerer literarischer Entwickelung, und nicht unwesentlich verschieden von dem Rübezahl des Volksglaubens, wie er einst im Munde des Volkes lebte. Einst: — denn heutzutage lebt er im Volksmunde nicht oder kaum mehr; es ist eine durch die besten Kenner unseres Sagenschatzes und der mündlichen Ueberlieferung festgestellte Tatsache, dass das Volk, wenn es unter sich ist, nie vom Rübezahl spricht, ihn überhaupt entweder gar nicht oder nur aus Büchern kennt [1]. Es ist mit dem Rübezahl gegangen wie man es oft beobachten kann, dass ein Volksbrauch, eine Volkssage abzusterben pflegen, wenn sie allgemeiner bekannt werden. Freilich, einer der besten Kenner der Sache, Prof. Regell, meint jetzt, von einem Absterben könne hier nicht die Rede sein, da Rübezahl überhaupt nie eine volkstümliche Sagenfigur gewesen sei. Aber da treibt er wohl die Skepsis zu weit. Die Sache liegt folgendermassen.

Seit dem 15. Jahrhundert finden wir öfter Rübezahl erwähnt als ein Gespenst oder einen Geist, der im Gebirge hause; aber das sind entweder einfache Erwähnungen des als bekannt vorausgesetzten Geistes oder es ist von ihm mit wenig Worten die Rede und wird nur kurz sein Wesen oder seine äussere Erscheinung charakterisiert. Zum Gegenstande einer besonderen Schrift machte ihn der Leipziger Magister Johannes Praetorius, ein sehr gelehrter Mann, der aus der Zusammenstellung von allerhand

[1] Cogho, „Wand. im Riesengeb.“ 1893 Nr. 134, S. 153; Regell, „Schl. Ztg.“ 1894 Nr. 684, der sich namentlich darauf beruft, dass Rübezal „in dem reichen Sagenschatze, den wir Professor Knothe verdanken, nur einmal, in der Sammlung von Patschovsky, die aus den ursprünglichsten Quellen geflossen ist, überhaupt nicht vorkommt“. Jedoch sind erst neuerdings von Weinhold in der Ztschr. des Vereins für Volkskunde XI (1901) S. 336 ff. sieben Rübezahlerzählungen veröffentlicht worden, welche Ulrich Jahn 1882 auf einer Fusswanderung im Isergebirge und seinen Vorbergen aus dem Munde der Erzähler (allerdings zumteil achtzig- oder neunzigjähriger) aufgeschrieben hat; und jetzt eben teilt mir Herr Lehrer Reinelt (Philo vom Walde) freundlichst mit, dass er vor Jahren in den Baberhäusern mit einem Holzfäller Bekanntschaft gemacht habe, der noch steif und fest an Rübezahl glaubte und von ihm zu erzählen wusste. — Schon in früheren Jahrhunderten erhielten Fragende öfter die Antwort, dass man von R. nicht gern spreche.

Kuriosa, wozu auch Aberglauben und Sagen gehören, ein einträgliches Geschäft machte. Er liess 1662 ein Buch erscheinen „Daemonologia Rubinzalii Silesii, Das ist, Ein ausführlicher Bericht, Von den wunderbarlichen, sehr Alten, und weit-beschrieenen Gespenste Dem Rübezahl; Welches sich, auf den Gebirgen in Schlesien und Böhmen, den Wandersleuten zum öfftern, in possirlicher und mannigfaltiger Gestalt, und mit seltzamen Verrichtungen, erzeiget: Nebenst vielen andern nachdencklichen Erzehlungen von Betröcknissen, und den fürnehmsten Schlesischen Raritäten: wie auch sonsten mehren kurtzweiligen Schosen: gäntzlich aus vielen Scribenten erstlich zusammen gezogen durch M. Johannem Praetorium, Zetlingensem, Poetam Coronatum Caes.". In demselben ist so ziemlich alles zusammengetragen, was bis dahin gelegentlich über Rübezahl gesagt worden war, und über Namen und Wesen des Geistes in sehr weitschweifiger Weise gehandelt, mit Hineinziehung von sehr viel ungehörigem, und in einem scherzhaft sein sollenden Tone, wie denn der Autor selbst in der Vorrede sich zu den „schnakischen Scribenten" rechnet. Aber Praetorius kannte sein Publikum; das Buch, zu dem bis 1665 noch zwei Teile hinzukamen, fand solchen Anklang, dass es 1668—1673 schon in 3. Auflage erschien; und dann behandelte Praetorius den Gegenstand noch einmal in dem „Satyrus Etymologicus, oder der Reformirende und Informirende Rüben-Zahl", 1672.

Schon in dem ersten Band der Daemonologia hatte Praetorius am Ende eine Anzahl Geschichten von Rübezahl erzählt: „Was Rübezahl für Thaten und Possen gemachet"; der zweite und dritte Band bestehen zum grössten Teil aus solchen Geschichten, und auch im Satyrus sind eine Anzahl mitgeteilt.

Diese Rübezahlgeschichten nun wurden populär und sind allmählich in die Literatur, besonders die Märchen- und Jugendliteratur übergegangen. Aus Praetorius schöpfen oder auf Praetorius gehen zurück alle die später von Rübezahl erzählt haben, soweit sie nicht den Stoff durch eigene Erfindung weitergebildet oder umgebildet oder überhaupt neues dazu gedichtet haben[1]). Das letztere gilt namentlich von Musaeus, dessen „Legenden von Rübezahl" besonders dazu beigetragen haben, den schlesischen Berggeist in ganz Deutschland und über dessen Grenzen hinaus berühmt zu machen. Denn wenn Musaeus auch für seine Märchen die Sagen verwendet hat, die ihm von einfachen Leuten aus dem Volke erzählt worden sind, so hat er doch auch literarische Quellen benutzt und mit dem gesamten Material sehr frei dichterisch geschaltet. Dass ihm gerade für die Rübezahlsagen mündliche Berichte vorgelegen hätten, ist sehr unwahrscheinlich und daher alles das, wofür seine literarische Quelle nicht nachzuweisen ist, mit dem grössten Misstrauen zu betrachten. Namentlich die erste Legende vom Raube der Fürstentochter Emma und von dem Rübenzählen ist zum grössten Teile sicher freie Dichtung.

---

[1]) So auch die Sammlung, die häufig als eine Quelle von eigenem Wert betrachtet wird, im Anhang des Buches „Vergnügte und Unvergnügte Reisen auf das Weltberuffene Schlesische Riesen-Gebirge . . . mit einigen bekannten und unbekannten Historien von dem abentheurlichen Rieben-Zahl vergesellschaftet". Hirschberg 1736. Gewöhnlich als Hirschberger Historien citiert.

Diese jüngeren Bearbeitungen der Rübezahlsage sind sehr interessant, indem sie zeigen, wie ein Sagenstoff in der dichterischen Literatur sich weiter entwickelt, sie sind aber keine Quelle zur Erkenntnis dessen, was das Volk selbst von Rübezahl erzählt oder erzählte. Sind denn aber die Erzählungen des Praetorius eine solche Quelle? Er behauptet zwar, sie seien ihm von glaubwürdigen Personen mitgeteilt worden, nennt auch wiederholt seine Gewährsmänner, wie den Liebenthalischen Boten (d. h. einen Mann, der zwischen Leipzig und dem Städtchen Hohenliebenthal im Vorgebirge, damals einem Hauptsitz des Leinwandhandels, Courierdienste versah), einen Apotheker in Hirschberg u. a. Aber in dem 3. Bande der Daemonologia und in dem Satyrus bekennt er ausdrücklich, viele Geschichten selbst erfunden zu haben. Das macht natürlich gegen seine Glaubwürdigkeit überhaupt misstrauisch, und neuerdings ist man in dem Misstrauen so weit gegangen, dass man ihn überhaupt nicht als Quelle gelten lassen will. Das heisst denn aber doch das Kind mit dem Bade ausschütten. Praetorius erzählt gelegentlich über Verhältnisse des Gebirges, das er selbst mit Augen nie gesehen hat, Dinge, welche genau den Zuständen entsprechen, wie sie heute sind (z. B. das über die Baudenwirtschaft, die Bezeichnung der Wege im Winter mit Stangen etc. gesagte), sodass man erkennt, dass er wirklich zuverlässige Auskunft von Gebirgsbewohnern erhielt. Und er erzählt uns gelegentlich aus anderen Gegenden Ueberlieferungen und Gebräuche, welche heut noch lebendig sind. Daher ist anzunehmen, dass er in der Tat eine Anzahl seiner Erzählungen aus dem Munde schlesischer Gewährsmänner erhielt; manchen sieht man die Echtheit geradezu an. Ueberdies hat er auch ausdrücklich angegeben, an welchem äusseren Zeichen man die nicht von ihm erfundenen Geschichten erkennen könne (nämlich aus der Schlussformel: „doch genug"). Wenn die Leute, welche vor Praetorius von Rübezahl gesprochen haben, von solchen Geschichten nichts mitteilen, so hat das seinen Grund, weil sie kein Interesse dafür hatten; sie erwähnen den Rübezahl gelegentlich aus sachlichen Gründen, oder als Kuriosum, als Gegenstand des Aberglaubens, gegen den sie wohl als Christen und Rationalisten polemisieren. So fühlt sich Caspar Schwenckfeldt in seiner „Hirschbergischen Warmen Bades Beschreibung", Hirschberg 1607, allerdings veranlasst, bei Gelegenheit der Schneekoppe auch den Rübezahl zu erwähnen (S. 157 ff.), als eine der Ursachen, um deren Willen „der Riesenberg weit vnd ferne beschrien sei": er gibt kurz an, was „die Beywohner von ihm fürgeben", bemerkt aber ausdrücklich, er selbst sei „viel mahl daroben gewesen und die Gebürge hin vnd wieder durchgangen, auch deß Nachtes daroben gelegen, aber dergleichen nichts spüren noch sehen mögen", und hält dann eine kräftige Philippica gegen die Leute, welche an böse Geister glauben. Ein solcher Mann hatte natürlich kein Interesse daran, die einzelnen „Thaten und Possen" Rübezahls kennen zu lernen oder gar zu verbreiten. Der erste, welcher an Rübezahl als solchem, als einem Produkt des Volksglaubens Interesse nimmt, ist eben Praetorius gewesen[1]).

[1]) Wie hoch die Gebrüder Grimm die Mitteilungen des Praetorius über Volkssage und Volksbrauch schätzten, geht aus den Worten hervor, die sie ihm in der Vorrede

Dass Rübezahl damals, also im 16. und 17. Jahrhundert, in der Tat eine lebendige Gestalt des Volksglaubens war, und dass die Vorstellung des Riesengebirges geradezu mit der von ihm verknüpft war, beweisen uns alle die gelegentlichen Erwähnungen. Dieselben lehren ihn uns auch von verschiedenen Seiten kennen; aus ihnen und denjenigen Erzählungen des Praetorius, welche als glaubhaft zu betrachten sind, haben wir uns das Bild des damaligen Rübezahl, des Rübezahl der eigentlichen Volkssage, zusammenzusetzen. Es ist von dem heutigen nicht unwesentlich verschieden.

In der ältesten Erwähnung tritt Rübezahl uns als eigentlicher Berggeist oder richtiger Bergwerkgeist entgegen. In einer Wiener Handschrift, welche aus dem 15. Jahrhundert stammt, aber nur in einer Abschrift vom J. 1680 vorliegt[1]), ist die Rede von Bergwerken am schwarzen Berge bei Johannisbad. Da heisst es: „Diese stöllen muss weit sein ausgearbeitet, da man bei nacht umb des Weckirchen oder Bergmönlins willen auffahren muss, und umb den trutz der Geister willen, besonders Riebenzahls". Auch Schwenckfeld sagt von ihm in seiner schon erwähnten Beschreibung des Hirschbergischen warmen Bades: „Dieser, geben sie für, sey ein Herr und Besitzer der Metallen und Schätze, so in diesen Gebürgen verborgen liegen, Derowegen biß anhero niemands derselben theilhafftig werden vnd geniessen können, weil sie der Riebenzahl besessen, ungern von sich lasse". So nennt ihn auch Opitz[2]) den „Birgmann Rübezahl", und so wird wiederholt angegeben, dass er in der Gestalt eines alten Bergmanns oder eines Mönchs erscheine.

Mönchsgestalt nehmen die unterirdischen Berggeister gern an. So sagt Grimm, Deutsche Sagen I S. 3: „Der Berg-Geist, Meister Hämmerling, gewöhnlich Berg-Mönch genannt, zeigt sich zuweilen in der Tiefe, gewöhnlich als ein Riese in einer schwarzen Mönchs-Kutte", und gibt Beispiele aus Graubünden, aus Schneeberg und dem Harz. Ueber den Bergmönch im Harz berichtet Proehle[3]) ausführlich. In Klausthal im Harz durchfährt der Bergmönch alle Stollen, durchspürt jeden Bau, geht auch am Tage (d. h. auf der Oberfläche der Erde) hin und her an solchen Stellen, unter denen Erzgänge liegen. Bisweilen setzt er sich auf die Kunstgänge, oder er hält sie auf, oder er drillt auch die Wasserräder, je nachdem seine Laune ist, oder je nachdem er den Schützer leiden mag. Er geht durch das feste Gestein, das sich hinter ihm schliesst. Wem er gut ist, dem tut er manchen Gefallen, führt ihn zu reichen Erzgängen und arbeitet für ihn. Wem er aber böse ist, dem versperrt er den Weg in Riesengestalt mit gellendem Gelächter und sucht ihm den Hals umzudrehen[4]).

---

zu ihren deutschen Sagen widmen: „Unter den geschriebenen Quellen waren uns die Arbeiten des Johannes Praetorius weit die bedeutendsten. Er schrieb in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts und verband mit geschmackloser aber scharfsichtiger Gelehrsamkeit Sinn für Sage und Aberglauben, der ihn antrieb, beide unmittelbar aus dem bürgerlichen Leben selbst zu schöpfen und ohne welchen, was er gewiss nicht ahnte, seine zahlreichen Schriften der Nachwelt unwert und unfruchtbar scheinen würden".

1) Mone, im Anzeiger f. Kunde d. dtsch. Vorzeit VII, 1838, S. 425.

2) In der Schäferey von d. Nymphen Hercinie.

3) Harzsagen S. 69 ff., 132 ff., 147, 262. Vgl. auch Kuhn, Nordd. Sagen Nr. 219.

4) Man hat auf die verschiedenste Weise versucht, die Mönchsgestalt zu erklären,

Von solch unterirdischem Treiben Rübezahls, wie es vielfach von Berggeistern, auch in den Alpen, erzählt wird, hören wir sonst nichts; vielleicht sind solche Erzählungen nur nicht zu den Ohren Praetorius' gekommen, da derselbe seine Erkundigungen nicht bei Bergleuten einzog, vielleicht aber hat das von Anfang an nicht in Rübezahls Wesen gelegen. In dem, was von ihm erzählt wird, erscheint er vielmehr als ein Geist, der auf der Oberwelt sich zeigend, von dem Zugang zu dem Berginneren abschrecken will[1]). So hat er namentlich die Schätze der Abendburg bei Schreiberhau gehütet, wie Schwenckfeld und ein von Praetorius (Vorr. zum Sat.) abgedrucktes Walenbuch von 1615 berichten. Schwenckf.: „Wie auff der Oberabendburg, am Flinsberge, im Riesengrunde vor Jahren geschehen, vnd nicht unlängest etlichen begegnet, welche statlich auffgezogen sind, gewisser Hoffnung vnd vertröstung grosse Schätze zu erlangen. Als sie aber auff das Gebürge kommen, den Circkel machen, vnd gleich am Wercke sind, erzeiget sich der Riebenzahl, aber mit einem so erschrecklichen Vngewitter, welches etliche Tage geweret, vnd ein grosser Schnee vnd erschreckliche Kälte erfolget sind, dass sie dadurch zerstrewet, kaum lebendig sind herab kommen. Ja etliche die Füsse darüber erfröret haben. Das ist ihre Ausbeute gewesen". In dem Walenbuch bei Praet. heisst es, nachdem der Weg zur Abendburg beschrieben: „Der leidige Satan aber der Rübe-Zahl thut manchen erschröcken, denn er läst sich erstlich sehen in Gestalt eines grossen grauen Münches, mit einer Lauten, schlagende, dass die Erde erbebet, reichende über alle Bäume, darnach wirfft er die Lauten nieder, wie ein grosser Donnerschlag, jetzt kombt er in eines grossen Bären Gestalt, dann in andere grausame Monstra verwandelet, dergleichen nie gesehen seyn, bald läst er ein gross Feuer von ihme scheinen, denn ein gross Feuerflott, gegen ihm weltzen, und dess Schröckens ist viel. Letztlich, wenn man zu der Burgk gehet, wirfft es Hagel, als messinge Büchsenkugel, es ist nur Blendwerck, kehre Dich nichts daran".

Man hat deshalb gemeint, Rübezahl sei eine Erfindung der Italiener, die sich im Riesengebirge wie in anderen Gebirgen nach Gold und Edelsteinen suchend aufhielten, und durch die Erzählung von solchen Spukerscheinungen andere von ähnlichen Nachgrabungen hätten abschrecken wollen. Aber was hier von Rübezahl erzählt wird, entspricht ganz seinem Auftreten auch bei anderen Gelegenheiten, wo es sich nicht um Schätze handelt. Seine Beziehung zum Bergbau tritt überhaupt sehr in den Hinter-

---

doch ohne überzeugenden Erfolg. Ich möchte zunächst darauf hinweisen, dass diese Gestalt nicht den Berggeistern allein zugeschrieben wird, sondern auch den Hauskobolden und Zwergen (Grimm, D. Sagen I, 97, Sommer, Thür. Sagen 35, Proehle, Sagen vom Unterharz 112), und dass der cucullus uraltes Narrenkleid ist, und möchte auf die schöne Behandlung aufmerksam machen, die Albr. Dieterich, Pulcinella S. 174 ff. diesem gewidmet hat, wobei er zeigt, dass der Kapuzenrock des heil. Franziskus ebenso eine Nachbildung des Bauernkleides ist, wie der des Spassmachers im Altertum, Mittelalter und Neuzeit.

[1]) Der Grund wird der gewesen sein, dass der eigentliche Bergbau auf edle Metalle (abgesehen von den Goldwäschereien) sich unergiebig zeigte und die Erwartungen täuschte. So sagt Schwenckfeldt (Hirschb. warm. B. 162): „Sonsten giebet es wol an vielen Orthen Anbrüche und Geschicke von Silber Ertzten, als zum Gyren in Zwittern, beyn der Kobergrube, im Mumelgrunde, sonderlich im Riesengrunde ist ein mächtiger Gang, aber in eim harten festen rauhen Kobalt, auff welchen viel mühe vnd grosser Vnkosten von frembden fürnehmen Herren ist gewendet worden, haben es aber nicht können zu gutte bringen, dieweil der Kobalt im Fewer alles geraubet vnd verzehret hat".

grund; ausgebildet ist er in der Sage hauptsächlich als Witterungsdämon, Waldgeist und Kobold.

Ich mache von vornherein darauf aufmerksam, dass dies nicht etwa drei gesonderte Eigenschaften sind, sodass etwa drei verschiedene Personen in Rübezahl verkörpert wären. Die Vorstellungen von den elbischen Wesen sind überaus flüssig und gehen in einander über. Die Waldgeister lassen sich gern im Sturm sehen, und sind dann von Windgeistern kaum zu unterscheiden, aber sie treten auch in Verkehr zu den Menschen und nehmen dann oft koboldhafte Züge an. Ebenso ist kein Wesensunterschied zwischen Riese und Zwerg[1]). Dasselbe Wesen kann in riesiger oder zwerghafter Gestalt erscheinen oder gedacht werden, erscheint auch wohl in mannigfacher Tiergestalt. Doch ist das örtlich sehr verschieden ausgebildet.

Als Herr der Witterung tritt uns Rübezahl schon entgegen 1576. Aus diesem Jahr berichtet Simon Hüttel in seiner Chronik von Trautenau von einem Gebirgshochwasser, welches im Aupathal grosse Verheerungen angerichtet, Häuser und Klausen weggerissen hatte. „Die kaiszrischen Holzknecht und Schwatzer sagten, Rübenzagel hab die Klaussen geschlagen und ihren Klaussemeister auch mith ertrenkt". Wenn Regell hieraus schliessen will, dass diese tiroler Holzknechte den Glauben an Rübezahl aus ihrer Heimat mitgebracht hätten, so ist dies auf den ersten Blick sehr bestechend, aber wenn alle anderen Zeugnisse für den Glauben an Rübezahl in jener Zeit verhört werden, doch nicht wahrscheinlich; diese Holzknechte, welche sich ja jedenfalls jahrelang in der Gegend aufhielten, können den Glauben an Rübezahl ganz wohl von der Bevölkerung aufgenommen haben.

Von da ab bleibt es eine der charakteristischsten Eigenschaften des Rübezahl, dass er Unwetter erregt. Er tut das namentlich dann, wenn er gereizt wird, durch Spott und Hohn, oder durch Rufung seines Namens, den er nicht hören mag; er will „Beherrscher des Gebirges" oder „Herr Johannes" genannt werden. Wenn er nicht gereizt wird, ist er, nach ausdrücklichem Bericht Schwenckfeldts, harmlos; er lasse sich zwar in den mannigfaltigsten Gestalten sehen, als Mönch, als Bergmann, als Ross oder Esel oder Kuh oder Kröte oder Puhuy (Uhu), tue aber niemandem etwas zu leide. Da wissen nun freilich andere Berichte anderes zu sagen. Namentlich wird erzählt, dass er den Wanderer in die Irre führe, sich ihm etwa als Mönch freundlich geselle, ihn aber in Abgründe führe und dann lachend auf einen Baum springe. Dagegen erzeigt er sich auch freundlich und gütig, vor allem teilt er von den Heilkräutern mit, die auf dem Gebirge wachsen, daher ist er der Patron der Laboranten, der Wurzelmänner, und Opitz ruft ihn „du Riesen-Gott, du Arzt, du Berg-Gott, komm herfür".

Darauf beschränken sich im wesentlichen die älteren Berichte. Dazu kommen nun die von Praetorius und seinen Nachfolgern erzählten Geschichten. In ihnen tritt Rübezahl vor allem als ein neckender, täuschender, aber im ganzen gutmütiger Geist auf. Zahlreich sind die

---

[1]) Unter Riesen verstehe ich hier natürlich nur die in Riesengestalt gedachten Geschöpfe unseres Volksglaubens, nicht die Kategorie von Wesen, welche in der germanischen Mythologie so bezeichnet zu werden pflegen.

Erzählungen, wie er ganz wertlose Dinge schenkt, welche der Beschenkte ganz oder teilweise wegwirft, die dann aber zu Gold werden; dem stehen andere Erzählungen gegenüber, wo er scheinbar wertvolle Dinge schenkt oder verkauft, die dann zu Stroh oder Mist oder dgl. werden; wo er auf dem Gebirge ein prächtiges Gasthaus vorzaubert, in dem die Wanderer herrlich aufgenommen sind, am anderen Tage aber sich in der Wildnis befinden [1]). Dazu kommen dann solche Stückchen, wie er als Drescher sich soviel ausbedingt, als er in einer Hucke wegtragen könne, dann aber die ganze Scheune mitnimmt, wie er als Metzgergeselle alle Würste aufisst, wie er das ganze Gebräu austrinkt, wie er mit seinem Beine Holz hackt; dann die unzähligen Verwandlungsgeschichten, wie er sich als Esel verkaufen lässt, in den Dreschflegeln steckt, mit denen die Bauern sich durchprügeln, in dem Baumklotz, auf den sich jemand setzt, oder in dem Stock, der den Boten durch die Luft trägt u. dgl. mehr. Dabei tritt häufig eine ethische Tendenz hervor, indem arme und ehrliche Leute belohnt, schlechte bestraft werden, und diese Tendenz ist in den modernen Bearbeitungen fast zur Hauptsache geworden. In vielen der ursprünglichen Erzählungen fehlt jedoch diese Tendenz ganz, und Rübezahl lässt sich ersichtlich nur von seiner Freude am Schabernack leiten; aber sie fehlt doch nicht in allen, sodass wir immerhin diesen Zug in das Charakterbild des alten Rübezahl einfügen dürfen, wenn auch nicht als einen wesentlichen [2]).

Viele von diesen Geschichten werden übrigens auch anderorts erzählt, wo der Held dann natürlich nicht Rübezahl ist. So kennen wir die Geschichte von dem Schustergesellen, dem Rübezahl silberne Löffel in den Ranzen praktiziert, um sich dann an seiner Stelle hängen zu lassen, auch aus dem Harz und den Alpen, wo der Teufel es ist, der dem Gesellen (einem Bergmann im Harz) so übel mitspielt. Von dem Teufel sind auch sonst manche Züge auf Rübezahl übertragen worden; gilt er doch dem 16. und 17. Jahrhundert geradezu als ein „teufflisches Gespenste“. Und so erscheint er in solcher Gestalt auch auf der ältesten schlesischen Landkarte Martin Helwigs 1561, mitten im Riesengebirge stehend, als ein phantastisches Ungeheuer mit Greifenkopf, Hirschgeweih, Bocksbeinen und langem Schweif, einen grossen Bergstock in den Händen haltend. Auch auf den Kupferstichillustrationen, welche einigen der Praetoriusschen Bücher beigegeben sind, ist er in Teufelsgestalt abgebildet. Der Teufels- und Hexenglaube der Zeit ist offenbar an der Ausgestaltung der Vorstellungen von Rübezahl stark beteiligt gewesen. Und da der Teufel bekanntlich vielfach an die Stelle alter heidnischer Gottheiten getreten ist, so sind auf diese Weise manche mythische Züge in das Bild Rübezahls hineingekommen. Doch nicht auf diese Weise allein. Auch sonst finden wir in den Geschichten von ihm allerhand, was sicher oder fast sicher auf alte mythologische Vorstellungen zurückgeht. Dahin gehören die Erzählungen von dem vorgezauberten Wirtshaus (d. sog. Nobiskrug), ferner diejenigen, wo Rübezahl Leute nötigt mit ihm zu kegeln und ihnen einen

[1]) Das auch aus anderen Gegenden Deutschlands bekannte Motiv des „Nobiskrugs“.

[2]) Finden wir doch auch sonst gelegentlich von elbischen Wesen berichtet, dass sie nur den Guten hold sind, den Ruchlosen aber Unsegen bringen, so von den Bergmännchen der Schweizer Alpen (Vernaleken, Alpensagen 178) und von den littauischen Kaukie (Laistner, Räts. d. Sphinx II, 350 f.).

Kegel schenkt, der dann zu Gold wird (von kegelspielenden Riesen oder Unterirdischen weiss die Sage an vielen Orten zu berichten, vgl. Richter a. a. O. S. 50, E. H. Meyer, Germ. Myth. S. 243), und die, in denen er sich mit dem Nachtjäger berührt, der in Schlesien an die Stelle des wilden Jägers (Wodan) getreten ist. Auf Züge derart haben sich diejenigen gestützt, welche in Rübezahl einen alten Gott sehen wollen; aber für die eigentliche Natur unseres Berggeistes beweisen sie eben deshalb nichts, weil sie nur einen geringen Teil seines Bildes ausmachen und auch anderwärts vielfach auftauchen. Auch sehen wir, dass auf Rübezahl noch allerhand andere Züge von anderen Figuren des Volksglaubens übertragen sind; es wird von ihm mancherlei berichtet, was sonst von dem Doktor Faust oder Till Eulenspiegel oder dem Rattenfänger erzählt wird. Rübezahl wurde eben eine Zeitlang so sehr die überwiegende Persönlichkeit des Volksglaubens in den Gebirgsgegenden und weit über diese hinaus, dass sich an ihn alles ankrystallisierte.

Daher dürfen wir die Erzählungen des Praetorius denn auch nur zur Ergänzung des Bildes vom Rübezahl verwerten, welches wir aus den älteren Erwähnungen gewinnen. Dies Bild aber stimmt, wie schon gesagt, in allem wesentlichen mit dem überein, was auch sonst in Deutschland und überhaupt dem nördlichen Europa von Gebirgs- und Waldgeistern erzählt und geglaubt wird. Natürlich ist die Auffassung dieser Geister nicht überall völlig gleich, sie wird modifiziert durch die Natur des Landes [1]).

Besonders furchtbar treten der Natur der Sache nach die Waldgeister in den wüsten wilden Waldungen Russlands und Skandinaviens auf. Der russische Ljeschi wird in Menschengestalt mit Bockshörnern, Bocksohren und Geissfüssen gedacht; die Finger enden in lange Klauen, Kopf und Körper werden von rauhen und zottigen Haaren bedeckt. Er kann aber mancherlei Gestalten annehmen und seine Grösse willkürlich verändern. Wirbelwind und Sturm sind das Element, in dem er seine Anwesenheit offenbart. Dann brüllt der Wald und die Bäume zittern. Oder der Ljeschi selbst ist es, der Lärm macht; er kreischt und lacht, wiehert wie ein Pferd, brüllt wie eine Kuh, bellt wie ein Hund. Oder er verleitet durch Rufen den Wanderer in die Wildnis und Irre, oder er gesellt sich dem Wanderer in Menschengestalt, verlockt ihn in den Sumpf, dann zeigt er sich mit lautem Hohnlachen in seiner eigenen Gestalt. Doch auch abgesehen von dieser Irreleitung der Wanderer macht sich der Ljeschi noch in mancherlei anderer Weise auf Kosten derselben lustig: er bläst ihnen Sand in die Augen, schlägt ihnen die Mütze vom Kopf, lässt ihre Schlitten am Boden festfrieren.

In Schweden (Schonen) heisst der Waldgeist Skogman, d. h. Waldmann. Er sieht aus wie ein Mann, stiert man ihn aber an, so wird er so hoch als der nächste Baumstamm. Er führt die Menschen im Walde irre, und wenn sie vor Furcht weinen, lacht er: ha, ha, ha! Er fährt im Sturm und Unwetter daher und kann jeden Baum niederwerfen. Im

[1]) Ich entnehme das folgende zum grössten Teil den reichen Sammlungen Mannhardts (namentlich in dem Werke „Wald- und Feldculte“ I und II), bediene mich dabei auch zum teil seiner eigenen Worte. Ausserdem sind namentlich Proehles Harzsagen und Vernalekens Alpensagen benutzt.

übrigen ist er sehr sinnlich und strebt gerne nach Verbindung mit christlichen Frauen (auch vom Ljeschi wird erzählt, dass er Frauen raube, und das wird auch anderswo den Waldmännern nachgesagt. Bei Rübezahl tritt dieser Zug zurück, fehlt aber nicht ganz: hierher gehört die von Praetorius erzählte Geschichte von der Offiziersfrau, die Rübezahl auf dem Gebirge zwingt, in seinen Palast zu kommen, und vielleicht der Kern der Musaeusschen Erzählung vom Raub der Fürstentochter Emma).

Freundlicher erscheinen die Waldleute in Deutschland. Im Harz hört man von Waldgeistern wenig, hier überwiegen die unterirdischen Zwerge und Berggeister, die aber zum Teil ähnlich wie sonst die Waldgeister auftreten. So erscheint der Bergmönch auch Fuhrleuten, die er vom Wege ablenkt; der Zwergenkönig Hibich spielt Possen, ist aber wohltätig, gibt heilende Kräuter und schenkt Tannenzapfen, die zu Silber werden. Hier finden wir auch Erzählungen von einem Geistermarkt. Was dort gekauft ist, wird zu Lumpen, oder verschwindet, und an seiner Stelle ist das Geld wieder in der Tasche, also ganz ähnlich, wie in manchen Erzählungen vom Rübezahl.

In anderer Weise erscheint als eine dem Rübezahl ähnliche Figur der Wilde Mann, der früher einmal in dem Volksglauben des Harzes eine grosse Rolle gespielt zu haben scheint. Von ihm hat die Wildemanngrube ihren Namen und das dabei gelegene Bergstädtchen Wildemann; sein Bild (das Bild eines nackten Riesen mit ausgerissenem Baumstamm als Keule) gab den Braunschweig-Lüneburger Wildemanns-Münzen den Namen, die seit 1539 aus dem in jener Grube gewonnenen Silber geprägt wurden [1]).

---

[1]) Eine solche Häufung von Aehnlichkeiten zwischen dem Harzer Volksglauben und den Rübezahlsagen, wozu noch das oben über den Harzer Bergmönch und Rübezahls Auftreten als Mönch und über die Baumannshöhle bei Rübeland (der Bumann ist in Schlesien als Kinderschreck und Popanz volkstümlich) gesagte hinzuzuziehen ist, scheinen doch fast darauf hinzuweisen, dass Rübezahl eigentlich im Harz zu hause, und durch Harzer Bergleute ins Riesengebirge übertragen ist. Ob man sich dafür auch darauf berufen kann, dass, wie im Bodetal bei Quedlinburg, so im Elbtal alljährlich an einem bestimmten Tage schwarze Hähne in das Wasser geworfen wurden (Böhm S. 9), möchte ich dahingestellt sein lassen. Aber dass Rübezahl aus dem Harz stammt, wird ausdrücklich ausgesprochen schon 1619 in der Tirolischen Chronik des Matthias Burklechner. Darauf hat schon Schranka hingewiesen, S. 40, doch ist, was er davon mitteilt, so dürftig, dass sich daraus nichts entnehmen liess. Durch die Liberalität der Verwaltung des Ferdinandeums in Innsbruck, welcher hier dafür mein wärmster Dank ausgesprochen sei, bin ich in den Besitz einer Abschrift des betr. Abschnittes der Chronik gelangt, welche beweist, dass hier ein ganz merkwürdiges und vielleicht hochwichtiges Zeugnis für die Geschichte Rübezahls vorliegt. Der Verf. spricht in dem Kapitel 12 des zweiten, die Orographie Tirols behandelnden Buches über die Frage, „was von ihren Inwohnern zu halten, so man insgemein die Bergmänlen nennt“. Er bringt zuerst einiges allgemeine, aus Psellus de daemonibus und Agricola schöpfend, und dann fährt er fort: „Hierher kann auch gezogen werden die Histori von dem Geist Ruebzagel genannt, so sich vor Jaren bei dem Gosslęberischen Perckwerch, unnd daselbst herumb am Harz, in dem Herzogthumb Praunschweig aufgehalten hat“. Er erzählt nun, wie dieser Geist in Goslar und Umgegend sich alle Samstag habe sehen lassen, auch mit den Leuten geredet und niemandem etwas getan habe. Er habe selbst ein Bergwerk im Ramsberg besessen und seine Arbeiter besser bezahlt als die in den anderen Bergwerken. Da seine Arbeiter deswegen von den anderen viel Anfechtungen zu erleiden hatten, habe er beschlossen, diese zu strafen. Einmal habe er seine Knappen vor der gewöhnlichen Zeit aus der Grube fahren heissen und zwar sich

In Hessen wohnen zwischen den Basaltfelsen an der Kinzig die riesenhaften wilden Leute. Sie sind am vergnügtesten, wenn der Sturmwind tobt und der Blitz aus den Wolken fährt. Dann gehen sie hoch oben über die Berge und rütteln an den Wipfeln der Bäume. Sie sind aber gegen die Menschen zutraulich, raten und helfen ihnen, wo sie nur können, auch bei der Feldarbeit. Die Kinder schützen sie beim Beerensuchen. Sie sind Kenner der heilsamen Kräuter.

In Thüringen, auch Böhmen und dem Riesengebirge glaubt das Volk an die Holzmännlein und namentlich Holzweiblein, Buschweibchen, Rüttelweiber, die im Walde wohnen, dem Menschen freundlich sind, grünes Laub schenken, das sich in Gold verwandelt. (Dies Schenken wertloser Dinge, die sich in Gold verwandeln, wird allen elbischen Wesen nachgesagt, sowohl den Waldgeistern als den Nixen und Berggeistern. Das Motiv ist also nicht etwa, wie man vermuten könnte, vom Bergbau hergenommen). In der Gegend von Saalfeld bildeten zu Praetorius Zeit Handwerker, besonders Drechsler, diese Wesen als Püppchen nach und boten sie feil; in Reichenbach soll man noch jetzt zu Weihnachten kleine Moosmänner auf den Tisch stellen. Das erinnert an die Rübezahlfiguren, die im Riesengebirge gefertigt werden und lässt darauf schliessen, dass diese Rübezahlindustrie nicht erst ganz modern ist.

In den Alpen treten die wilden Leute in ganz verschiedener Form auf, teils riesig, teils zwergenhaft, teils freundlich, teils bösartig. Riesenhaft sind sie in Tirol und Graubünden, Männer und Weiber (die letzteren heissen Fanggen); sind ganz behaart und führen in der Hand eine mit der Wurzel ausgerissene Tanne. Sie stehlen und fressen Kinder. Aber sie treten auch in den Dienst der Menschen, indem sie die Geisse und Kühe der Ortschaft hüten, sie werden dann Geisler genannt. Die Tiere werden vor den Ort getrieben und kommen abends wieder mit vollen Eutern. Damit ist zu vergleichen, dass nach Praetorius auch Rübezahl öfter Herden hütend auf dem Gebirge gesehen worden ist. Wie Rübezahl, sind auch die Tiroler wilden Leute Kenner heilsamer Pflanzen und verstehen sich auf die Heilkunst. Halb Zwerge, halb Kobolde sind die Norggen in Tirol, die sich meist von der neckischen Seite zeigen. Bösartig dagegen ist der ladinische Orco, der bald als Mensch, bald als Ross erscheint. Häufig zeigt er sich als Kugel oder als Knäuel; er ent-

zu beeilen. Da sei die Grube zugeschlagen, und habe dem letzten ausfahrenden Arbeiter ein Bein abgeschlagen („und haben die Pergleuth daselbsten noch heutiges tags das Sprichwort, wann sie ain Khnappen sechen, der da hinkht, oder nur ainen fuess hat, so sprechen sie, das ist auch des Ruebzagls seiner Arbaiter ainer gewesen“), alle übrigen in dem Berg arbeitenden Knappen aber seien umgekommen. Dann habe sich dieser Ruebzagel „in die Schlesj begeben, auf ain rinnghaltigs Khupffer Perckhwerch, haist das Risengepürg, so den Gözschen geherig“. Auch dort lasse er sich in Mönchsgestalt sehen, und zwar erscheine er den Bergleuten bei der Arbeit, rede mit ihnen und sage, sie sollen von der Arbeit abstehen, sie richten nichts aus, das Bergwerk sei sein, und der Mensch, dem es beschert, sei noch nicht geboren. Er tue niemandem etwas zu leide, habe aber bisweilen seine Kurzweil mit den Arbeitern oder mit den Leuten, die ins Gebirge gehen, indem er ihnen z. B. an Stelle ihres Proviants Kröten, Eidechsen und Ungeziefer oder Steine lege, „unnd wann sy nur khain beses Wort aussgeben, unnd achtens nit, so gibt er Innen alle sachen wider“. — Welcher Wert und welche Bedeutung dieser merkwürdigen Erzählung beizumessen ist, kann ich noch nicht sagen; diese Frage zu erledigen, wird es noch weiterer Nachforschungen, namentlich nach den Quellen des Autors, bedürfen.

führt Bauern, die ihm nachspotten, zwei Stunden weit durch die Luft fort. Als Tiergestalten, in denen er sich zeigt, werden Hund, Geiss, Lamm, Esel genannt; am liebsten aber erscheint er als Pferd mit feuersprühenden Hufen, als Kaufmann, der später plötzlich als weisses Ross dasteht, als weidendes Ross, das zum Besteigen einlädt. Wagt dies jemand, so verlängern sich die Beine des Gauls dergestalt, immer höher und höher, dass der erschreckte Reiter aus schwindelnder Höhe kaum mehr den Erdboden unter sich sieht, und dann geht's in sausendem Galopp in die grauseste Wildnis über Stock und Stein, bis der unglückliche herunterstürzt, und an Gesicht und Händen zerschunden sich aus dem Dornengestrüpp herauswindet.

In Wälschtirol und dem angrenzenden Oberitalien kennt man den Salvadeg oder Salvanel, der den Wanderer irre führt, halb tierisch gedacht, mit Schwanz, und menschenfresserisch. Auch am Schneeberg in Niederösterreich ist ein Berggeist, der mit der Stimme eines weinenden Kindes den Wanderer in Abgründe und Schlüchte führt, dann aber als Riese mit dem Fichtenstamm im Wege steht.

Wieder anderer Art sind in den Tiroler Alpen die Alpabütz oder Alber oder Kasermandl, welche während des Winters in den verlassenen Sennhütten hausen. Sie lassen sich aber auch im Sommer mit lautem Lärm hören, z. B. am Vorabend gefährlicher Gewitter, wo der Bargabutz heult wie das Sausen der Windsbraut. Sichtbar wird er als Mensch, grau von Kopf bis zu Fuss, wie wenn er ganz in Baumbast eingewickelt wäre, aber auch als Hund oder Katze oder Ross.

In der Schweiz gelten die Bergmännlein, Twirgi, Toggeli, Schrätteli, als gutmütige und wohltätige Wesen, die nur nicht vertragen können, dass man sie belauscht oder neckt. Sie hüten das Vieh und verrichten, ohne sich zu zeigen (wie in Deutschland die Hauskobolde oder Heinzelmännchen), oft häusliche Arbeiten. Ihre Winterwohnung ist tief im Berg; im Sommer werden sie öfter gesehen: da sorgen sie für das Vieh. Auch kennen sie die auserlesensten Kräuter und bringen sie den Menschen als Arznei für sie selbst oder die Herden. Im Berner Unterlande, wo Getreide ist, helfen sie auch Korn schneiden. An einem Morgen war einem Bauer auf dem Belpberg das halbe Feld geschnitten, obgleich die Aehren kaum reif waren; man wusste nicht von wem. Am anderen Morgen lag die andere Hälfte niedergemacht, und der Bauer führte am Abend alles getrocknet in die Scheuer. Den dritten Tag brach ein so schreckliches Hagelwetter über den Berg herein, dass nirgends mehr ein Hälmchen stehen blieb.

Eine ganz andere Gestalt ist der Bannhölzer im Canton Zug, angeblich der Geist eines Mannes, der einen falschen Eid geleistet hat und nun in einen bestimmten Bezirk gebannt ist, über den er nicht hinaus darf. Wenn er gerufen wird, erscheint er sofort in fürchterlicher Gestalt und zerreisst den, den er innerhalb seiner Banngrenzen antrifft.

Auch Rübezahl zeigt seinen Zorn und seine Macht bekanntlich dann, wenn er gerufen und namentlich höhnisch gerufen wird. Das können aber die Geister überhaupt nicht vertragen. Wenn die Nachtmahr bei ihrem wahren Namen (dem Namen der Person, welche drücken geht) gerufen wird, so steht sie in ihrer eigentlichen Gestalt da und hat ihre

Macht verloren [1]. Wer den durch die Luft fliegenden Alp ruft, wird von ihm mit Ungeziefer und Unrat überschüttet [2]. In Tirol glaubt das Volk an die Habergeiss (einen Naturdämon, der allerlei verschiedene Vorstellungen in sich vereinigt): wenn man ihren Pfiff nachahmt, kommt sie und frisst oder zum mindesten zerkratzt den Schreier [3]. In Böhmen glaubt man: wer die Irrlichter schimpft, den werfen sie zu Boden und treten an ihn, dass er sich mehrere Tage nicht rühren kann; wer auf sie pfeift, erhält eine Maulschelle, dass ihm die Wange aufschwillt [4]. Bei Rübezahl verquickt sich damit das Motiv von dem eigentlichen Geisternamen, das wir aus Märchen wie dem von Rumpelstilzchen und manchen Sagen kennen; ich will hier eine wälschtirolische erwähnen [5]. Ein Mann hatte ein wildes Weib gefangen, und sie willigte ein, seine Frau zu werden, wenn er sie nie „Geiss" nennen wolle. Sie gebar ihm Kinder und unter ihren Händen mehrte sich der Wohlstand des Hauses, bis nach 5 Jahren der Gatte sie bei einem Wortwechsel „Geiss" schalt. Da entstand im Zimmer ein Staubwirbel, in dem sie verschwand. Der Name Rübezahl wird eben als Schimpfname empfunden, wie er es auch wohl seiner ursprünglichen Bedeutung nach ist. Was es damit zu sagen hat, dass Rübezahl nach Aussage der Laboranten „Herr Johannes" angeredet sein wolle, ist noch nicht genügend festgestellt, doch mag hier darauf hingewiesen sein, dass angeblich im Glatzer Gebirge „Vogelhannes" ein Analogon des Rübezahl ist [6].

Das eigentümlichste bei Rübezahl ist, dass er seinen Zorn oder seine üble Laune in Erregung von Gewitter oder Unwetter äussert. Das habe ich in dieser Weise anderwärts nicht wieder gefunden [7]. Aber dass die Waldgeister vielfach im Sturm und Ungewitter ihr Wesen treiben, haben wir an verschiedenen Beispielen gesehen. Im Gewitter fährt der wilde Jäger, der mit Rübezahl viel Verwandtes hat [8]; im Gewitter waltet die Habergeiss. Die wilden Männer und Weiber der Alpen erscheinen

---

[1] Grohmann, Abergl. u. Gebr. aus Böhmen u. Mähr. S. 26; Wuttke, Deutsch. Volksabergl. ² § 404; Roscher, Ephialtes S. 42.

[2] Laistner, Räts. d. Sph. II, 281.

[3] Laistner a. a. O. II, 219.

[4] Grohmann, Abergl. 20.

[5] Mannhardt, Wald- und Feldk. II, 127.

[6] Die Bezeichnung „Herr Johannes" ist vielleicht slavischen Ursprungs. Vgl. Richter, S. 52, Lincke, S. 41. Doch hängt sie jedenfalls zusammen mit der Johannisnacht und der Springwurzel. Rübezahl ist der Besitzer der unterirdischen Schätze und des Gartens, in dem die Springwurzel wächst. In der Johannisnacht kann diese gepflückt werden, und öffnen sich vor ihr die Schätze.

[7] Praetorius, Daemon. Rub. II 140, weist auf die Analogie des Pilatus bei Luzern hin, von dem die Sage gehe, dass stets ein schreckliches Ungewitter erfolge, wenn jemand einen Stein in den auf seiner Höhe befindlichen kleinen See werfe. Dasselbe wurde übrigens von dem grossen Teiche im Riesengebirge erzählt. J. T. Volkmar, Reisen nach dem Riesengebirge, Bunzlau 1777 S. 105.

[8] Der wilde Jäger heisst in Schlesien, wie schon gesagt, Nachtjäger. Derselbe ist im Volksglauben vielfach mit Rübezahl zusammengeflossen, sodass gelegentlich einer zu hören bekam: „Der Nachtjäger ist der Rübezahl" (Drescher, Globus V S. 240). Daher gehen die Ansichten auseinander, ob man beide Figuren direkt identifizieren dürfe oder nicht (Lincke S. 38). Meines Erachtens ist der Nachtjäger eine sehr viel einfachere und scharfumrissene Gestalt und von dem komplizierten Rübezahl seinem Wesen nach völlig verschieden. Vgl. die Zusammenstellungen der Nachtjägersagen in Nordböhmen von Knothe, D. Riesengebirge in Wort u. Bild 1884 S. 16 ff.

häufig als Wetterpropheten, sagen Sturm und Unwetter an oder bringen es mit sich. Wenn in den Sagen von Rübezahl besonders auf das plötzliche Losbrechen von Unwetter Gewicht gelegt wird, das eine Aeusserung seines Zorns sei, so ist das offenbar eine durch die Natur der Heimat dieser Sagen verursachte Nuance, da bekanntlich gerade im Riesengebirge, als der höchsten Erhebung am Rande der grossen Tiefebene, die Witterung besonders starken Schwankungen ausgesetzt ist, und jähe Witterungswechsel, welche im ehemals wenig gebahnten Gebirge dem Wanderer verhängnisvoll werden konnten, weit häufiger sind als weit und breit in der Umgebung. Dass das plötzliche Losbrechen von Gewittern gerade Rübezahl zugeschrieben wird, mag aber auch mit seiner ursprünglichen Bedeutung als schätzehütender Dämon zusammenhängen. Wir finden auch sonst in der Volkssage den Zug, dass jemand, der einen Schatz heben will, durch heftiges Unwetter abgeschreckt wird [1]), und einige der ältesten Erzählungen von Rübezahl sind, wie wir gesehen haben, gerade der Art.

Eigenartig ist es ferner bei Rübezahl, dass sich mit der Waldgeistnatur die Koboldnatur in stärkerem Grade verbindet, als es sonst der Fall zu sein pflegt. Diese Seite seines Charakters ist von der Phantasie des Volkes — wir können auch sagen: der Erzähler — sichtlich mit besonderer Vorliebe ausgebildet worden. Aber an Analogieen aus anderen Gegenden fehlt es auch hierfür nicht: ich verweise auf Hibich im Harz, die Norggen in Tirol, den russischen Ljeschi; bei weiterem Suchen in der Folkloreliteratur würde sich sicherlich noch mehr finden [2]).

---

[1]) Laistner, Räts. d. Sph. I 335 f. „In Montgomeryshire befindet sich noch Odins Bett voll Schätze, wer sie aber heben will, den schreckt ein Ungewitter ab". Schulenburg S. 14.

[2]) Ich will hier nur auf Shakespeares Puck hinweisen, der zugleich einen Beleg gibt, wie Volksglaube und dichterische Phantasie in einander greifen, und dass man nicht in jedem einzelnen Zug gleich etwas altes und mythisch bedeutsames suchen muss. Puck ist der Geist,

Der auf dem Dorf die Dirnen zu erhaschen,
Zu necken pflegt, den Milchtopf zu benaschen;
Durch den der Brau missrät, und mit Verdruss
Die Hausfrau atemlos sich buttern muss;
Der oft bei Nacht den Wandrer irre leitet,
Dann schadenfroh mit Lachen ihn begleitet;
Doch wer ihn freundlich grüsst, ihm liebes tut,
Dem hilft er gern und dem gelingt es gut.

Oder wie er selbst seine Streiche schildert:

Oft lacht bei meinen Scherzen Oberon.
Ich locke wiehernd mit der Stute Ton
Den Hengst, den Haber kitzelt in der Nase;
Auch lausch' ich wohl in der Gevatt'rin Glase,
Wie ein gebrat'ner Apfel klein und rund,
Und wenn sie trinkt, fahr' ich ihr an den Mund!
Zuweilen hält, in Trauermär vertiefet,
Die weise Muhme für den Schemel mich;
Ich gleit' ihr weg, sie setzt zur Erde sich
Auf ihren Steiss und schreit Perdauz und hustet.

(Hierzu z. B. zu vergleichen die Rübezahlgeschichte von dem Glaser, der sich auf einen Baumstamm setzt, welcher plötzlich unter ihm verschwindet, sodass er mit seiner Glashucke zu Boden fällt und das Glas zerbricht.)

Die vorstehenden Zusammenstellungen, welche sich leicht vermehren liessen, werden zur Genüge gezeigt haben, dass die hauptsächlichsten Züge, welche den Charakter Rübezahls ausmachen, sich in dem Volksglauben anderer deutscher Gegenden und der Nachbarländer verstreut wiederfinden. Dass sie sich in ihm gerade so zusammengefügt haben, mag eine Folge äusserer Umstände sein, des Zusammenflusses von Leuten aus verschiedenen Gegenden (auch die bajuvarischen Holzarbeiter und die italienischen Goldsucher mögen immerhin etwas zu dem Bilde beigetragen haben), und der lokalen Naturbedingungen, welche für die ursprüngliche Vorstellung von ihm als Berggeist wenig Nährboden darboten und ihn in einen Waldgeist und Kobold übergehen liessen; dass aber daraus eine so plastische Figur geworden ist wie nirgend wieder in deutschen Landen, ist ein glänzendes Zeugnis für die poetische Beanlagung und Gestaltungskraft des schlesischen Volksstammes.

---

Anhang. Ich habe vorhin darauf hingewiesen, dass die Gebilde des Volksglaubens, zu denen Rübezahl gehört, sich auch im klassischen Altertum vielfach in wenig veränderter Gestalt wiederfinden. Auch für Rübezahl selbst liefert uns die griechische Mythologie allerlei Parallelen. Viel Aehnlichkeit mit ihm zeigt Pan, der Gott der arkadischen Bergwildnis. Wenn bei diesem mehr die Sorge für das Vieh, die Hirtennatur, hervortritt, so erklärt sich das aus der Natur der Gebirge und ihrer Bewohner. Wie Pan Meister der Syrinx ist, so vergnügt sich Rübezahl in den älteren Berichten mit der Laute. In der heissen Zeit des Mittags schläft Pan, da vermeiden es die Hirten auf der Syrinx zu blasen, um nicht seinen Zorn zu erwecken, denn er ist jähzornig und liebt es, plötzlichen Schrecken einzujagen (der daher panischer genannt wurde).

Wie Rübezahl bald als Pferd, bald als Esel oder Kuh oder in anderer tierischer Gestalt erscheint, so dachten sich die alten Griechen ihre Vegetationsdämonen in halbtierischer Gestalt, und zwar schrieben sie bockähnliche Körpergestalt dem Pan und den Satyrn zu, pferdeähnliche den Kentauren und Silenen. Als lustige, neckische, lüsterne Dämonen erscheinen die Satyrn und Silene; die wilde und rauhe Natur der Wald- und Sturmgeister repräsentieren die Kentauren, aber unter diesen nimmt einer eine ausgezeichnete Stellung ein, der weise Cheiron auf dem Peliongebirge, der Erzieher des Iason und Achilleus. Er war der Sage nach der erste, welcher die Heilkräuter kannte und anwandte und wird daher geradezu Arzt genannt, von ihm ist die Heilkunst dann anderen mitgeteilt worden, wie dem Asklepios und dem homerischen Machaon. Eine Familie in Demetrias am Fusse des Pelion war im Besitz wirksamer Geheimmittel aus der Wurzel und dem Kraut eines gewissen Strauches; sie rühmte sich der Abkunft von Cheiron und hielt es für Ehrensache, mit ihrem Wissen jedem Bedürftigen unentgeltlich zu dienen. Die Einsammler von Heilkräutern (die Rhizotomen, die den Laboranten des Riesengebirges entsprechen) übten auf dem Pelion den frommen Brauch, die Erstlinge ihrer Ausbeute dem Cheiron zu opfern. An die Heiltätigkeit des Kentauren Cheiron erinnert noch jetzt der manchen Heilpflanzen beigelegte Name Chironium oder Centaurea.

---

# Nachträgliches zur Rübezahlforschung.

Im Vorhergehenden hat Zacher erörtert, dass die Auffassung des Namens *Rübezahl* als „Rübenschwanz“, wenn auch sehr alt, so doch keine ursprüngliche ist; ob man nun jemals zu einer annähernd sicheren letzten Deutung gelangen wird und kann, ist mir zweifelhaft. Von vornherein möchte ich den sämtlichen Ortsnamen, die wegen ihres ersten Bestandteiles (*Rübe-, Riebe-* u. s. w.) zur Erklärung herangezogen werden, keinen Wert beimessen, auch ist bei manchen von ihnen die Herkunft dieses ersten Elementes nicht einmal sicher. Das Gleiche gilt von den Personennamen; unter ihnen sind höchstens diejenigen beachtenswert, in denen beide Teile des Namens Rübezahl enthalten sind, wie *Ruobezagel, Rubezagil* u. ä. Aber selbst hier bleibt es unsicher, inwieweit solche Namen sich mit dem des Geistes vereinen lassen, denn sowohl *-zagel* als auch *Rübenzagel* sind als Flurnamen bezeugt und konnten also auch zur Benennung von Personen dienen (vgl. Zacher, oben S. 36). Dass man aber auch dem bestechendsten Vergleiche auf solchem Gebiete mit grösster Skepsis begegnen muss, dessen ward ich mir vor kurzem durch folgende Sache wieder bewusst. In der Zeitschr. d. Vereins für Volksk. von 1901 S. 36 schrieb Karl Weinhold: „In dem Namen Rübenzāl (*ruobenzagel*) sei auf das siebenbürgisch-sächsische *Ropenzögel, Roppenzuogel* (J. C. Schuller, Beiträge zu einem Wörterbuche der siebenb.-sächs. Mundart, Prag 1865, S. 51) aufmerksam gemacht, womit jetzt ein verbutteter Mensch bezeichnet wird, das ursprünglich aber einen Zwerg oder Kobold benannt hat. Koboldsagen bilden einen grossen Teil der Rübezahlsagen“. Adolf Schullerus, bei dem ich mich nun nach dem für uns sehr wichtigen Worte erkundigt habe, teilt mir freundlichst mit, dass *roppenzögel* freilich vorkomme und einen langsamen, trägen Menschen meine, aber eigentlich einen „Raupenschwanz“ bedeutet und somit von Rübezahl vollkommen zu trennen ist.

Will man unter den bis jetzt vorhandenen Erklärungen eine bevorzugen, so ist — und damit stimme ich im wesentlichen Zacher bei — folgendes zu beachten: 1) dass *zāl* = *zagel* spätere Anfügung an den eigentlichen Namen des Geistes sein kann, und dass es in solcher Verwendung mehrfach als Bezeichnung des Wirbelwindes bezeugt ist; 2) dass *Riebe* als Name eines Geistes bezeugt ist. Und dieser Name dünkt mir für einen Geist nicht unwahrscheinlich, sei es, dass er mit dem niederdeutschen *rive, rīve* „freigebig, spendend“ altengl. *rīf* gleichzustellen ist oder mit dem althochdeutschen *hriob* altnord. *hrjúfr* altengl. *hréof* verbunden werden muss und als *Hriobo* = neuhochd. *Riebe* „der Rauhe“ bedeuten konnte.

Aber wie gesagt, mit solchen Etymologien ist wenig gewonnen; mehr schon damit, dass Rübezahl auch unter anderen Namen erscheint: z. B. als Johannes, was vielleicht auf einen Kobold oder Hausgeist deuten kann; oder sollte es als geistlicher Name zu jener früh bezeugten Sage in Beziehung stehen, wie *Rubical* im böhmischen Erzgebirge als Mönch (vgl. auch oben S. 42, 48) sich dem irrenden Wanderer zugesellt, ihn vom Wege abführt und dann auslacht — das wird schon von H. Žalansky in einem Buche über die bösen Engel und Teufel berichtet (Prag 1618), vgl. die Nachrichten in Český Lid und Zeitschr. d. Vereins f. Volksk. 1894, S. 468. Auch ist

der Name Geigenfriedel oder Fiedelfritz für Rübezahl zu beachten, wenn man sein Wesen feststellen will.

Um diese Aufgabe nämlich handelt es sich in erster Linie, und äusserst wichtig dafür kann die Erzählung der tirolischen Chronik werden, die Zacher S. 48 erwähnt. Praetorius hat alle möglichen Sagenerzählungen auf den einen Rübezahl gehäuft, und es wäre vor allem wünschenswert, dass dieses ganze Material kritisch gesichtet würde; so möchte sich vielleicht feststellen lassen, was dem Berggeiste, was dem wilden Jäger, was dem Kobolde zukommt, und was von fremdem Gute hinzugetan ist. Was Musaeus und späteren zu danken ist, lässt sich ja leicht ausscheiden. Es sei noch besonders auf Ulrich Jahns Aufsätze in der „Schlesischen Zeitung" 1888 Nr. 463 und Nr. 475 hingewiesen; ferner auf Tilles Arbeiten im VII. Bande von Český Lid.

Th. Siebs.

---

# Weiteres vom Wassermann aus Oberschlesien.

Mitgeteilt von **Dr. Wahner.**

**Dritter Teil: Aus dem Kreise Pless.** (Fortsetzung.)

VII.

Ein Gutsbesitzer aus Gross-Chelm war zu Wagen verreist. Auf der Rückfahrt traf er zufällig im Gasthause eines Nachbardorfes mehrere Freunde und sass mit ihnen bis spät in die Nacht hinein zusammen. Seiner Frau dauerte sein Ausbleiben allzu lange, und sie schickte zwei Mädchen von ihrem Gesinde nach jenem Dorfe, um nach dem Herrn zu fragen.

Die Mägde machten sich alsbald auf den Weg. Unterwegs mussten sie an einem Teiche vorbei. Da sahen sie schon von ferne an diesem eine schöne Equipage hin- und herfahren. Sie glaubten, dass dies das Gespann ihres Herrn sei und gingen näher hinzu. Sie merkten aber bald, dass sie sich getäuscht hatten und blieben stehen, stutzig darüber, dass so spät in der Nacht mitten im Felde ein Gespann auf- und abfuhr. Plötzlich verschwand vor ihren Augen der Kutscher samt dem Wagen im Chausseegraben.

Die Mädchen wunderten sich darüber und warteten, was daraus werden würde. Da bemerkten sie auf einmal, dass ein Ziegenbock aus dem Graben auf die Strasse sprang und ihnen entgegenlief. Voller Schrecken nahmen sie Reissaus quer durch die Felder, und der Ziegenbock verfolgte sie unter lautem Blöken (soll heissen: Gemecker) bis an eine Ziegelei, bei der sich mehrere Teiche befanden. Hier rannte das Tier unter grossem Krach an einen Baum und verschwand dann im Wasser.

Die Mädchen aber liefen eiligst nach Haus, erzählten dort ganz aufgeregt ihr Erlebnis und beteuerten fest, dass der Ziegenbock nichts anderes als der Utopłiec war. (Vom Primaner Radwański.)

Auch an den beiden Brücken vor dem Gross-Chelmer Bahnhof haust der Wassermann.

VIII.

Eine Frau aus Gross-Chelm geht in der Nacht auf den Bahnhof, um ihren Mann abzuholen. Wie sie gerade die erste Brücke überschreiten

will, sieht sie auf ihr eine schöne, blaue Decke mit goldenen Buchstaben ausgebreitet. Sie wundert sich, wer diese prächtige Decke dort hingelegt haben könne, und schickt sich an, die Schrift zu lesen. Von allen Seiten versucht sie es, bringt es aber nicht fertig, die Worte zu entziffern. Während sie noch voller Staunen darüber dasteht, erhält sie von einer unsichtbaren Hand von hinten unversehens einen kräftigen Backenstreich, und in demselben Augenblick verschwindet die Decke.

Erschrocken ergreift die Frau die Flucht und eilt nach Hause zurück. Noch heute glaubt sie, dass sich der Utopřiec mit ihr einen Schabernack erlaubt habe. (Von demselben.)

IX.

Eine andere Frau aus demselben Dorfe ging gleichfalls spät abends auf den Bahnhof. Wie sie die erste Brücke eben überschritten hatte, hörte sie hinter sich ein dumpfes Rollen. Sie drehte sich um und gewahrte, dass eine grosse Kugel hinter ihr herrollte. Manchmal kam diese sogar so nahe, dass sich die Frau an die Beine geschlagen fühlte. Angsterfüllt faltete sie die Hände und betete, wobei sie immer ruhig ihren Weg fortging. Und das war ihr Glück! Die Kugel rollte immer weiter hinter ihr her, und öfters glaubte die Frau, ein Geseufze zu hören. So kam sie an die zweite Brücke. Wie sie diese überschritt, vernahm sie einen dumpfen Fall ins Wasser nud darnach einen Knall, wie wenn ein Gewehr losgegangen wäre. Sie lief schleunigst davon, und auch sie versichert noch immer, dass die Erscheinung nur der Wassermann gewesen sein könne. (Von demselben.)

X.

In Neu-Berun liegt ein nicht allzu tiefer Teich. Dort wohnt ein Wassermann. Der ging öfters ins Dorf Einkäufe machen, um mit den eingekauften Sachen die Leute zu necken. Man erkannte ihn daran, dass ihm Wasser aus dem linken Aermel tropfte. Als einst ein Mann im Wasser verunglückt war, wollten die Leute den Utopřiec festnehmen. Da verschwand der Wassermann und kam nicht wieder.

(Vom Primaner Schutz.)

XI.

Bei Sohrau kam ein Bauer zu Fuss spät abends aus dem Nachbardorfe nach Hause. Als es 12 Uhr schlug, trat er gerade ins Dorf ein. Plötzlich sah er auf einer Wiese am Anfang der Ortschaft ein Pferd grasen und glaubte darin sein eigenes zu erkennen. Aergerlich über seine Knechte, die das Pferd nicht in den Stall geführt, fing er es ein und schwang sich darauf, um nach Haus zu reiten.

Anfangs folgte das Tier willig dem Reiter. Auf einmal aber bog es vom Wege ab und rannte direkt in den Dorfteich, in dem es weiterschwamm. Der Bauer konnte in der Eile nicht abspringen.

In der Mitte des Teiches verschwand plötzlich das Pferd unter dem Bauer, der nun allein weiter zu schwimmen versuchte. Dabei fühlte er, dass ihn etwas unten an den Beinen in die Tiefe zog; es gelang ihm jedoch, eine seichte Stelle zu erreichen, wo er bis gegen Morgen bleiben musste. Von dort retteten ihn die Bauern am nächsten Tage.

(Von demselben.)

XII.

In Ozesche beim Kirchlein fliesst ein Bach vorüber. Dort hatte ein Mann täglich vorbeizugehen. Als er dies einst wieder tat, kam ein rot angezogenes Männchen zu ihm, das Feuer verlangte. Der Mann sagte, Feuer habe er zwar, aber keinen Tabak, und doch möchte er auch gern rauchen. Dann reichte er dem Kleinen Feuer. Dieser gab ihm dafür etwas Glimmendes in den Mund. Der Mann rauchte auch tüchtig damit; als er jedoch nach Hause kam, hatte er einen Stock im Munde.

(Vom Primaner Leschnik.)

## Vierter Teil: Aus dem Kreise Rybnik.

Nächst dem Plesser hatte unter den Kreisen des polnischen Oberschlesiens der auch landschaftlich schöne Rybniker vordem die günstigsten Wasserverhältnisse aufzuweisen, wie ja schon Wappen und Name der Kreisstadt Rybnik (ryba = Fisch) darauf hindeuten [1]. Vom ehemaligen Cisterzienserstift Rauden, von dem die Kultivierung dieses Landstriches ausging, waren ringsum zahlreiche Fischteiche angelegt worden, die indes durch die Einfälle der Hussiten grösstenteils wieder zerstört wurden [2]. So erklärt sich zur Genüge, dass auch hier die Sage vom Wassermann besonders lebendig und weit verbreitet ist.

I.

Der schon erwähnte hiesige Barbier Simonides fuhr einst mit seinem Bruder von Gleiwitz nach Rybnik. Als sie unterwegs an einem Teiche vorüberkamen, bat sie auf einmal ein Mann, den sie bisher nicht gesehen, um Feuer für seine Cigarre. Wie der Fremde es erhalten hatte, sprang er in den Teich und war verschwunden, während die Cigarre sich in einen Besen verwandelt hatte. Der Unbekannte war der Wassermann gewesen.

II.

Auch in Kriewald bei Pilchowitz glaubt man an Wassermänner. Arbeiter der dortigen Pulvermühle erzählen, dass die Dämonen an den Schleusen in den Teichen daselbst wohnen.

(Vom Primaner Frhr. von Schleinitz.)

III.

Südöstlich von Kriewald, nahe an der Grenze der Kreise Gleiwitz und Pless, liegt das Dorf Gross-Dubensko. Dort befindet sich, erzählt die schon genannte Köchin Marie Schlifka, am Walde eine eingefallene Kohlengrube. Viele Menschen waren bei dem Einsturz verschüttet worden. Seitdem soll es daselbst spucken.

Einst ging eine Frau dorthin, um Kohlenreste zu sammeln. Es geschah ihr dabei nichts. Als sie aber zum zweiten Male hinkam, hörte sie's während des Sammelns nebenan im Wasser rauschen. Wie sie sich umschaute, sah sie einen nakten Mann vor sich, der die Arme immer über

[1]) Vgl. Knötel, Die Wappen der oberschles. Städte, in Oberschlesien, I. Jahrg. H. 10.
[2]) Vgl. Potthast, Geschichte des Cisterzienserstiftes Rauden.

dem Kopfe rollte. Dann verschwand er; an seiner Stelle aber stand ein Pferd da. Sie lief angstvoll weg; das Pferd immer wiehernd hinter ihr her bis an einen Kreuzweg. Dort verschwand es.

Auch andere Leute, die dahin nach Kohle gingen, hatten eine Erscheinung, und zwar erschien ihnen jedesmal etwas anderes, z. B. ein Hund mit feuriger Schnauze.

In einen grossen Hund verwandelt sich nämlich bisweilen der Utopliec. So in der ersten der drei folgenden mir vom Tertianer Czech aus Sohrau berichteten Wassermannsagen:

IV.

Fuhr da einst ein Eierhändler in Sohrau nachts am Kirchhoftümpel vorbei. Da sah er einen grossen Hund zwischen den Latten des Friedhofzaunes sich hindurchzwängen, so dass das dicke Tier dabei ganz schmal und lang wurde. Die Pferde scheuten davor, und der Wagen stürzte um. Nun lief der Hund herbei und frass die herabgeschütteten Eier auf.

V.

Ein Mann ging von Sohrau nach dem Kluszczower Teiche. Wie er mitten am Teichufer war, sprang ein Mann herbei, wollte ihn packen und ins Wasser ziehen. Der Angegriffene aber wusste, dass man den Wassermann durch Ohrfeigen mit der linken Hand vertreiben könne. Er vergass sich jedoch im Augenblick und ohrfeigte den Dämon mit der rechten Hand. Infolgedessen unterlag er und wurde vom Wassermann ins Wasser gezogen. Doch vermochte er sich zu retten.

Ein paar Tage später ging derselbe Mann abermals dort vorbei. Als der Utopliec wieder erschien und ihn packen wollte, ohrfeigte ihn der Mann, diesmal aber mit der linken Hand. Da unterlag der Wassermann und musste abziehen.

VI.

Czechs Urgrossmutter besass bei Sohrau die sogenannte Mittelmühle. Dort hauste auch der Wassermann. Er kam abends öfters in die Mühle und wärmte sich am Ofen. Auch zu essen bekam er und setzte zum Danke dafür bisweilen die Mühle in Bewegung. Dann mahlte sie in 1—2 Stunden so viel, als der Müller sonst in einer Woche fertig bekam.

Der Wassermann trank auch gern Milch und ging öfters in den Kuhstall der Müllersleute, wo er die Kühe molk.

Nun kam einst ein Bärenführer in die Mühle über Nacht. Dessen Bären wurden in den Kuhstall gesperrt, nachdem man die Kühe in einem andern Raum untergebracht hatte.

Nachts kam der Wassermann, um die Kühe zu melken. Da er von der Umstellung der Tiere nichts wusste, geriet er an die Bären, von denen er so zerkratzt wurde, dass er nicht mehr wiederkam.

Aus dem Wasserloche aber, wo er hauste, fragte er nach einigen Tagen die Leute aus der Mühle:

Menary, menary, są tu jeszcze ty kotary?
(Müller, Müller, sind die Katzen noch hier?),

worauf die Leute erwiderten:

Niema, niema, bo się prohocity
(Nein, nein, denn sie sind weggezogen).

VII.

In der Rudaniederung ist gleichfalls der Wassermann zu Hause.

Als in Chwallentzitz bei Rauden einst mehrere Jagdfreunde — einer derselben, Oberlehrer Klinge von hier, erzählt mir den Vorfall — auf der Entenjagd sich der Niederung zuwandten, weigerte sich der Knabe, der ihnen bis dahin als Treiber gedient hatte, mit dorthinzugehen, aus Furcht vor dem Wassermann.

Aus Kokoschütz berichtet der Primaner Pluta folgende sechs Wassermannsagen:

VIII.

In einem Teiche in der Nähe des Dorfes wollten sich einige Schulknaben in der Mittagsstunde baden. Während sie noch an dem Teiche standen, erschien auf einmal unter ihnen ein unbekannter kleiner Junge, der ihnen zum Baden zuredete. Aber einige von den Knaben bemerkten, dass der Junge Hufe an den Füssen habe. Daraus schlossen sie, dass es bestimmt der Wassermann sei. Sofort ergriffen alle die Flucht, und der zurückgebliebene Wassermann soll ihnen nachgerufen haben: „Schlau habt ihr's gemacht, dass ihr nicht in dem Teiche gebadet habt! Ihr wäret nicht mehr herausgekommen". —

Als blosse Variante dieser Erzählung ist wohl die folgende anzusehen:

IX.

Zwei Knaben hüteten auf einer Wiese am Waldesrande Kühe. Drinnen im Gehölz befand sich an einer Lichtung ein Teich. Die Knaben hatten die Kühe bis Mittag gehütet und wollten schon nach Hause treiben. Da schlug der eine vor, sich vorher noch in dem Teiche zu baden. Als sie nun zu dem Wasser hinkamen, sahen sie einen Jungen mitten durch den Teich schwimmen. Er redete ihnen freundlich zu, sich schnell ins Wasser zu begeben.

Wie aber der kleine Schwimmer an den Rand des Teiches kam, bemerkten die beiden Knaben, dass er Pferdeohren und Pferdehufe habe. Und da sie schon früher gehört hatten, dass in dem Teiche der Wassermann sein Spiel treibe, flohen sie sofort, nahmen die Kühe und trieben sie schnell heimwärts. Der Junge aber schrie ihnen nach: „Euch hätte ich ganz gern in meine Hand bekommen!"

X.

Als einmal drei junge Burschen von 17 Jahren sich Sonntags um $^1/_2$ 1 Uhr drei Pferde nahmen und nach dem Walde ritten, um sie weiden zu lassen, versperrte ihnen plötzlich ein rot angezogener Knabe den Weg, wie sie gerade an einem Bache vorbeikamen.

Derselbe forderte sie auf, sofort umzukehren. Das taten sie denn auch. Sie sahen aber noch, wie der Rote im Wasser des Baches verschwand. Als die Burschen wieder im Dorfe anlangten, erzählten sie von dem Wassermann an jener Stelle, und viele Leute erklärten, ihn auch schon dort gesehen zu haben.

XI.

Einst gingen Grubenarbeiter gegen 11 Uhr abends nach Hause. Als sie von der Chaussee abbogen, kamen sie an einem grossen Teiche vorbei. Da hörten sie auf einmal ein Plätschern im Wasser, und während sie noch

die Vermutung austauschten, dass das vielleicht ein Wassermann sei, trat ihnen ein ganz kleiner Junge entgegen, der mit ihnen durchaus ringen wollte. Alle bekamen Angst und machten das Kreuzzeichen. Da verschwand der Junge sofort im Wasser.

XII.

Einige Schulknaben gingen um 11 Uhr vormittags nach einem nahegelegenen Walde, um dort im Bache Krebse zu fangen. Als sie am Bache ankamen, sahen sie einen rot angezogenen und ganz mit Glocken behangenen kleinen Knaben auf- und niedergehen. Sofort erkannten sie, dass es der Wassermann sei, denn sie hatten schon oft von ihm erzählen hören. Eiligst liefen sie nach Hause zurück.

XIII.

Mehrere Schulkinder und Erwachsene gingen am frühen Nachmittag in den Wald, um Blaubeeren zu pflücken.

Während sie so herumsuchten, kam zu ihnen ein fremder kleiner Junge, der einen schönen Strauss von Blaubeeren hatte. Die Kinder umringten ihn, und er verteilte unter sie die Beeren. Dann forderte er sie auf, ihm zu folgen, da ihm die Stellen bekannt wären, wo es viele Blaubeeren gebe. Die Kinder folgten ihm auch auf einem schmalen Wege.

Auf einmal nahm ein Knabe wahr, dass der fremde Junge Pferdehufe habe. Da merkten sie erst, dass es der Wassermann sei, und dass er sie ertränken wollte. Und wirklich waren sie schon ganz in der Nähe eines Teiches. Da kehrten sie um und liefen eiligst davon.

XIV.

In Sohrau und Warschowitz bei Sohrau hat man den Wassermann mit einer roten viereckigen Mütze gesehen; aus der einen Ecke floss beständig Wasser. Der Dämon hatte statt der Füsse Pferdehufe. Er hängt an den Sträuchern rote Bänder auf, um die Kinder daran ins Wasser zu ziehen. (Vom Obersekundaner Schuster.)

---

# Versteckla*s*.

Von **Dr. Wahner**, Gleiwitz OS., jetzt Neisse.

Neben der „Klippe" oder „Micke", der Hauptbelustigung der Knaben auf dem Lande, spielt die Dorfjugend überhaupt (Knaben und Mädchen) wohl am öftesten und liebsten „Versteckla*s*". Auch hiervon gibt es mehrere Arten, die bei Drechsler (Mitteil. II S. 52) gar nicht erwähnt werden und bei Philo vom Walde (Schlesien in Sage und Brauch S. 139) unvollständig bezw. ungenau geschildert sind.

Bei ihrer Beschreibung folge ich wieder der Erinnerung an meine eigenen Knabenjahre zu Lasswitz im Grottkauer Oberkreise, nicht jedoch, ohne anderwärts gemachte Beobachtungen dabei zu berücksichtigen.

Die einfachste, aber auch am wenigsten spannende Art des Spieles ist die von Philo wohl mit Unrecht als „Blindekuh" oder „Plinzkuh" bezeichnete. Der Unterschied dieses zumeist „Verstecken" schlechthin genannten Spieles von ähnlichen beruht darauf, dass dabei alle Teilnehmer

freiwillig aus ihrem Hinterhalt hervorkommen müssen, sobald der Sucher einen derselben in seinem Versteck entdeckt hat. Die übrigen nicht aufgefundenen prahlen dabei mit der geschickten Wahl und der Unentdeckbarkeit ihres Ortes. Je schwerer dieser zu finden, je unerwarteter seine Lage ist, desto grösser der Ruhm. Darauf beginnt das Verstecken von neuem, wobei der Gefundene plinzen und suchen muss. Sind die Verstecke so gut gewählt, dass trotz langen Suchens keiner entdeckt wird, so kann der Sucher durch den Ruf: „Piep' a mol!" verlangen, dass die Verborgenen dreimal einen Laut von sich geben und so das Finden erleichtern.

Das „Plinzen" (blinzeln d. h. die Augen ganz oder teilweise schliessen), das bei jeder Art dieses Spieles dem Suchen vorangeht, hat Philo offenbar zu der Verwechselung mit einem andern allgemein „Blindekuh" genannten Spiele veranlasst, das darin besteht, dass einem Kinde die Augen verbunden werden, während die übrigen um dasselbe im Kreise mit gefassten Händen oder auch zerstreut herumspringen und sich bemühen, seinen tastenden und haschenden Händen zu entschlüpfen. „Blindekuh" ähnelt am meisten dem „Jakob, wo bist du?" genannten Spiele und ist wie dieses eine Verbindung von Verstecken und Fangen.

Dem einfachen Verstecken steht die bei weitem interessantere Art des „Belurens" gegenüber, auch im engeren Sinne als „Verstecklas" oder „Stecklas" bezeichnet. Wesentlich hierbei ist die Lûre[1]), der Ort (gewöhnlich eine Tür oder Holzwand), an welchem der Sucher zunächst plinzt und darauf mit einem Stecken den zuerst aufgefundenen Mitspieler unter lautem Ausruf seines Namens und Versteckes anschlägt (belurt). Der so zuerst entdeckte löst den Sucher ab, sobald dieser alle übrigen gefunden hat und von keinem selbst dabei „belurt" worden ist. Gelingt es nämlich einem der Versteckten, sobald er gesehen worden ist, eher an die Lure zu gelangen als jener und ihn hier anzumelden (zu beluren), so muss der Sucher noch einmal plinzen und suchen. In Oberschlesien wird die Lure „Das Frei" genannt.

Beim „Beluren", das somit als eine Verbindung des blossen Versteckens mit dem Wettlauf erscheint, kommt es sehr auf Schnelligkeit der Füsse an, woraus wieder folgt, dass die Versteckten unbemerkt der Lure sich möglichst zu nähern suchen und ihr Versteck auch wechseln, während dies beim einfachen Verstecken nicht der Fall ist. Bei der einen Art ist die schwere Auffindbarkeit der Verstecke, bei der andern ihre möglichste Nähe an der Lure von grösserer Bedeutung.

Jeder dieser beiden Arten des „Versteckklas" geht natürlich, wie auch anderen Spielen, z. B. dem Fangen, ein Abzählen oder Auszählen voraus, um denjenigen zu bestimmen, der „sein" muss, d. h. der zuerst plinzen und suchen muss.

Beim Beluren erfolgt das Plinzen gewöhnlich ebenfalls unter lautem Zählen seitens des Suchers. Es wird bis 50 oder 100 gezählt, oder man bedient sich der den Kettenreimen ähnlichen, allbekannten Verse (Mitteil. II, S. 53) 1 2 Polizei, 3 4 Offizier etc. Ist der Sucher damit fertig, so

[1]) Ein Rest des niederdeutschen Wortschatzes in Schlesien, wie Micke, vgl. Weinhold, die Verbreitung und die Herkunft der Deutschen in Schlesien. Stuttg. 1887 S. 209.

muss jeder Mitspieler sich versteckt haben, widrigenfalls er sofort belurt wird und „sein“ muss.

Endlich zählt Philo das Knabenspiel „Ritter und Räuber“ mit zum Versteckenspielen. Seine Schilderung davon deckt sich denn auch im wesentlichen mit unserer Beschreibung des einfachen Versteckens, nur dass dabei nicht einer, sondern wie der Name schon andeutet, mehrere Spieler (die Ritter) die andere Hälfte (die Räuber) in ihren Schlupfwinkeln suchen, um ihnen zu einer Tracht Schläge zu verhelfen. Diese Angabe mag immerhin für manche Gegenden stimmen; dasselbe wird mir z. B. für Gleiwitz berichtet. In meiner Heimat hatte dagegen das ebenfalls gepflegte „Ritter- und Räuberspiel“ nichts vom Verstecken an sich. Vielmehr hauste die Partei der Räuber auf einer den Gegnern bekannten kleinen, vom Dorfbach gebildeten Landzunge, gedeckt durch junge Weidensträucher, deren Ruten als Schutzwehr miteinander verflochten wurden. Sache der Ritter war es nun, das Räubernest zu stürmen, was meist nicht ohne ernste Prügel und leichte Verletzungen vor sich ging. Es hatte diese Belustigung also mehr vom Soldaten- und Kriegsspiel an sich.

# Kleine Mitteilungen.

## Alte Münznamen.

Von Professor Dr. Edward Schröder in Marburg erhalten wir folgende Zuschrift:

Seit längerer Zeit mit einer Studie über die deutschen Münznamen beschäftigt habe ich die gedruckte Literatur ziemlich vollständig durchsucht und möchte nun gern feststellen, welche einst offiziellen und welche volkstümlichen Münzbezeichnungen bis in die neuere Zeit herab ein Dasein gefristet haben. Schlesien speziell hat, ehe es vor 80 und etlichen Jahren seine letzten numismatischen Besonderheiten einbüsste, eine reiche Münzgeschichte gehabt und einen ganzen Schatz volkstümlicher Benennungen erzeugt oder aus den Nachbarländern übernommen. Es wäre mir von Interesse, zu erfahren, wieweit Ausdrücke wie „Böhm“, „Gröschel“, „Kreuzer“ auf neuere, gemeinpreussische oder gar reichsdeutsche Münzsorten übertragen fortgelebt haben oder noch fortleben. Weiter erführe ich gern, ob noch Erinnerungen an Münznamen der polnischen Zeit wie „Polchen“, „Brummer“, „Dreipölker“ vorhanden sind. Und schliesslich sind mir alle scherzhaften Bezeichnungen für kleinste Kupfer- und Silbermünzen, so besonders für die jetzt wieder eingezogenen silbernen 20-Pfennigstücke erwünscht. Wie nannte man das preussische $2^1/_2$-Groschenstück? Weiss man noch etwas von „Fledermäusen“ oder gar von „Molkendieben“?

Hierzu sei bemerkt, dass ja der „Böhm“ (Bihm) für den Groschen gebraucht ward und bis heute für 10 Pfennige üblich ist; der halbe Böhm (heute 5 Pfennige) ist ein „Sechser“, der viertel Böhm (früher 3 Pfennige) war ein „Dreier“ oder „Dreiling“. Das alte Achtgroschenstück war = 10 Böhm; das preussische $2^1/_2$-Groschenstück war „2 Groschen“; „Greschel“ ward für den Dreier, „Zweigreschel“ für 6 Pfennige gesagt, „Greschel“ aber auch gern für Geld im Allgemeinen gebraucht; „Kreuzer“ ward das alte

preussische Vierpfennigstück genannt. Von den Polichen (den polnischen Halbgroschen, die in Schlesien seit dem 14. Jahrhundert üblich waren) ist wohl nirgends mehr die Rede; „Brummer“ ist entweder der alte preussische Zweigröschler oder auch das alte dicke österreichische Vierkreuzerstück (Vierbremmer). „Molkendiebe“ (es ist der Name für Kohlweisslinge) wurden im 16. Jahrh. die glänzend weissen neuen Breslauer Groschen genannt; wo endlich sind noch Spuren des „Pultrag“ (1 Pultrag = 2 Gröschel)?

Direkte Mitteilungen wolle man auf einer Postkarte an Professor E. Schröder in Göttingen oder an den Unterzeichneten richten. Siebs.

# Literatur.

**Kinderlied und Kinderspiel im Kanton Bern.** Nach mündlicher Ueberlieferung gesammelt von Gertrud Züricher. Zürich, Verlag der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, 1902 (169 S.) [= Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde. Heft 2].

Die rührige und mit reichem Erfolge arbeitende Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde bietet in diesem zweiten Heft ihrer Schriften eine inhaltreiche und wertvolle Gabe. Kinderlied und Kinderspiel gehören nicht zu den am meisten gepflegten Gegenständen der Volkskunde. Umso dankbarer begrüssen wir das vorliegende Buch, in dem eine schweizerische Lehrerin, angeregt durch Prof. Singers Volkskundliche Uebungen an der Universität Bern, die Früchte ihres eifrigen und planvollen Sammelfleisses auf diesem Gebiete vorlegt. Obwohl Frl. Z. über weitergehendes Material verfügte, hat sie sich darauf beschränkt, das aus dem Kanton Bern stammende zu veröffentlichen. Dafür gibt sie uns aber die Versicherung, dass alles, was sie bietet, aus mündlicher Ueberlieferung geschöpft und wirklich dem Kinderleben entnommen ist. Wir erhalten auf diese Weise ein zuverlässiges, wenn auch selbstverständlich nicht erschöpfendes Bild von dem Stande der Kindertradition auf einem räumlich zwar kleinen, aber gut durchforschten Gebiet. Die Anordnung der einzelnen Stücke — rund 1100 Nummern — ergibt sich aus folgenden Gruppentiteln, die sich logisch bisweilen kreuzen, aber immerhin praktisch und zweckmässig gewählt sind: Wiegenlieder — Kindergebete, Besegnungen — Scherzliedchen — Fingerspiele — Kniereiterliedchen — Marsch- und Tanzliedchen — Regen- und Schneeliedchen — Glockensprachen — Neujahrs- und Fastnachtsbettellieder — Aus der Schule — Tierverschen — Ueber Nahrung und Kleidung — Gespräche, Neckmärchen, verkehrte Welt, Kinderpredigten — Kettenreime, Erzählungen — Anzählreime — Spottverse und Gassenrufe, Parodieen — Geheimsprachen, Verlegung der Betonung, Schnellsprechübungen — Verschen und Lieder der Erwachsenen in Kindermund — Spiele. Weitaus die Mehrheit der Stücke ist mundartlich; die hochdeutschen bilden nur einen kleinen Bruchteil. Eine geringe Anzahl von Stücken ist, obwohl nur deutsche Kinder als Kontribuenten herangezogen wurden, ganz oder teilweise französisch. Nicht alles, was die Sammlung bietet, ist natürlich neu. Für sehr viele Stücke sind bereits anderwärts mehr oder weniger übereinstimmende Fassungen beigebracht worden. In dankenswerter Weise hat Frl. Z. in solchen Fällen auf die wichtigeren Sammlungen, in denen Gleiches oder Aehnliches zu finden ist, hingewiesen. Auch an die Kindertraditionen knüpfen sich manche Fragen, die philologisch oder literarhistorisch, kultur- oder sittengeschichtlich von Interesse sind: das Alter, die Heimat, die Verbreitung, die Geschichte, der sachliche Inhalt, die Worterklärung einzelner Ueberlieferungen. Frl. Z. hat diese Fragen in ihrer knappen Einleitung nicht berührt, und wohl mit Recht. Die Zeit für ihre Lösung ist jetzt, wo wir noch so viel mit der Sammlung und Verzeichnung des Materials zu tun haben, noch kaum gekommen. Freuen wir uns, wenn so sorgsame und kundige Sammler wie die Herausgeberin dem künftigen Forscher, der einmal an jene wichtigen Fragen herantreten muss, seine Aufgaben durch ihre schlichte, gediegene Arbeit lösen helfen. M. H.

**Die Mutter im Schollenstein.** Nach einer alten Sage vom Schollenstein bei Landeck (Grafschaft Glatz) gedichtet von Robert Sabel. Als Manuskript gedruckt! Breslau. Beim Herausgeber. (24 S.) Pr.: 25 Pf.

S. hat in diesem Schriftchen eine sinnige, in das Gebiet der Schatzsagen gehörende Ueberlieferung, die an einem Burgrest in der Nähe von Landeck haftet (eine arme Witwe versucht in der Burg, die sich alljährlich nur auf eine Stunde in der Sylvesternacht öffnet,

Schätze zusammenzuraffen, vergisst aber in tödlicher Hast ihr Kind, das nun in dem Burgraum zurückbleibt; nach einem unseligen Jahre der Trennung von ihrem Liebling gelingt es ihr, in der nächsten Sylvesternacht ihr Kind wiederzuerlangen), in wohlgelungene Verse gebracht, in denen erzählende Partien mit lyrischen Einlagen geschickt abwechseln. Die kleine Dichtung ist von Robert Amft in Musik gesetzt worden. M. H.

**Liederbüchel für gemittliche Leute.** 100 Lieder aus der Schläsing, ausgewählt von Robert Sabel. 1. Heft. 100 Lieder mit Melodieenangabe. Striegau 1902, Verlag von A. Hoffmann. (80 S.) Pr.: 25 Pf.

Das vorliegende Heft will nicht nur eine Sammlung der Texte von „100 Liedern aus der Schläsing“ bieten; es will diese mundartlichen Lieder nach Art eines Kommersbuches in den Gesellschaftsgesang einführen. Zu diesem Zwecke ist bei jedem Liede eine zu dem Text stimmende bekannte Melodie notiert. Geht es dabei auch nicht immer ohne Gewaltsamkeit ab, so sind doch in den meisten Fällen die Melodieen passend gewählt. In einer Anzahl von Fällen ist statt einer entlehnten Melodie auf die Komposition Paul Mittmanns, des fleissigen und erfolgreichen Komponisten schlesischer Lieder, verwiesen. Die Lieder selbst entstammen, abgesehen von wenigen als Volkslieder bezeichneten Texten, folgenden schlesischen Dichtern: Bauch, Heinzel, Holtei, Klings, Lichter, Oberdieck, Philo, Rhainhard, Rössler, Schurich, Tschampel. Auch der Herausgeber hat einige Texte aus einer von ihm vorbereiteten Sammlung beigesteuert. Wir wünschen der kleinen Sammlung, dass sie an ihrem Teile dazu beitragen möchte, die Liebe zu unserer schlesischen Mundartdichtung in immer weitere Kreise zu tragen. M. H.

# Nachrichten.

**Wanderversammlung in Oels.** Am 14. Juni beging die Gesellschaft ihr neuntes Stiftungsfest in üblicher Weise durch eine Fest- und Wanderversammlung. Unser Nachbarstädtchen Oels war das Ziel des Ausflugs. Nach dem Frühstück begab sich eine Abordnung des Vorstandes in das kronprinzliche Schloss und sprach dem Kgl. Baurat Weinbach den Dank der Gesellschaft dafür aus, dass wenigstens ein Teil des Schlosses und der Park besichtigt werden konnte. Darnach versammelten sich alle Mitglieder und auch eine Anzahl von Oelser Gästen in dem Saale des alten Gymnasiums zur Festsitzung. Nachdem der Vorsitzende, Professor Dr. Siebs, dieselbe eröffnet hatte, begrüsste Herr Bürgermeister Kallmann die Breslauer Gäste und hiess sie herzlich willkommen. Darauf hielt Professor Siebs einen kurzen einleitenden Vortrag über Inhalt und Aufgaben der Volkskunde. Sie sei die wichtigste Vorbedingung für die Kulturgeschichte, denn auf volkstümlicher Grundlage bauen sich alle Erscheinungen in Religion und Recht, Sitte, Lebensweise und Poesie auf. Diese Grundlagen habe die Volkskunde festzustellen und fremde Einflüsse von ihnen zu scheiden. Der Wert volkskundlicher Forschungen und Sammlungen liege auf nationalem, ästhetischem und wissenschaftlichem Gebiete, was unter anderem an der Sage vom wilden Jäger, die gerade auch aus Oels bezeugt ist, nachgewiesen wurde. An zweiter Stelle ergriff Professor Skutsch das Wort zu seinem Vortrage „Das Josephsfest in Rimini“. Nach einem kürzlichen Erlebnis schilderte er dies Fest, das am 19. und 20. März gefeiert wird. Die Hauptsache dabei ist die Aufstellung grosser weiblicher, buntgekleideter und maskierter Puppen vor den Häusern, die des Nachts dann entkleidet und am nächsten Morgen verspottet werden. Mit dieser Volksbelustigung, die man *seggar la vecchia* nennt, ist noch ein Kinderfest und ein feierliches Hochamt verbunden. Der Vortragende wies nach, dass es sich dabei um die Reste einer uralten Frühlingsfeier handelt, wie sie in anderer Weise bei uns in Schlesien auch noch im sogenannten Todaustreiben und noch anders im Sommersingen erhalten sind (der Vortrag wird demnächst in den „Mitteilungen“ veröffentlicht werden). — Darnach gab Pastor Feist aus Festenberg eine treffliche Uebersicht über den Stand der „geistigen Bildung in Oels zu Ende des 17. Jahrhunderts“. Er entwarf ein lebendiges Bild von dem Leben am Hofe Silvius Friedrichs, der zwar wegen der Verschwendungssucht seiner Gemahlin Eleonore Charlotte und deren ganzer Familie, die er mit unterhielt, Oels mit einer grossen Schuldenlast belud, jedoch durch seine regen geistigen Bestrebungen Kirche, Wissenschaft und Kunst förderte. Am meisten kam dies aber der Schule zu Gute. Er erliess eine wichtige Schulordnung für Stadt und Land und fügte der in Oels schon bestehenden fünfklassigen Lateinschule noch eine Selekta bei, um deren Schülern die Berechtigung zum Besuch der Universität zu ermöglichen. Freilich hat diese oberste Klasse nur fünf Jahre bestanden. Die eigentlichen Träger geistiger Bildung waren natürlich vor allem die

Geistlichen und Lehrer, unter denen die verdienten Superintendenten Textor und Weber, der vielseitige Magister Georg Wende und besonders der hochgelehrte Geschichtsschreiber Sinapius hervorgehoben wurden. — Zuletzt machte Gymnasialdirektor Professor Dr. Brock aus Oels noch eine Reihe schätzenswerter Mitteilungen über das „Schloss und die Schlosskirche in Oels". — Nachdem Professor Siebs den Rednern gedankt und die Sitzung geschlossen hatte, folgte nunmehr die Besichtigung der Schlosskirche und des Schlossparkes, und dann vereinigte man sich zum gemeinschaftlichen Festmahle. Den ersten Trinkspruch widmete Professor Siebs dem Kaiser und dem Kronprinzen, den zweiten der Stadt Oels und ihren Bewohnern. Professor Dr. Koch sprach in humorvoller Weise auf die vier Redner in der Festsitzung, Gymnasialdirektor Dr. Feit feierte die Frauen und Professor Dr. Appel wies auf die Verdienste des Schatzmeisters Herrn Bruno Richter hin, der bei seinem Danke den Wunsch äusserte, recht bald wirkliche Schätze verwalten zu dürfen. — Da sich unterdessen das ungünstige Wetter etwas aufgeklärt hatte, wurde die geplante Fahrt nach Sibyllenort unternommen, und dort konnte man sich noch eines herrlichen Nachmittags in den wohlgepflegten Gängen des Schlossparks und den in üppigem Grün prangenden Waldwegen nach Domatschine erfreuen. Nach dem gemeinsamen Abendessen in der Schlossbrauerei führte der Abendzug die Mitglieder wieder nach Breslau zurück, und in fröhlicher Stimmung fand dieses Stiftungsfest, das wieder alle Teilnehmer vollauf befriedigt und der Gesellschaft auch mehrere neue Mitglieder zugeführt hatte, seinen Abschluss. H. J.

---

**Eingänge** für die Sammlungen: Lieder, Bräuche, Erzählungen, von O. Scholz in Herzogswaldau; Sprichwörter und Redensarten, von Dr. W. Vogt in Breslau; Lieder und Sonstiges, von Dr. M. Klein in Rawitsch; Handwerkerlied, von Paul Jurczik in Rosdzin OS.; Soldatenlieder, von Dr. F. Pradel in Breslau; Kleinere Mitteilungen, von Ida Scupin in Cronendorf, Ida Häunke z. Z. in Landeck, Justine Müllendorff in Breslau. Für alle diese Beiträge sagen wir Dank. Ss.

---

In der Sitzung vom 8. Mai d. J. hielt Herr Univ.-Prof. Dr. O. Hoffmann einen Vortrag über „die heilige Zahl drei".

---

Der Vorstand der Gesellschaft besteht gegenwärtig aus folgenden Mitgliedern:
Vorsitzender: Universitätsprofessor Dr. Th. Siebs, Hohenzollernstrasse 53.
Stellvertreter: Geh. Reg.-Rat Universitätsprofessor Dr. W. Nehring, Sternstrasse 22.
Schriftführer: Bibliothekar Dr. M. Hippe, Opitzstrasse 3.
Stellvertreter: Direktor am Schlesischen Museum für Kunstgewerbe etc. Dr. H. Seger, Charlottenstrasse 9.
Schatzmeister: Kgl. Hofkunsthändler Bruno Richter, Schweidnitzerstrasse 8.
Stellvertreter: Verlagsbuchhändler Max Woywod, Klosterstrasse 3.
Bibliothekar: Oberlehrer Dr. H. Jantzen, Wilhelmsufer 1.
Professor Dr. Hulwa, Tauentzienstrasse 83.
Universitätsprofessor Dr. M. Koch, Museumsplatz 10.
Professor Dr. Körber, Palmstrasse 10.
Rechtsanwalt und Notar Pavel, Junkernstrasse 32.
Kgl. Gymnasialdirektor Professor Dr. Feit, Matthiasstrasse 117.

---

Beiträge für die „Mitteilungen" und die Sammlungen der Gesellschaft sind zu richten an den Herausgeber Univ.-Prof. Dr. Th. Siebs, Breslau XIII, Hohenzollernstr. 53 II.

---

Anmeldungen zur Mitgliedschaft wolle man an den Herrn Schatzmeister Kgl. Hofkunsthändler Bruno Richter, Breslau, Schweidnitzerstr. 8, richten; für die Einwohner von Breslau beträgt der Jahresbeitrag 3 Mark, für Auswärtige 2 Mark. Jedes Mitglied der Gesellschaft erhält die „Mitteilungen" nummerweise sogleich nach dem Erscheinen unentgeltlich zugesandt. Um eine regelmässige Zustellung zu ermöglichen, sind Adressenveränderungen sogleich dem Herrn Schriftführer Bibliothekar Dr. Hippe, Breslau, Opitzstr. 3, anzuzeigen.

---

Schluss der Redaktion: 21. Juli 1903.

**Buchdruckerei Maretzke & Märtin, Trebnitz i. Schles.**

# Mitteilungen
der
## Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde
herausgegeben
von
**Th. Siebs.**

Jahrgang 1903. **Breslau.** Heft X. № 5.



## An unsere Mitglieder.

Mit dieser Nummer schliesst das zehnte Heft und der fünfte Band der „Mitteilungen“. Als einen gewiss jedem willkommenen Abschluss geben wir ein Gesamtregister für alle fünf Bände, welches die Aufsätze und ihre Verfasser sowie die wichtigeren Worte und Sachen verzeichnet. Es ist die dankenswerte Arbeit von Dr. Josef Klapper in Breslau.

Um grössere wissenschaftliche Arbeiten ungeteilt bieten zu können, werden die „Mitteilungen“ auf Beschluss des Vorstandes fortan in doppelter Stärke herausgegeben, und zwar wird sich die Zahl von etwa zehn bis zwölf Bogen auf zwei bis drei Hefte jährlich verteilen; sie sollen in gefälligerem Formate als bisher und in einem Umschlage erscheinen. Der Beitrag für die Mitgliedschaft bleibt einstweilen derselbe.

Die Sitzungen des Winterhalbjahres sind am Freitag, den 13. Nov., mit einem Vortrage des Geh. Justizrats Professor Dr. Felix Dahn über „Germanisches Heidentum im süddeutschen Volksleben der Gegenwart“ eröffnet worden. Am Freitag, den 11. Dezember, wird Professor Dr. Körber über „Holtei als schlesischen Dichter“ sprechen, am 8. Januar Universitätsprofessor Dr. Hintze über „Aberglauben bei den Steinen“, am 12. Februar Universitätsprofessor Dr. Kampers über „die Legende vom Kreuzholze Christi“, am 4. März Stadtbibliothekar Dr. Hippe über „einige Breslauer Sagen“.

Das von der Gesellschaft herausgegebene Sammelwerk „Schlesiens volkstümliche Ueberlieferungen“ weist bis jetzt zwei Bände auf:

**I.** Die schlesischen Weihnachtspiele. Von Friedrich Vogt. Mit Buchschmuck von M. Wislicenus. Leipzig 1901.

**II.** Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien. Von Paul Drechsler. I. Mit Buchschmuck von M. Wislicenus. Leipzig 1903.

Den Mitgliedern werden diese Werke, auf Bestellung bei der Verlags-

buchhandlung B. G. Teubner in Leipzig, Poststrasse 3, zum Vorzugspreise von je M. 3,90 geb. M. 4,50 geliefert.

An sonstigen Veröffentlichungen sind erschienen:

Scholz, O., Der Spinnabend zu Herzogswaldau. M. 0,80.

Pautsch, Dr. O., Grammatik der Mundart von Kieslingswalde. Ein Beitrag zur Kenntnis des glätzischen Dialekts. 1901. M. 1,30.

Gössgen, Dr. Waldemar, Die Mundart von Dubraucke. Ein Beitrag zur Volkskunde der Lausitz. 1902. M. 1,30.

---

Um einzelne ältere Nummern oder Jahrgänge der „Mitteilungen" zu erhalten, wende man sich an den Schriftführer der Gesellschaft, Stadtbibliothekar Dr. Max Hippe, Breslau, Opitzstrasse 3 II.

Beiträge für die „Mitteilungen" und die Sammlungen der Gesellschaft sind zu richten an den Herausgeber Univ.-Prof. Dr. Th. Siebs, Breslau XIII, Hohenzollernstrasse 53 II.

Anmeldungen zur Mitgliedschaft wolle man an den Herrn Schatzmeister Kgl. Hofkunsthändler Bruno Richter, Breslau, Schweidnitzerstrasse 8, richten; für die Einwohner von Breslau beträgt der Jahresbeitrag 3 Mark, für Auswärtige 2 Mark. Jedes Mitglied der Gesellschaft erhält die „Mitteilungen" nummerweise sogleich nach dem Erscheinen unentgeltlich zugesandt. Um eine regelmässige Zustellung zu ermöglichen, sind Adressenveränderungen sogleich dem Herrn Schriftführer Bibliothekar Dr. Hippe, Breslau, Opitzstrasse 3, anzuzeigen.

Zugleich mit dieser Nummer wird ein neues Mitgliederverzeichnis der Gesellschaft versandt.

# Gesamtregister zu Heft I bis X.

## a) Verzeichnis der Aufsätze und ihrer Verfasser.

## b) Wortregister.

**Andere deutsche Mundarten.**

**niederländisch.**



**schwedisch.**



**griechisch.**



**lateinisch.**



**französisch.**

## c) Sachregister.

Buchdruckerei Maretzke & Märtin, Trebnitz i. Schl.

Schlesische Gesellschaft für Volkskunde

Breslau.

# Mitglieder-Verzeichnis.

(Nach dem Stande vom November 1903.)

---

Die Schlesische Gesellschaft für Volkskunde, gegründet im Jahre 1894, verfolgt den Zweck, das Interesse für volkstümliche Ueberlieferungen im allgemeinen zu beleben und zu pflegen, und will alles, was sich von solchen Ueberlieferungen in Schlesien erhalten hat, möglichst vollständig sammeln.

Der Eintritt in die Gesellschaft erfolgt durch Anmeldung bei dem Schatzmeister **Hofkunsthändler Bruno Richter,** Breslau, Schweidnitzerstrasse 8, oder bei dem Schriftführer **Bibliothekar Dr. M. Hippe,** Breslau, Opitzstrasse 3.

Der Jahresbeitrag beträgt für Einwohner von Breslau 3 Mark, für auswärtige Mitglieder 2 Mark. Jedes Mitglied der Gesellschaft erhält die „Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde“ nummerweise nach dem Erscheinen unentgeltlich zugesandt.

Die Gesellschaft hat bisher folgende Schriften veröffentlicht:

1. **Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde.**

| | | | |
|---|---|---|---|
| Band I | (= Heft I/II) | 1894—1896 | (Preis 6 Mark). |
| Band II | (= Heft III/IV) | 1896—1897 | (Preis 5 Mark). |
| Band III | (= Heft V/VI) | 1898—1899 | (Preis 5 Mark). |
| Band IV | (= Heft VII/VIII) | 1900—1901 | (Preis 5 Mark). |
| Band V | (= Heft IX/X) | 1902—1903 | (Preis 4 Mark). |

Band I bis V, zusammen entnommen, kosten 20 Mark.
Band I bis IV, zusammen entnommen, kosten 17 Mark.
Band I bis III, zusammen entnommen, kosten 13 Mark.
Einzelne Nummern kosten pro Stück 50 Pf.

Die Preise gelten für Mitglieder, so lange der teilweise nur geringe Vorrat reicht.

2. **Beihefte zu den Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde.**

   I. Beiheft: **Pautsch,** Oswald, Grammatik der Mundart von Kieslingswalde, Kreis Habelschwerdt. Ein Beitrag zur Kenntnis des glätzischen Dialektes. I. Teil: Lautlehre. 1901. (Preis 1,30 M.)

   II. Beiheft: **Goessgen,** Waldemar, Die Mundart von Dubraucke. Ein Beitrag zur Volkskunde der Lausitz. A. Grammatischer Teil. 1902. (Preis 1,30 M.)

3. **Scholz,** Oskar, Der Spinnabend zu Herzogswaldau im Winter 1899. 1901. (Preis 0,80 M.)

Alle vorgenannten Schriften sind durch den Schriftführer der Gesellschaft, Bibliothekar Dr. M. Hippe, Breslau, Opitzstr. 3, zu beziehen.

4. **Schlesiens volkstümliche Ueberlieferungen.** Sammlungen und Studien der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde. Leipzig, B. G. Teubner.

   Band I. Die Schlesischen Weihnachtspiele. Von **Friedrich Vogt.** Mit Buchschmuck von M. Wislicenus sowie vier Gruppenbildern der Batzdorfer Weihnachtspiele. 1901. (Preis für Mitglieder 3,90 M., geb. 4,50 M.)

   Band II. Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien. Von **Paul Drechsler.** I. Teil. Mit Buchschmuck von M. Wislicenus. 1903. (Preis für Mitglieder 3,90 M., geb. 4,50 M.)

Diese Bände von „Schlesiens volkstümlichen Ueberlieferungen" erhalten die Mitglieder der Gesellschaft auf Bestellung bei der Verlagsbuchhandlung B. G. Teubner in Leipzig, Poststr. 3.

## Vorstand.

Vorsitzender: Universitätsprofessor Dr. Theodor Siebs, Hohenzollernstr. 53, II.
Stellvertreter: Universitätsprofessor, Geh. Regierungsrat Dr. W. Nehring, Sternstrasse 22.
Schriftführer: Bibliothekar Dr. Max Hippe, Opitzstrasse 3.
Stellvertreter: Direktor am Schles. Museum für Kunstgewerbe und Altertümer Dr. H. Seger, Charlottenstrasse 9.
Schatzmeister: Kgl. Hof-Kunsthändler Bruno Richter, Schweidnitzerstr. 8.
Stellvertreter: Verlagsbuchhändler Max Woywod, Klosterstrasse 3.
Bibliothekar: Oberlehrer Dr. Hermann Jantzen, Rosenthalerstrasse 10a.
Professor Dr. Hulwa, Tauentzienstrasse 83.
Universitätsprofessor Dr. Max Koch, Museumsplatz 10.
Professor Dr. Körber, Palmstrasse 10.
Rechtsanwalt und Notar Pavel, Junkernstrasse 32.
Königl. Gymnasialdirektor Professor Dr. Feit, Matthiasstrasse 117.

---

## Ehrenmitglied.

Universitätsprofessor Dr. Friedrich Vogt, Marburg a. L., Bismarckstrasse 7.

## A. Breslauer Mitglieder.

1. Abegg, Dr. Universitätsprofessor, Kaiser Wilhelmstrasse 70.
2. Appel, Dr. Universitätsprofessor, Monhauptstrasse 3a, II.
3. Arnold, F., Dr. Universitätsprofessor, Ohlauer Stadtgraben 21, III.
4. Aust, Rudolf, Dr. Oberlehrer, Matthiasplatz 1.
5. Barasch, Buchhändler, Schmiedebrücke 17/18.
6. Bauch, Hermann, Rektor, Kreuzstrasse 51.
7. Becker, Amtsgerichtsrat, Gabitzstrasse 60.
8. Bender, Dr. Oberbürgermeister, Rosenthalerstrasse 14.
9. Berger, Heinrich, Dr. phil., Nicolaistadtgraben 26, III.
10. Beyerle, Conrad, Dr. Universitätsprofessor, Tiergartenstrasse 26.
11. Blümel, Referendar, Michaelisstrasse 80.

12. Bobertag, Felix, Dr. Professor, Sternstrasse 92, pt.
13. de Boor, Frau Professor, Vorderbleiche 8.
14. Bratke, Dr. Universitätsprofessor, Augustastrasse 45.
15. Brie, Maria, Dr. phil., Fräulein, Verlängerte Auenstrasse, Haus Brie.
16. Caro, J., Dr. Universitätsprofessor, Eichendorffstrasse 57, pt.
17. Cichorius, Dr. Universitätsprofessor, Gartenstrasse 45, pt.
18. Contenius, Dora, Fräulein, Garvestrasse 26, I.
19. Dahn, Felix, Dr. Geh. Justizrat, Universitätsprofessor, Schweidnitzer Stadtgraben 20, II.
20. Dittrich, Paul, Oberlehrer, Hirschstrasse 33.
21. Ebbinghaus, Frau Professor, Kaiser Wilhelmstrasse 84, III.
22. Eberhard, Margarete, Fräulein, Paulstrasse 9, I.
23. Eckhardt, W., Stadtrat, Salvatorplatz 8.
24. von Ehrenstein, Direktor, Trebnitzerstrasse 28.
25. Feit, Dr. Prof., Königl. Gymnasialdirektor, Matthiasstr. 117.
26. Fiedler, Paul, Mittelschullehrer, Sternstrasse 40.
27. Flassig, Kanonikus und Rektor des fürstbischöflichen Clerical-Seminars, Domstrasse 10.
28. Fränkel, G., Dr. phil., Friedrich-Wilhelmstrasse 9, III.
29. Fraenkel, S., Dr. Universitätsprofessor, Augustastrasse 81, I.
30. Friedenthal, Adolf, Kaufmann und Stadtverordneter, Salvatorplatz 8.
31. Gaertner, Dr. Professor, Monhauptstrasse 16.
32. Geisler, Dr. Oberlehrer, Kreuzstrasse 44 a.
33. Glatzer Gebirgsverein, Sektion Breslau, z. H. Herrn Rechtsanwalt Pavel, Junkernstrasse 32.
34. Göhring, Adolf, Kaufmann, Ohlauerstrasse 15.
35. Gombert, Dr. Professor, Augustastrasse 92.
36. Graebisch, Friedrich, Kaufmann, Vinzenzstrasse 11.
37. Grempler, W., Dr. Geh. Sanitätsrat, Gartenstrasse 46.
38. Grosche, Frau Rektor, Bohrauerstrasse 3, H. 1.
39. Grützner, Oberlandesgerichtsrat, Goethestrasse 11.
40. Grunwald, Gustav, Mittelschullehrer, Seidlitzstrasse 11.
41. Gusinde, Konrad, Dr. phil., Paulstrasse 37.
42. Gusinde, Joseph, stud. jur., Paulstrasse 37.
43. Gutsche, Dr. phil., Oberlehrer, Trebnitzerplatz 6.
44. Haase, Georg, Kommerzienrat, Königl. italienischer Konsul, Breitestr. 1.
45. Habricht, stud. phil., Brüderstrasse 2 f.
46. Hahn, Joh., Rektor, Reichstrasse 24.
47. Heckel, Robert, Kaufmann, Kaiser Wilhelmstrasse 33.
48. Heinsch, Professor Dr., Scheitnigerstrasse 4.
49. Heinze, Joseph, Dr. med., Breitestrasse 28.
50. Herz, Walter, Dr. Privatdozent, Grünstrasse 7.
51. Hillebrandt, A., Dr. Universitätsprofessor, Monhauptstrasse 14, II.
52. Hippe, M., Dr. Bibliothekar, Opitzstrasse 3.
53. Hirschfeld, Fanni, Fräulein, Augustastrasse 67.
54. Hoffmann, Adalbert, Amtsgerichtsrat, Monhauptstrasse 18.
55. Hoffmann, M., Lehrer, Kreuzstrasse 39 (Gartenhaus hpt.).
56. Hoffmann, Otto, Dr. Universitätsprofessor, Tiergartenstrasse 47a, III.
57. Holdefleiss, Dr. Universitätsprofessor, Rosenthalerstrasse 1d, I.

58. Hulwa, Professor Dr. phil., Tauentzienstrasse 83.
59. Hüsing, Dr. phil., Friedrichstrasse 81, II.
60. Jaekel, Hugo, Privatgelehrter, Adalbertstrasse 19.
61. Jantzen, Dr. phil., Oberlehrer, Rosenthalerstrasse 10a.
62. Jungnitz, Dr., Geistlicher Rat, Archiv-Direktor, Domstrasse 13b.
63. Kampers, Dr. Universitätsprofessor, Tiergartenstrasse 28.
64. Kern, Arthur, Dr., Monhauptstrasse 10.
65. Kessler, Dr. Professor, Uferstrasse 9.
66. Kirchner, Reinhold, stud. phil., Martinistrasse 3.
67. Klapper, Jos., Dr. phil., Scheitnigerstrasse 8.
68. Klug, Marie, Fräulein, Schulvorsteherin, Garvestrasse 27.
69. Knobloch, Heinrich, Dr. Oberlehrer, Hohenzollernstrasse.
70. Koch, M., Dr. Universitätsprofessor, Museumsplatz 10, III.
71. Kolker, Bruno, Kaufmann, Kaiser Wilhelmstrasse 14.
72. Körber, Professor Dr., Palmstrasse 10, I.
73. von Korn, H., Dr., Stadtältester, Schweidnitzerstrasse 47/48.
74. Kretschmer, Hugo, Schriftsteller, Kaiser Wilhelmstrasse 109.
75. Küster, E., Prokurist, Ring 33.
76. Landwirtschaftskammer für Schlesien, Matthiasplatz 6.
77. Leonhard, Dr. Geh. Justizrat, Universitätsprofessor, Lindenallee 6, I
78. Lesehalle, Städtische Nr. 2, Rosenthalerstrasse 1a.
79. Lewald, Frau Fabrikbesitzer, Schuhbrücke 34.
80. Liebich, Dr. Universitätsprofessor, Kaiser Wilhelmstrasse 53, I.
81. Lischke, Johanna, Frau Oberlehrer, Bismarckstrasse 2.
82. Löhr, Dr. Universitätsprofessor, Garvestrasse 1, III.
83. London, Dr. Universitätsprofessor, Kaiser Wilhelmstrasse 95, III.
84. Lorcke, Marie, Frau, Neue Schweidnitzerstrasse 2.
85. von Machui, Rentier, Lothringerstrasse 13.
86. Magistrat der Königl. Haupt- und Residenzstadt Breslau.
87. Malberg, Anna, Fräulein, Schulvorsteherin, Teichstrasse 22.
88. Marcus, Max, Verlagsbuchhändler, Kaiser Wilhelmstrasse 8.
89. Marx, Paul, Mittelschullehrer, Klosterstrasse 36.
90. Mende, Curt, Referendar, Lothringerstrasse 3.
91. Mertins, Dr. Oberlehrer, Alexanderstrasse 34.
92. Meyer, Arnold, Dr. phil., Göppertstrasse 1.
93. v. Mikulicz-Radecki, Dr. Geh. Medizinalrat, Universitätsprofessor, Auenstrasse 32.
94. Milisch, Rittergutsbesitzer, Kürassierstrasse 4.
95. Mittelhaus, stud. phil., Albrechtstrasse 12.
96. Nees von Esenbeck, Fräulein, Garvestrasse 28.
97. Nehring, W., Dr. Geh. Reg.-Rat, Universitätsprofessor, Sternstr. 22, pt.
98. Neuling, Herm., Sekretär a. D., Neue Schweidnitzerstrasse 11.
99. Nitsche, Dr. Sanitätsrat, Augustastrasse 65, pt.
100. Norden, E., Dr. Universitätsprofessor, Tiergartenstrasse 87, III.
101. Oberdieck, H., Professor, Ohlau-Ufer 42.
102. Olbrich, C., Dr. Oberlehrer, Martinistrasse 8.
103. Partsch, Carl, Dr. Universitätsprofessor, Gartenstrasse 103, II.
104. Partsch, J., Dr. Universitätsprofessor, Sternstrasse 22, I.
105. Pavel, Rechtsanwalt und Notar, Junkernstrasse 32.

106. Petschke, R., Oberlehrer, Viktoriastrasse 24.
107. Pillet, Alfr., Dr. Privatdocent, Kronprinzenstrasse 69, III.
108. Pinckernelle, Dr. med., prakt. Arzt, Gartenstrasse 57.
109. Polek, Dr. Geh. Reg.-Rat, Universitätsprofessor, Kaiser Wilhelmstr. 87, pt.
110. Ponfick, Dr. Geh. Med.-Rat, Universitätsprofessor, Novastrasse 3.
111. Porsch, Dr. Justizrat, Am Ohlau-Ufer 14.
112. Probst, O. F., Oberlehrer an der Kgl. Baugewerkschule, Breitestr. 6/7.
113. Proskauer, O., Referendar, Schuhbrücke 27.
114. Reinelt, Johann (Philo vom Walde), Lehrer, Michaelisstr. 62, II.
115. von Rentz, Freiherr, Redakteur, Matthiasstrasse 90.
116. Richter, Bruno, Kgl. Hofkunsthändler, Schweidnitzerstrasse 8.
117. Riesengebirgsverein, Ortsgruppe Breslau, z. H. Herrn Stadtschulinspektor Dr. Handloss, Klosterstrasse 69.
118. Riess, Eugen, Kaufmann, Ohlauerstadtgraben 26.
119. Röhlicke, Marie, Fräulein, Lehrerin, Königsplatz 5a.
120. Röse, O., Chefredakteur, Kaiser Wilhelmstrasse 63.
121. Roesler, Marie, Frau, Altscheitnig, Villa Roesler.
122. Rosenbaum, Frau Kommerzienrat, Kaiser Wilhelmstrasse 115.
123. Sabel, Robert, Lehrer, Monhauptstrasse 13.
124. Sannig, Rektor, Matthiasplatz 18.
125. Sarrazin, Dr. Universitätsprofessor, Kaiser Wilhelmstrasse 52, III.
126. Schindler, Fritz, Kaufmann, Neudorfstrasse 68, I.
127. Schlott, Helene, Fräulein, Schulvorsteherin, Kronprinzenstrasse 13.
128. Schmidt, Rudolf, Professor, Grosse Feldstrasse 11.
129. Schneider, Konrad, Expeditions-Vorsteher, Schuhbrücke 84.
130. Schultze, Elise, Fräulein, Ring 24.
131. Schulz, Herm., Rektor, Hirschstrasse 23.
132. Schwerdt, stud. jur., Margaretenstrasse 26.
133. Sdralek, Max, Dr. Domherr, Universitätsprofessor, Domstrasse 10.
134. Seger, H., Dr. Direktor, Charlottenstrasse 9.
135. Sellge, Julius, Dr. Oberlehrer, Am Brigittental 47, II.
136. Semrau, F., Oberlehrer, Höfchenstrasse 81.
137. Semrau, M., Dr. Universitätsprofessor, Kronprinzenstrasse 44.
138. Siebs, Theodor, Dr. Universitätsprofessor, Hohenzollernstrasse 53, II.
139. Sittenfeld, Ludwig, Schriftsteller, Grosse Feldstrasse 29.
140. Skutsch, Dr. Universitätsprofessor, Elsasserstrasse 13, II.
141. Slawisch-Philologisches Seminar der Kgl. Universität.
142. Speck, Herm., stud. phil., Matthiasplatz 9.
143. Stern, William, Dr. Privatdozent, Höfchenstrasse 101.
144. Stoeckel, Major a. D., Garvestrasse 30.
145. Toeplitz, Fritz, Dr. med., Neue Gasse 4.
146. Tunk, P., Dr. phil., Gneisenaustrasse 14, II.
147. Türk, Gustav, Dr. Bibliothekar, Matthiasplatz 16.
148. Unitas, kath. Studentenverein, Hôtel König v. Ungarn, Bischofstr. 13.
149. Unterlauff, Maximilian, Beneficiat und Archivar, Kleine Domstr. 4, I.
150. Vogt, H., Professor, Tiergartenstrasse 22.
151. Vogt, W. H., Dr. phil., Tiergartenstrasse 22.
152. von Wallenberg-Pachaly, Gotth., Consul, Rossmarkt.
153. Wawrczyk, Berth., Lehrer, Bartschstrasse 4.

154. Wendriner, R., Dr., Freiburgerstrasse 30.
155. Wendt, H., Dr., Bibliothekar, Neudorfstrasse 49.
156. Wiedemann, Dr. phil. Direktor, Nicolaistadtgraben 20.
157. Wiesenthal, Bernhard, Lehrer, Seidlitzstrasse 8.
158. Wilda, O., Dr. Redakteur, Moritzstrasse 25.
159. Winfridia, katholische Studenten-Verbindung, Seminargasse 15.
160. Wislicenus, Max, Professor, Ohlauufer 35.
161. Woywod, Verlagsbuchhändler, Klosterstrasse 3.
162. Wutke, Dr. Archivar, Kurfürstenstrasse 16, II.
163. Zacher, Dr. Universitätsprofessor, Gr. Feldstrasse 11 a.

## B. Auswärtige Mitglieder

(mit Ausschluss der Ortsgruppe Warmbrunn).

1. Arndt, Bruno, Dr. phil., Kattowitz, Friedrichstrasse.
2. Arnoldische Buchhandlung, Dresden, Altmarkt.
3. Askevold, Ingolf, Düsseldorf, Gräfenberger Chaussee 113.
4. Aussner, L., Apotheker, Landeshut i. Schl.
5. Aydam, Oberlehrer, Leobschütz.
6. Bähnisch, Gymnasialdirektor, Kreuzburg O.-S.
7. Baer, Dr. Sanitätsrat, Hirschberg.
8. Baeumker, Dr. Universitätsprofessor, Strassburg i. E., Wenckerstr. 8.
9. Baldrich, Oberlehrer, Gleiwitz.
10. Bartsch, Adolf, Lehrer, Kattowitz, Mühlstrasse 37.
11. Bauch, Bruno, Dr., Charlottenburg, Schillerstrasse 98.
12. Baumert, Dr. Professor, Jauer.
13. Becker, Major, Sprottau.
14. Bednarz, Dr. Oberlehrer, Striegau.
15. Bedürftig, Landmesser, Aschersleben.
16. Behrendt, J., Professor, Patschkau.
17. Berndt, Rentier, Neisse.
18. Bernheim, E., Dr. Universitätsprofessor, Greifswald.
19. Beschorner, Oberlehrer, Neisse.
20. Beyer sen., Hôtelier, Salzbrunn, Hôtel zur Sonne.
21. Bibliothek, Reichsgräfl., auf Schloss Fürstenstein, z. H. Herrn Bibliothekar Endemann.
22. Bleisch, Joseph, Leiter der Stiftsschule, Juliusburg R.-B. Breslau.
23. Böhm, Joh., Professor, Budweis, Ottokarstrasse 8.
24. Böhnisch, Oberlehrer, Leobschütz.
25. Brock, Dr. Prof., Gymnasialdirektor, Oels.
26. Buchwald, Friedrich, Apotheker, Reichenbach i. Schl., Mohrenapotheke.
27. Büttner, H., Zabrze O.-S., Donnersmarckhütte, Beamtenh. II.
28. Chrząszcz, Joh., Dr. Pfarrer, Peiskretscham.
29. Classe, Max, Lehrer, Goldberg i. Schl.
30. Clemenz, Bruno, Lehrer, Liegnitz, Piastenstrasse 26.
31. Croce, Anton, Rechtsanwalt, Patschkau.
32. Dähnhardt, Dr. Oscar, Oberlehrer, Leipzig, Jacobstrasse 11.

33. Danigel, Hugo, Buchdruckereibesitzer, Prausnitz, Bez. Breslau.
34. Denk, Josef, Pfarrer, Straussdorf bei Grafing (Baiern).
35. Dieterich, Albrecht, Dr. Universitätsprofessor, Heidelberg.
36. Dobroschke, Referendar, z. Zt. Berlin SW., Teltowerstrasse 51, II.
37. Dobschall, Gertrud, Fräulein, Dr. phil., Leipzig, Lösnigerstrasse 16.
38. Dombek, Redakteur, Beuthen O.-Schl.
39. Dondorff, kommissar. Oberlehrer, Kattowitz O.-Schl.
40. Drechsler, Dr., Direktor des Progymnasiums in Zabrze O.-Schl.
41. Drzazdzynski, Professor, Leobschütz.
42. Eberlein, Lic. theol., Pastor, Gross-Strehlitz O.-Schl.
43. Eichner, A., Oberlehrer, Lauban.
44. Ellguther, Dr. Rabbiner, Neisse.
45. Elsner, Lehrer, Ludwigsdorf, Kreis Neurode.
46. Ender, Seminarlehrer, Ober-Glogau.
47. Eulengebirgsverein, Ortsgruppe Reichenbach i. Schl., z. H. Herrn Kreisschulinspektor Thamm.
48. Feilberg, H. F., Pastor em., Dr. phil., Askov bei Vejen, Dänemark.
49. Feist, Pastor, Festenberg i. Schl.
50. Fipper, Lehrer, Beuthen O.-Schl.
51. Fitzner, W., Fabrikbesitzer, Laurahütte.
52. Fleischer, Kreissekretär, Gross-Strehlitz O.-Schl.
53. Forche, Pfarrer, Hirschberg i. Schl.
54. Frank, Apotheker, Patschkau.
55. Franzkowski, J., Hauptlehrer und Cantor, Gross-Wartenberg.
56. Friedel, Ferdinand, k. k. Finanzwach-Oberrespicient, Katharein bei Troppau Oesterr.-Schl.
57. Friedrich, Pastor, Seichau, Kreis Jauer.
58. Frommhold, Dr. jur., Universitätsprofessor, Greifswald.
59. Gabriel, Pfarrer, Bralin, Kreis Gross-Wartenberg.
60. Gaidoz, Henri, Professor, Paris, Rue Servandoni 22.
61. Gauglitz, Lehrer, Münsterberg.
62. Gerstmann, Hugo, Leipzig, Goethestrasse 6.
63. Gierth, G., Seminarlehrer, Münsterberg.
64. Giesmann, Güter-Direktor, Neuhaus bei Patschkau.
65. Glamann, Direktor der Idioten-Anstalt Liegnitz.
66. Glatzer Gebirgsverein, z. H. Herrn Oberstleutn. z. D. Schauwecker, Glatz.
67. — Section Gleiwitz, z. H. Herrn Dr. C. Deventer.
68. — Section Landeck, z. H. Herrn Amtsgerichtsrat Seibt.
69. — Section Mittelwalde, z. H. Herrn Zilgert.
70. — Section Reinerz.
71. — Section Schlegel.
72. Glöckner, Stephan, Dr. phil., Beuthen O.-Schl., Gymnasialstrasse 12.
73. Golz, Dr. phil., Leipzig, Lampestrasse 11.
74. Gorges, Oberlehrer Dr., Cöthen, Anhalt, Langestrasse 49.
75. Görlich, Aloys, Lehrer, Liebau i. Schl.
76. Gössgen, Waldemar, Dr. Oberlehrer, Görlitz, Luisenstrasse 14.
77. Gregor, Jos., Pfarrer, Tworkau O.-Schl.
78. Gross, Gerichtsrat, Münsterberg i. Schl.
79. Grosser, Lehrer, Löwen i. Schl.

80. Grossherzogliche Hofbibliothek, Darmstadt.
81. Grossherzogliche Bibliothek, Weimar.
82. Growald, Apotheker, Posen, Wilhelmsplatz 13.
83. Grüttner, Max, Gerichtsassessor, Görlitz, Hospitalstrasse 5.
84. Grund, cand. med., Berlin NW., Carlsstrasse 46.
85. Gühmann, Bruno, Kaufmann, Zobten.
86. Güntzel, Oskar, Buchdruckereibesitzer und Buchhändler, Schweidnitz.
87. Gusinde, Oskar, Amtsrichter, Zabrze.
88. Gutmann, Schulleiter, Liebau i. Schl.
89. Hahn, Dr. Bürgermeister, Patschkau.
90. Hahn, Dr. Schulrat, Gross-Strehlitz O.-Schl.
91. Hahnel, Pfarrer, Schömberg, Kreis Landeshut.
92. Hallwig, Georg, Kaplan, Patschkau.
93. Hannig, Franz, Dr. phil., Strassberg, Kr. Lauban, Post Wigandsthal.
94. Hauptmann, Carl, Dr., Schreiberhau.
95. Hellmann, Stadt-Syndikus, Neisse.
96. Hellmich, M., Kgl. Landmesser, Glogau, Kleine Oderstrasse 4.
97. Henckel, Graf Guido, Fürst von Donnersmarck, Durchlaucht, Neudeck OS.
98. Herbarth, Paul, Obersekretär, Neisse.
99. von Heydebrand und der Lasa, Excellenz, Nassadel bei Namslau.
100. Heyn, Pastor, Mollwitz bei Brieg.
101. Hinke, Oskar, Lehrer, Ober-Leisersdorf, Post Adelsdorf i. Schl.
102. Hirsch, Garnisonverwalter, Sprottau.
103. Hitschfeld, Pfarrer und Kreisschulinspektor, Arnsdorf i. Rgb.
104. Hof- und Staatsbibliothek, München.
105. Hoffmann, Fed., Hauptlehrer, Heinrichswalde, Kreis Frankenstein.
106. Hoffmann, Oberlehrer, Habelschwerdt.
107. Hohaus, Dr. Stadtpfarrer, Habelschwerdt.
108. Holleck, Professor Dr. Gymnasialdirektor, Leobschütz.
109. Honika, Oberlehrer, Beuthen O.-Schl.
110. Hübner, Kgl. Bergwerks-Direktor, Paulusgrube b. Morgenroth O.-Schl.
111. Hüppauf, Alfred, Kreissekretär, Hoyerswerda.
112. Jäckel, Pfarrer, Hirschfeldau, Kreis Sagan.
113. Jacob, Dr. pract. Arzt, Friedeberg a. Queis.
114. Jahn, Oberlehrer, Beuthen O.-Schl.
115. Jäschke, Lehrer, Liebau i. Schl.
116. Jiriczek, Otto, Dr. Universitätsprofessor, Münster i. Westf.
117. Jonetz, Kreisschulinspektor, Pinne, Provinz Posen.
118. Jünschke, Kaplan, Schreckendorf bei Landeck i. Schl.
119. Jurczyk, Kontrolleur, Rosdzin O.-Schl.
120. Kalbeck, Max, Schriftsteller, Wien IX, Porzellangasse 48.
121. Kampe, Luitgard, Fräulein, Wölfelsgrund bei Habelschwerdt.
122. von Karnowski, Professor Dr., Leobschütz.
123. Kasper, Lehrer, Hain i. Riesengebirge.
124. Kirchner, Professor Dr., Brieg.
125. Klein, Martin, Dr. Gymnasial-Oberlehrer, Rawitsch.
126. Kleinwächter, Dr. Oberlehrer, Zabrze O.-Schl.
127. Klimas, Pfarrer, Tarnau, Kreis Oppeln.
128. Klimke, Karl, Dr. phil., Lauban.

129. Klings, Carl, Schöneberg-Berlin, Gesslerstrasse 16.
130. Knappe, Oberlehrer, Kattowitz.
131. Knoop, Otto, Oberlehrer, Rogasen i. Posen.
132. Knötel, J., Dr. Oberlehrer, Tarnowitz.
133. Köhler, Gustav, Lehrer, Striegau.
134. Köhler, Diaconus, Rankau.
135. Kolitschke, Bürgermeister, Tarnowitz.
136. Kolodziej, Peter, Steinbruchbesitzer, Siemianowitz bei Laurahütte O.-S.
137. Kopfstein, Dr. Rabbiner, Beuthen O.-Schl.
138. Kornke, Professor, Glatz.
139. Koschwitz, Oberlehrer, Schweidnitz, Peterstrasse 21.
140. Koziol, Dr. Stabsarzt, Beuthen O.-Schl.
141. Kratz, Landes- und Oberbergrat a. D., Gross-Lichterfelde, Ringstr.
142. Krauss, Hermann, pr. Apotheker, Dresden-Altstadt, Dürerstrasse 47.
143. Krögler, Dr. Professor, Salzburg, Faberstrasse 15.
144. Krohn, Dr. Direktor des Pädagogiums, Katscher O.-Schl.
145. Kroll, W., Dr. Universitätsprofessor, Greifswald.
146. Kühn, Rechtsanwalt, Jauer.
147. Kühnau, Dr. Gymnasialoberlehrer, Patschkau.
148. Kunick, Lehrer, Striegau, Ring 44.
149. Kupka, Seminarlehrer, Rosenberg O.-Schl.
150. Kurzidim, Oberlehrer, Sagan.
151. Lamprecht, Carl, Sprottau.
152. Landsberg, Rechtsanwalt, Oels.
153. Langer, Staatsanwalt, Oels.
154. Laska, Bruno, Pfarrer, Pschow, Kreis Rybnik, O.-Schl.
155. Latacz, Rektor, Kattowitz.
156. Latzel, Lehrer, Liebau.
157. Lehmann, Professor Dr., Leobschütz.
158. Lesehalle, Oeffentliche, Neisse (z. H. des Herrn Rechtsanwalt Grzimek).
159. Lessmann, Heinrich, Dr. Oberlehrer, Charlottenburg, Krummestr. 8.
160. Lichter, A., Lehrer, Gr.-Friedrichsfelde b. Leutmannsdorf, Kr. Schweidn.
161. Lillge, Friedrich, Dr. Oberlehrer, Bremen, am Wall 173.
162. Lissel, Landgerichtsrat, Liegnitz.
163. Łopaciński, Hieron., Gymnasiallehrer, Lublin (Polen), Krakowskie Przedmieście, dom. Zinkiewicza.
164. Loewy, A., Dr., Bunzlau.
165. Lucius, Robert, Oberlehrer, Coburg, Theaterplatz 11.
166. Lukaschik, Fabrikbesitzer, Tarnowitz.
167. Lux, Dr. prakt. Arzt, Patschkau.
168. Machule, Friedrich, Oberlehrer, Potsdam, Marienstrasse 15.
169. Magistrat Bolkenhain.
170. Magistrat Gleiwitz.
171. Magistrat Kattowitz.
172. Magistrat Oppeln.
173. Magistrat Ratibor.
174. Magistrat Schweidnitz.
175. Mahner, Paul, Lehrer, Beuthen O.-Schl.
176. Malende, Dr. Königl. Seminardirektor, Peiskretscham O.-Schl.

177. Maliske, Kaplan, Berlin N, Schönhauser Allee 182.
178. Mandel, Pfarrer, Löbnitz bei Bitterfeld.
179. Marmetschke, Pfarrer, Leuthen bei Breslau.
180. Märtin, P., Buchdruckereibes. (Firma Maretzke & Märtin), Trebnitz i. Schl.
181. Maske, Verlagsbuchhändler, Oppeln.
182. Mátyás, Karl Ritter von, Dr., Limanowa (Galizien).
183. Maurach, Polizeikommissar, Danzig.
184. Maychrzak, Dr. Oberlehrer, Kattowitz.
185. Maydorn, Dr. phil., Direktor der höheren Töchterschule, Thorn.
186. Mayn, Dr. Oberlehrer, Aschersleben.
187. Meier, Albert, Oberlehrer, Gleiwitz.
188. Meier, John, Dr. Universitätsprofessor, Basel (Schweiz).
189. Meissner, Regierungsbaumeister, Bolkenhain.
190. Mende, Apothekenbesitzer, Glatz.
191. Mende, Restaurateur, Beuthen O.-Schl.
192. Menne, Karl, Dr. phil., Halle a. S., Schimmelstrasse 17.
193. Mertens, Albert, Oberlehrer, Lauban, Aeussere Naumburgerstrasse 8.
194. Metzner, Franz, Pfarr-Administrator, Auras.
195. Metzner, K., Lehrer, Friedeberg a. Queis.
196. Meyer, A., Gymnasiallehrer, Gleiwitz.
197. Meyer, Gertrud, Fräulein, Lehrerin, Grünberg.
198. Michalski, J., Verbands-Sekretär, Ob.-Heiduck b. Schwientochlowitz O.-S.
199. Michalsky, Dr. Oberlehrer, Neisse, Marienstrasse 2.
200. Moch, Oberlehrer, Leobschütz.
201. Moecke, Oberlehrer, Glatz.
202. Mogk, Eugen, Dr. Universitätsprofessor, Leipzig, Färbergasse 15.
203. Moser, Pastor, Dietersdorf bei Rossla a. Harz.
204. Müller, Anton, Dr. Oberlehrer, Frankenstein i. Schl.
205. Müller, Paul, Oberlehrer, Myslowitz.
206. Müller, Pfarrvicar, Leobschütz.
207. Müller, Deichhauptmann, Bad Langenau.
208. Münzer, Lehrer, Kattowitz.
209. Napieralski, Redakteur, Beuthen O.-Schl.
210. Nerlich, Rob., prakt. Arzt, Kuttlau, Kreis Glogau.
211. Neugebauer, Pfarrer, Dittersbach, Kreis Sagan.
212. Neustadt, Dr. med., Wiesbaden, städtisches Krankenhaus.
213. Nischkowsky, Dr., Trachenberg.
214. Nitsche, Apotheker, Neisse.
215. Nobel, Max, Kantor, Landeck i. Schl.
216. Nolte, Oberlehrer, Beuthen O.-Schl.
217. Nonnast, Pfarrer, Wölfelsdorf bei Habelschwerdt.
218. Nowack, Alph., Religionslehrer, Neustadt O.-Schl.
219. Ochmann, Pet., Lehrer, Bogutschütz, Kreis Kattowitz.
220. Oelsner, Dr. Professor, Frankfurt a. M., Arndtstrasse 49.
221. Olbrich, Lehrer, Kattowitz.
222. Parker, James & Co., Oxford, 27 Broad Street, England.
223. Paschke, P., Dr. Pfarrer, Wahren bei Dyhernfurth.
224. Patschovsky, Hauptlehrer, Dittersbach bei Liebau i. Schl.
225. Patzak, Dr. phil., Liegnitz, Sophienstrasse.

226. Pautsch, Oswald, Dr. phil., Oppeln, Gymnasium.
227. Peters, Ignaz, Professor, Leitmeritz.
228. Petsch, R., Dr. Privatdocent, Würzburg, Mergentheimerstrasse 24.
229. Pfeiffer, Otto, Dr., Steinau a. O.
230. Philomathie Glatz, z. H. Herrn Professor Kornke.
231. Philomathie Oppeln, z. H. Herrn Oberlehrer Jung.
232. Philomathischer Verein, Goldberg.
233. Pietsch, P., Dr. Universitätsprofessor, Berlin W. 30, Motzstrasse 12.
234. Pietsch, Lehrer, Gleiwitz, Teuchertstrasse 33.
235. Pincus, Dr. Referendar, Grünberg i. Schl.
236. Pohludka, Oberlehrer, Hruschau, Oesterr.-Schl.
237. Pradel, F., Dr. phil., Brieg, Wagnerstrasse 7.
238. Prohasel, Professor, Königshütte.
239. Przywara, Michael, Pfarrer, Fürstl. Neudorf bei Bralin.
240. Quehl, Bürgermeister, Kattowitz.
241. Rauprich, Max, Dr. Kreisschulinspektor, Tarnowitz O.-Schl.
242. Rauschel, Lehrer, Schoppinitz O.-Schl.
243. Regell, Dr. Professor, Hirschberg.
244. Reiche, Rechtsanwalt, Sprottau.
245. Reiter, Dr. Privatdozent, Prag, Kgl. Weinberge 916.
246. Richter, Dr. phil., Neisse, Bahnhofstrasse 10.
247. Riesengebirgsverein, Hauptvorstand, Hirschberg (z. H. Oberst a. D. Bialonski).
248. — Ortsgruppe Berlin (z. H. Hrn. Professor Dr. Perlewitz, Berlin N., Friedenstrasse 11).
249. — Ortsgruppe Bunzlau (z. H. Hrn. Seminarlehrer Weitz, Feldstr. 7).
250. — Ortsgruppe Glogau (z. H. Hrn. Vorsitzenden Eichner).
251. — Ortsgruppe Görlitz.
252. — Ortsgruppe Greiffenberg (z. H. Hrn. Kaufmann Hörder).
253. — Ortsgruppe Hermsdorf (städt.) (z. H. Hrn. Schatzmeister Beier, Hermsdorf [städt.]).
254. — Ortsgruppe Leipzig (z. H. Hrn. Dr. med. Meissner, Rossstr. 12).
255. — Ortsgruppe Liebau (z. H. Hrn. Bürgermeister Springer).
256. — Ortsgruppe Petersdorf.
257. — Ortsgruppe Sagan (z. H. Hrn. Hermann Kirsch).
258. — Ortsgruppe Schönau a. Katzb. (z. H. Hrn. Amtsrichter Kleinwächter).
259. — Ortsgruppe Stettin (z. H. Hrn. Professor Ulich, Bismarckstr. 17).
260. — Ortsgruppe Striegau (z. H. Hrn. Oberlehrer Dr. Baumert).
261. — Ortsgruppe Wohlau (z. H. Hrn. Schriftführer Kettner).
262. Riesengebirgsverein, Oesterreichischer, Johannisbad, Böhmen.
263. Ritter, Dr. Professor, Oels.
264. Rittner, Lehrer, Wersingawe, Kreis Wohlau.
265. Ritzmann, Apothekenbesitzer, Kostenblut i. Schl.
266. Rose, Professor, Neisse.
267. Rose, Josef, Pfarrer, Reichenau, Kreis Glatz.
268. Rosteck, Dr. med., Ratibor.
269. von Rothkirch und Trach, E., Graf, Excellenz, Panthenau bei Arnsdorf.
270. Rupprecht, Dr. techn. Direktor, Reichenstein.
271. Scherman, Luc., Dr. Universitätsprofessor, München, Giselastrasse 8.

272. Schilling, Franz, Oberlehrer, Leobschütz.
273. Schitting, Amtsrichter, Zabrze.
274. Schmidt, Gymnasiallehrer, Kattowitz, Roonstrasse 9.
275. Schneege, Dr. Oberlehrer, Hirschberg.
276. Schneider, J., Dr. Oberlehrer, Neustadt O.-Schl.
277. Schnürer, Gustav, Dr. Universitätsprofessor, Freiburg i. d. Schweiz.
278. Scholz, Lotte, Frl., Klein-Tinz, Post Domslau, Kreis Breslau.
279. Scholz, Oscar, Rentner, Herzogswaldau bei Jauer.
280. Schönaich, Dr. Oberlehrer, Jauer i. Schl.
281. Schott, Pastor, Geischen bei Saborwitz.
282. Schroeder, Edward, Dr. Universitätsprofessor, Göttingen, Grüner Weg 2.
283. Schullehrer-Seminar, Kgl. evangel., Kreuzburg O.-Schl.
284. Schulte, Dr. Professor, Königl. Gymnasialdirektor, Glatz.
285. Schulte, Anton, Referendar, Berlin SW., Alte Jacobstrasse 10, I.
286. Schultze, Dr. Bürgermeister, Greifswald.
287. Schultze, Alfr., Dr. Universitätsprofessor, Jena, Grietgasse 11.
288. Schulz, H., Dr. phil., Bibliothekar, Leipzig, Sidonienstrasse 50.
289. Schulz, Paul, Hauptlehrer, Keula i. d. Lausitz.
290. Schwantag, C., cand. phil., Sprottau.
291. Seidel, Heinrich, Dr. Oberlehrer, Sagan.
292. Seidel, Dr. Oberlehrer, Boppard a. Rhein.
293. Siegert, Apothekenbesitzer, Reichenstein.
294. Sienawski, Professor, Glatz.
295. Simon, Professor, Glatz.
296. Skowronski, Dr. phil., Beuthen O.-Schl.
297. Skowronski, Pfarrer, Ellguth bei Zülz.
298. Skowronski, Alb., Buchhalter, Posen, Kopernikusstrasse 3.
299. Sobczik, Dr., Schuldirigent, Beuthen O.-Schl.
300. Soltmann, Dr. Professor Medizinalrat, Leipzig, Goethestrasse 9.
301. Sprotte, Gymnasialdirektor, Gross-Strehlitz O.-Schl.
302. Stanjek, Joh., Dr. Redakteur, Glogau.
303. Stäsche, Dr. Oberlehrer, Tarnowitz.
304. Stier, Georg, Pastor, Lorenzdorf bei Oberrosen, Kreis Strehlen.
305. Strachwitz, Graf, Kosel bei Patschkau.
306. Stromsky, Ober-Kaplan, Patschkau.
307. Sturm, L., Hauptlehrer, Goldberg i. Schl.
308. Süsse, Oberlehrer, Gleiwitz.
309. Swowoda, Fritz, Lehrer, Berlin.
310. Szaflik, J., Bankdirektor, Beuthen O.-Schl.
311. Thielscher, Hermann, Rentier, Blasewitz bei Dresden, Johannstrasse 2.
312. Tiffe, Oberlehrer, Gleiwitz.
313. Tippel, Chefredakteur, Schweidnitz.
314. Tippel, Frau Chefredakteur, Schweidnitz.
315. Trogisch, Amtsgerichtssekretär, Patschkau.
316. Troska, Ferd., Dr. phil., Schöneberg bei Berlin, Brünhildenstrasse 15.
317. Tschierschky, Stadtrat, Görlitz.
318. Universitätsbibliothek, Königl., Bonn.
319. Universitätsbibliothek, Königl., Marburg i. H.
320. Universitätsbibliothek, Königl., Tübingen.

321. Universitäts- und Landesbibliothek, Kaiserl., Strassburg i. Els.
322. Urban, Oberlehrer, Glatz.
323. Verein für Volkskunde Berlin (z. H. Herrn Prof. Dr. M. Roediger, Berlin SW. 48, Wilhelmstrasse 140).
324. Vieweger, Kataster-Kontrolleur, Rössel, Rgbz. Königsberg.
325. Vogt, O., Hauptlehrer, Wüstegiersdorf.
326. Volkmer, Dr. Schulrat, Königl. Seminar-Direktor, Habelschwerdt.
327. Volkmer, A., Oberlehrer, Gleiwitz.
328. Vordück, Oberlehrer, Neisse.
329. Wachler, Dr., Berlin W., Ansbacherstrasse 15.
330. Wagner, A., Dr. Königl. Seminardirektor, Rosenberg O.-Schl.
331. Wahner, Josef, Dr. Oberlehrer, Neisse.
332. Waldstein, Dr. Rechtsanwalt, Oels.
333. Walter, Oberlehrer, Patschkau.
334. Wannieck, Friedr., Fabrikbesitzer, Brünn, Dörnrössel 21.
335. Wannieck, Osc. Frd., Brünn, Dörnrössel 21.
336. Warmbrunn, Oberbürgermeister, Neisse.
337. Warnatsch, Dr. Oberlehrer, Glogau.
338. Waschow, Königl. Seminar-Direktor, Zülz.
339. Websky, Ernst, Oberleutnant d. R., Tannhausen i. Schl.
340. Weidner, Pfarrer, Herzogswaldau bei Sagan.
341. Weiss, Ed., stud. theol., Klausenburg i. Siebenbürgen.
342. Welzel, Uhrmacher, Wartha.
343. Wentzel, Julius, Fabrikbesitzer, Hundsfeld bei Breslau.
344. Weyrauch, M., Dr. phil., Pr.-Stargard.
345. Wilde, Dr. med., Stabsarzt, Peterswaldau.
346. Willner, Dr. phil., Stolberg bei Aachen, Zweifaller Strasse 53.
347. Wilpert, Dr. Oberlehrer, Oppeln.
348. Winkler, E., Prokurist, Hettstedt.
349. Wissenschaftlicher Verein, Striegau.
350. Woas, Königlicher Baurat, Brieg.
351. Wojciech, Pfarrer, Löwen i. Schl.
352. Wolf, Alfr., Amtsgerichtsrat, Bunzlau.
353. Wossidlo, R., Oberlehrer, Waren i. Mecklenburg.
354. Wotke, J., Oberlehrer, Zabrze, Kronprinzenstrasse 7.
355. Zdralek, Dr. Professor, Leobschütz.
356. Zimmermann, A., Dr., Kaiserl. Legationsrat, London, Deutsche Botschaft.
357. Zimmern, Dr. Universitätsprofessor, Leipzig.
358. Zivier, E., Dr. Fürstlicher Archivar, Pless O.-Schl.
359. Zobtener Gebirgsverein (z. H. Herrn Rechtsanwalt Jahr, Zobten a. B.).
360. Zwirzina, Pfarrer, Lohnau, Kreis Cosel O.-Schl.
361. Zymbal, Dr. Sanitätsrat, Neisse.

## C. Ortsgruppe Warmbrunn.

Vorsitzender: Dr. Nentwig, Reichsgräfl. Archivar und Bibliothekar.
Schriftführer und Kassierer: Leipelt, Buchhändler.

1. Aulich, W., Kunstmaler, Schreiberhau.
2. Beyer, Hotelbesitzer, Warmbrunn.
3. Füllner, Kommerzienrat, Fabrikbesitzer, Herischdorf.
4. Hickmann, Leutnant, Herischdorf bei Warmbrunn.
5. Hoffmann, Dr., Reichsgräfl. Badearzt, Warmbrunn.
6. Jungfer, Lehrer, Herischdorf bei Warmbrunn.
7. Klosse, Domänenpächter, Hermsdorf u. K.
8. Lange, Conrad, Apotheker, Hermsdorf u. K.
9. Lange, Dr. Arzt, Warmbrunn.
10. Langer, Rechnungsrevisor, Warmbrunn.
11. Leipelt, Buchhändler, Warmbrunn.
12. Liedl, Reinhold, Kaufmann, Warmbrunn.
13. Linke, Rentier, Warmbrunn.
14. Lütke, Pastor, Kaiserswaldau.
15. Majoratsbibliothek, Warmbrunn.
16. Mitschke, Buchhalter, Hermsdorf u. K.
17. Moldenhawer, Frau, Rentiere, Warmbrunn.
18. Müller, Valeska, Rentiere, Warmbrunn.
19. Nentwig, Dr. Archivar, Warmbrunn.
20. Reissig, Carl, Fabrikbesitzer, Warmbrunn.
21. Reuter, Oberst, Herischdorf.
22. Riesengebirgsverein, Ortsgruppe Warmbrunn.
23. Ruppert, Wold., Fabrikbesitzer, Herischdorf.
24. Schmeidel, Fabrikbesitzer, Hermsdorf u. K.
25. Schönfeld, Lehrer, Warmbrunn.
26. Siebelt, Rentmeister, Hermsdorf u. K.
27. Stimm, Franz, Hôtelier, Warmbrunn.
28. Thienel, Lic., Geistl. Rat, Erzpriester, Warmbrunn.
29. Troche, Dr. Arzt, Warmbrunn.

Buchdruckerei Maretzke & Märtin, Trebnitz i. Schl.